Zwölf Schulreden

an der

Königl. Studienanstalt bei St. Anna

in Augsburg

bei der jährlichen Schlußfeier

gehalten von

Dr. Christian Wilhelm Joseph Cron,

k. Oberstudienrat und Studienrektor a. D.

Augsburg.

Verlag der Math. Rieger'schen Buchhandlung.

1888.

Ein Scherflein

zur

Gedächtnißfeier

für

König Ludwig den Ersten von Bayern

in Ehrerbietung dargebracht.

Vorwort.

Anlaß und Antrieb, vorliegende kleine Sammlung von Schulreden mit der beabsichtigten Landesfeier zum Gedächtnis an König Ludwigs des Ersten Geburt in Verbindung zu setzen, bot die letzte der hier vereinigten Reden.

Gegenstand und Gang der Betrachtung führten von selbst zur Bezugnahme auf eine Kundgebung König Ludwigs, die, der Verherrlichung eines der hervorragendsten deutschen Dichter gewidmet, sich ganz von selbst auch zu einem Ehrendenkmal für den Urheber selbst gestaltete. Die maßgebenden Gesichtspunkte für eine solche Auffassung sind in der Rede selbst dargelegt und bedürfen hier keiner Wiederholung. Dagegen dürfte es wohl angemessen sein, mit einem Worte darauf hinzuweisen, daß eine Aeußerung König Ludwigs in dem angeführten Lebensabrisse mit dem Zweck und Inhalt einiger der hier veröffentlichten Reden in bemerkenswertem Einklang steht. Ich meine die Aeußerung, welche wörtlich lautet:

„An der hochverdienten Schulpforte, der griechischen und lateinischen Sprache sich vorzüglich befleißend, sprühte sein Geist die ersten dichterischen Funken."

Diese wenigen Worte scheinen dem Verfasser vorliegender Schulreden und vielleicht noch manchem anderen Vertreter

und Freund der von uns gepflegten Schulbildung hochbedeutsam und höchst wertvoll, zunächst schon deswegen, weil sie das von den Gegnern unserer Gymnasien gern angeführte kleine Gedicht König Ludwigs vollständig aufwiegen. Der in diesem Gedicht gerügte Mangel ist ja kein im Wesen dieser Bildungsanstalten begründeter und mit diesem unzertrennlich verbundener; vielmehr waren es Ursachen und Einflüsse fremder Art, welche zeitweise und vieler Orten den Forderungen und Ratschlägen einsichtiger Männer entgegenwirkten und diese Seite der menschlichen Erziehung nicht recht zu einer ungestörten Entwicklung und Wirksamkeit kommen ließen. Daß in diesem Bereiche König Ludwig bald nach seinem Regierungsantritt förderlich eingriff, ist bekannt, wenn es auch gleich noch geraumer Zeit bedurfte, bis durch die Maßnahmen einer wohlwollenden und einsichtigen Schulverwaltung dem Turnunterricht und den Leibesübungen eine gesicherte Stellung in der eingeführten Schulordnung für die Studienanstalten und Realgymnasien im Königreich Bayern eingeräumt wurde. Wenn auch damit noch nicht allen Wünschen und Anforderungen Genüge gethan ist, so möge man bedenken, daß die natürliche Neigung der Jugend zu Spiel und Leibesbewegung ergänzend hinzutritt, so weit Raum und Zeit es verstatten. Diesen Bedingungen alles irdischen Daseins sind eben auch die Schulen unterworfen.

Was aber noch wichtiger ist in jener Kundgebung König Ludwigs, das ist die unumwundene Anerkennung, daß der von dem jungen Klopstock auf die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache gewendete Fleiß die Schwingen seines Geistes nicht lähmte und schwächte, sondern zu höherem Fluge stärkte und ermutigte. Anerkannt wird auch, daß die Beschäftigung mit den Alten seiner wahrhaft deutschen und christlichen Gesinnung keinen Eintrag that. Denn gerade diese doppelte Seite seines Dichtens und

Denkens, seines Wesens und Strebens in Verbindung mit der erhabenen Schönheit seiner Sprache und Versmaße war es ja, die König Ludwig mit Begeisterung erkannte und schätzte.

Wir Protestanten aber haben noch besonders Grund uns darüber zu freuen, daß König Ludwig die Verdienste einer protestantischen Lehr- und Erziehungsanstalt so rückhaltlos anerkennt. Und zwar war es eine der Fürstenschulen mit der noch unveränderten Lehrverfassung, die ihr im 16. Jahrhundert von den Kurfürsten Moriz und August von Sachsen verliehen worden war, in welcher der damals fünfzehnjährige Jüngling Aufnahme fand und sechs Jahre verweilte. Daß über der Geistesbildung auch Leibespflege nicht versäumt wurde, dafür spricht seine bis ins hohe Alter bewahrte Rüstigkeit und seine begeisterte Liebe zum Eislauf, die er als Vierziger durch das schwungvolle Gedicht gleicher Überschrift zum Ausdruck brachte.

Daß aber König Ludwigs Urteil über die berühmte Fürstenschule nicht etwa bloß durch die Begeisterung für Klopstock eingegeben war, sondern auf gereiften Ansichten und wohlerwogenen Gründen beruhte, dafür sprechen andere gut verbürgte, aus den Jahren 1829 und 1830 stammende Äußerungen, die also zwölf Jahre später — das Buch „Walhalla's Genossen“ erschien 1842 — ihre volle Geltung bewährten, wenn auch die Verhältnisse, wie sie sich in der Wirklichkeit gestalteten, den gehegten Erwartungen nicht in vollem Maße entsprachen. Da nun die durch Allerhöchste Verordnung vom 20. August 1874 ins Leben gerufene und zur Zeit in Wirksamkeit bestehende „Schulordnung für die Studienanstalten im Königreiche Bayern“ die in jenen Äußerungen König Ludwigs des Ersten ausgesprochenen Grundsätze nicht nur nicht verleugnete, sondern vielmehr zur Geltung zu bringen bestimmt war, und König Maximilian

der Zweite, der Freund und Gönner der Wissenschaften und ihrer Vertreter, doch gewiß jenen Grundsätzen nicht abhold war, so darf Bayern in der Übereinstimmung dreier Könige eine Bürgschaft dafür sehen, daß die von König Ludwig im Jahre 1829 ausgesprochene Willensmeinung, die dahin lautete: „Ich will, daß meine Schulen werden sollen, wie die in Sachsen und Württemberg“, in erweitertem Maße in Wirklichkeit getreten ist und, das hoffen wir, in Geltung bleiben wird, indem Bayern in Bezug auf sein Schulwesen hinter keinem anderen deutschen Staate, sei er groß oder klein, zurücksteht. Eine solche Zuversicht, die ihre Berechtigung auch in den bewährten Regierungsgrundsätzen unseres erlauchten Prinz-Regenten hat, dürfte gewiß mit den Gefühlen, die in der bevorstehenden Festzeit zu freudigem Ausdruck kommen werden, in schönstem Einklang stehen.

Inhalt.

I.

Hohe, hochansehnliche Versammlung! *)

Es ist heute das erste Mal, daß ich im Namen des hier versammelten Lehrerkollegiums vor Sie trete, um unter Ihrer ehrenden Teilnahme den feierlichen Schluß des Schuljahres zu vollziehen. Was könnte mir bei dieser Gelegenheit näher liegen, als ein Rückblick auf das verflossene Jahr, das uns so viele und so tief einschneidende Ereignisse gebracht hat? Oder sollte es für eine Lehranstalt nicht von größter Bedeutung sein, wenn der Mann, der fast 50 Jahre als Lehrer an derselben gewirkt, der 33 Jahre lang ihr Vorstand gewesen, der ebenso lange die mit der Studienanstalt eng verbundene Erziehungsanstalt geleitet hat, nun mit einemmal dieser dreifachen Thätigkeit entzogen und in derselben durch andere Personen ersetzt wird? Zwar war es nicht jene unerbittliche Macht, die über allem menschlichen Dasein waltet, und dem einen als letztes Ende, dem frommen Menschen und gläubigen Christen als letzte Vollendung des irdischen und Anfang des ewigen Lebens gilt, welche den so treu und eifrig wirkenden Lehrer und kräftig waltenden Vorstand aus dieser Wirksamkeit abgerufen hat; doch aber auch eine Gewalt, der sich selbst die rüstigste Natur, wenn ihre Zeit gekommen ist, nicht entziehen kann, die Gewalt plötzlich auf-

*) Außer den Lehrern und Schülern, ferner Angehörigen beider und sonstigen Freunden der Anstalt waren regelmäßig auch Vertreter der K. Regierung, des Stadtmagistrates, des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten in amtlicher Eigenschaft, ferner der hochwürdigen Geistlichkeit zugegen. Die Lehrer der befreundeten Lehranstalten, die an anderen Festlichkeiten gegenseitig teilzunehmen pflegten, waren bei dieser Gelegenheit an der Teilnahme meistens durch die eigenen Schlußhandlungen gehindert.

tretender Krankheit und allmählich zunehmender Altersschwäche, welche demselben den Wunsch nach Enthebung von der Last der auf ihm liegenden Pflichten und Sorgen und Mühen mit all' ihrer Verantwortlichkeit nahe legte und der höchsten Staatsbehörde die Erfüllung dieser gerechtfertigten Bitte empfahl. Daß die Gewährung derselben verbunden war mit dem Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit und Anerkennung für die eine so lange Reihe von Jahren hindurch treugeleisteten Dienste, scheint uns allen, die wir längere oder kürzere Zeit an seiner Seite wirkten oder die ihn als ihren Lehrer kennen gelernt und verehrt hatten, selbstverständlich, und wir haben es alle, die wir in der einen oder anderen Eigenschaft dem Verband unserer Schule angehören, aus dem beredten Munde des Vertreters der k. Regierung[1]) bei der Einweisung der neuen Vorstände und Lehrer vernommen. Wollte ich nun nach solchen höchst berechtigten Kundgebungen meinerseits die Rolle eines Lobredners meines Vorgängers übernehmen, so würde ich mich in zweifacher Hinsicht gegen die gute Sitte und eine berechtigte Forderung zu verfehlen glauben: gegen die gute Sitte, welche diese öffentlichen Spenden des Lobes nur den Dahingeschiedenen darzubringen gebietet und nur bei den Höchstgestellten im Leben eine wohlberechtigte Ausnahme zu machen verstattet; gegen eine berechtigte Forderung, welcher ein alter römischer Dichter Ausdruck gibt in den Worten: Ich freue mich, Vater, von dir gelobt zu werden, einem belobten Manne[2]). Dieses Recht des Lobens darf der Sprecher nicht für sich in Anspruch nehmen. Dem Manne, dem es zu gelten hätte, wird es genügen, im dankbaren Andenken derer fortzuleben, denen er als Lehrer durch Unterweisung und Vermahnung genützt hat, denen er als Vorstand und Kollege durch Vorbild und Rat und, wenn es galt, werkthätige Unterstützung förderlich und hilfreich gewesen; wir aber, die wir bis zum letzten Tage seiner Amtsthätigkeit in dienstlicher Beziehung mit ihm verbunden waren, wünschen ihm von Herzen noch schöne Jahre eines durch edeln Genuß gesegneten Ruhestandes im Kreise der Seinigen, denen nichts mehr am Herzen liegt, als seine Tage durch ihre Liebe zu verschönern[3]).

Ich kann indessen von diesem Rückblick auf das verflossene Schuljahr nicht scheiden, ohne noch zweier anderer Männer zu gedenken, welche im Laufe desselben der Schule und dem Lehrstande entrissen wurden. Zwar hatten sie niemals unserem engsten Verbande angehört, waren sogar schon seit längerer oder kürzerer Zeit der Thätigkeit an

der Schule entzogen; aber der gesamte Lehrerstand unseres engeren Vaterlandes betrachtete sie immer noch als seinen Stolz und seine schönste Zier, wie sie denn auch einen im gesamten deutschen Lande hochgeachteten Namen besaßen. Christoph von Held und Christoph von Elsperger: das sind zwei Namen, die untrennbar verbunden sind mit den in der Geschichte des bayerischen und deutschen Schulwesens und Gelehrtenstandes hochangesehenen Namen von Döderlein, Roth und Nägelsbach, welche Männer mit jenen beiden hinwiederum in Friedrich von Thiersch ihren Lehrer und Führer erkannten und ehrten. Der Hingang solcher Männer kann und darf an einer bayerischen Studienanstalt nicht unbemerkt und unerwähnt bleiben, wenn auch gleich das nächste Anrecht, ihrer mit dankbarer Ehrenerweisung zu gedenken, zunächst den Anstalten zufällt, an denen sie so viele Jahre und Jahrzehnte hindurch gewirkt hatten[4]).

Billiger Weise jedoch wendet sich der Blick nicht bloß der Vergangenheit zu, sondern auch der Gegenwart und Zukunft. Gilt ja doch in allem Leben der fast herzlos klingende, aber doch ewig wahre Spruch: der Lebende hat Recht; er hat Recht, weil er auch seine Pflicht hat; weil ihm vor allem unsere Sorge und Bemühung gebührt. Er steht mitten in der Gegenwart mit ihrem Drängen und Treiben, mit ihren sich stets erneuernden Forderungen und Ansprüchen, denen zu genügen er immer willig und bereit sein muß. Wir danken Gott, daß unsere Gegenwart eine solche ist, auf die wir ohne das Gefühl der Beschämung, vielmehr mit gerechtem Stolze und Hochgefühl blicken können; wir, die wir uns als Glieder des deutschen Volkes fühlen, dem es durch Gottes gnädige Fügung gegeben wurde, das, was es in den Zeiten der tiefsten Schmach verloren und — man weiß nicht soll man es den Gipfel der Schmach und Selbsterniedrigung, oder das Höchste christlicher Demut und Ergebung nennen, wozu ein Volk fähig ist — längst auch fast mit seinen Wünschen, jedenfalls mit seinen Hoffnungen und Bestrebungen aufgegeben hatte, wieder zu gewinnen und damit zugleich das Streben seiner edelsten und besten Männer, die ihre Lebenskraft für die Erreichung dieses Zieles eingesetzt haben, zu verwirklichen, wenn auch nur wenige von ihnen diese ersehnte Verwirklichung noch selbst erlebt, ja nur, wie Moses von der Höhe der Berges aus das verheißene Land mit seinen leiblichen Augen sehen durfte, den Anfang und die Gewähr des Erfolges mit dem Auge der zuversichtlichen Hoffnuug geschaut haben. Indeßen steht es mir nicht

zu, in dieser Stunde den Erinnerungen jener großen Tage weiter nachzugehen und etwa gar in den Gefühlen zu schwelgen, welche sie in uns erwecken können: der Gegenstand, den ich mir zur Besprechung gewählt habe, ist vielmehr ein solcher, der ganz und ausschließlich dem Gebiet der Schule angehört; dessen Erörterung sich also auch ganz auf diesem Gebiete bewegen wird. Ich stelle mir nämlich, oder richtiger: mir wird durch Zeit und Umstände die Frage gestellt: wie hat die Schule, insbesondere die gelehrte Mittelschule, das humanistische Gymnasium, wie man es auch nennt, oder, um ganz gesetzlich zu reden, wie haben unsere Studienanstalten den Forderungen der Gegenwart, den neuen Verhältnissen, in denen wir leben, den gesteigerten Ansprüchen in allen Bereichen des öffentlichen Lebens gerecht zu werden? Zu der versuchten Beantwortung dieser Frage erbitte ich mir, hochverehrte Anwesende, Ihr geneigtes Gehör.

Was haben unsere Studienanstalten zu thun, um ihren Pflichten in der gegenwärtigen Zeit gerecht zu werden? Vor allem, sage ich, das von der Vergangenheit empfangene Erbe treu zu bewahren. Wir wollen nicht jenen unsoliden Neuerern gleichen, die, wenn sie vielleicht ein durch die Thätigkeit des Vaters oder der Vorfahren wohlbegründetes und mit befriedigendem Ergebnis bisher betriebenes Geschäft übernommen haben, um glänzendere, oder, wie man sich etwa ausdrückt, brillantere Geschäfte zu machen, das erworbene schöne Vermögen in zwar augenfälligen, aber leichtfertigen Unternehmungen verschleudern und, wenn sie vernünftig sind, zu beschämender Umkehr mit einiger Einbuße an Wohlstand und Kredit gezwungen werden, oder, wenn sie's erzwingen wollen — auch das ist wohl schon erlebt worden — an den Bettelstab kommen. Und wahrlich, unseren Schulen würde es nicht besser ergehen, wenn sie allen wohl- oder übelgemeinten Ratschlägen und Forderungen von hüben und drüben leichtfertig entsprechen wollten und statt mit Treue und Eifer an dem überkommenen Bau fortzuarbeiten, die Grundlagen selbst umstürzen und einen völligen Neubau aufführen wollten. Sie würden sich dadurch nur selbst den Untergang bereiten, was, wenn es durch ihr Verschulden geschähe, auch gar nicht zu beklagen wäre, wenn nur nicht das Ganze dadurch Einbuße litte, der geistige und sittliche Volkswohlstand, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, gemindert und geschädigt würde. In der That, die Schulen würden sich an dem gesamten Volke ver-

sündigen, wenn sie sich selbst aufgäben oder in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigten. Das werden sie, wir hoffen es für alle Zeiten, nicht thun! sie werden vielmehr beflissen und bemüht sein, das überkommene Erbe ungeschmälert zu erhalten. Worin dieses besteht, das ist so oft schon erörtert worden, es liegt in dem, was wir üben und treiben, so offen und thatsächlich vor jedermanns Augen, daß es einer Darlegung im einzelnen hier nicht bedarf.

Wohl aber ist die Frage gerechtfertigt und am Platze: welche neue Verpflichtungen legt uns die Gegenwart, die neue Gestaltung unseres Volkstums auf? Ein starres 'Sint ut sunt aut non sint' würde dem deutschen Geiste nicht entsprechen, am wenigsten unseren Schulen, die doch recht eigentlich aus den reformatorischen Bestrebungen des 15. und 16. Jahrhunderts hervorgegangen sind und diesem Streben ernster Besserung und Fortbildung im Laufe der folgenden Jahrhunderte außer in Zeiten des Rückschrittes und Verfalles nie entsagt haben. Die erste jugendliche Freude an den wiedererweckten klassischen Studien, die Einsicht in den Bau und die Schönheit und den Wohllaut der alten Sprachen, insonderheit der lateinischen und griechischen, aber auch der hebräischen, welche schon um des religiösen Bedürfnisses willen mit dem größten Eifer von jenen alten Humanisten gepflegt wurde, der Genuß, welchen ihnen die Lesung der in diesen Sprachen geschriebenen und erhaltenen Meisterwerke der Poesie und Prosa sowohl um des geistigen Gehaltes der Gedanken, als um der künstlerisch vollendeten Form willen gewährte, führte fast mit einer Art Naturnotwendigkeit zu einer Verkennung der eigenen Muttersprache, zu einer Mißachtung oder Nichtbeachtung der trefflichen Dichtungen, welche das deutsche Volk schon als einen mehrhundertjährigen Besitz damals aufzuweisen hatte. Die deutsche Sprache, wie sie damals im gemeinen Gebrauch stand, war freilich von der früheren klassischen Form sehr abgekommen und wurde nicht von allen — Gelehrten und Ungelehrten — mit der Kraft und Gewandtheit und dem Grad von Reinheit, wie von Luther und anderen erleuchteten Männern vor und nach ihm gehandhabt. So mag es zu erklären sein, daß in der berühmten Goldberger Schule das Gesetz bestand, die Schüler sollen nie ihre Muttersprache gebrauchen, sondern mit den Lehrern, Mitschülern oder anderen Gelehrten Latein reden, und ein Lobgedicht auf den Rektor dieser Schule, Valentin Trotzendorf, von diesem rühmt: „So hat er die römische Sprache allen

eingegossen, daß es für Schande galt in deutscher Zunge zu reden; Knechte und Mägde konnte man Latein sprechen hören; man hätte glauben sollen, Goldberg liege in Latium.“ Das war also das höchste, wozu sich die Phantasie eines gelehrten Dichters verstieg. Dieselben Grundsätze hegte und vertrat der Organisator des Straßburger Gymnasiums Johannes Sturm, wie aus vielen Äußerungen und Anordnungen dieses hervorragenden Mannes erhellt[6]). Bezeichnend für Gesinnung und Urteil damaliger Gelehrten ist auch das, daß einer dem anderen keinen größeren Vorwurf zu machen weiß, als daß er in gemeiner deutscher Sprache lehre. Das ist demselben gleichbedeutend mit Schmutz und Barbarei.

Dies ist, Gott sei Dank! längst anders geworden. Die größten Humanisten, die feinsten Latinisten des 19. Jahrhunderts, waren auch Meister im Gebrauch der deutschen Sprache. Ein F. A. Wolf, ein Friedrich Jacobs, ein Gottfried Hermann, ein Friedrich Böckh, ein Friedrich Thiersch, ein Ludwig Döderlein: sie alle haben durch die That gezeigt, daß sie der deutschen Sprache in Wort und Schrift ebenso mächtig waren, wie der lateinischen, die sie freilich ebenso mit der größten Gewandtheit und Feinheit handhabten. Aber mehr noch, ihre schriftstellerischen Leistungen bewiesen, daß sie einen besonderen Wert darauf legten, Kunstwerke einer fremden Sprache auch in unserer Muttersprache würdig und formgerecht erscheinen zu lassen. Ich erwähne hier nur beispielshalber Wolfs Übersetzung der Wolken des Aristophanes und Döderleins Satiren und Episteln des Horatius. Mit dieser letzteren Erwähnung nenne ich vielleicht einen Namen, der auch Schülern unserer Anstalt, besonders denen, die eben im Begriffe sind von ihr zu scheiden, ein wohlbekannter ist, vielleicht ein recht vertrauter Freund geworden ist. Natürlich mißgönne ich euch eine solche Freundschaft nicht, geliebte Jünglinge und scheidende Freunde. Aber in dieser Stunde des Abschieds möchte ich doch nicht mit einem Mißverständnis von euch scheiden. Dafür haben diese Männer sich nicht bemüht, griechische und römische Dichter deutsch reden zu lassen, damit die Jünglinge, an deren Bildung sie selbst ehemals mit so ernster Bemühung gearbeitet haben, sich selbst die Mühe ersparen können, die auf früheren Stufen des Unterrichts erworbenen Sprachkenntnisse anzuwenden, von dem bereits gesammelten Wortschatz zweckdienlichen Gebrauch zu machen und denselben nach Kräften zu bereichern. Sie selbst haben mit dem Genius der fremden Sprachen gerungen,

um ihm Laute und Verbindungen abzuringen, die dem Genius unserer Muttersprache zusagen. Und eine solche geistige Ringschule will unsere ganze Beschäftigung mit den fremden Sprachen sein. Wie die griechischen Knaben und Jünglinge das Ringen als eine der vorzüglichsten Leibesübungen betrachteten, um die Glieder des Körpers stark und gelenk zu machen, so müssen auch die Organe des Geistes durch ernste Anstrengung gekräftigt und zu jeglicher Leistung tüchtig gemacht werden. Und wie nach Plutarchs Erzählung im Leben des Lykurgus bei den Festen der Spartaner der Chor der Alten sang: ‘Wir waren in der Jugend tapfre Männer einst’, und der Chor der jungen Männer erwiderte: ‘Wir aber sind es; wenn du willst, versuch es doch’; und der Chor der Knaben beifügte: ‘Wir aber werden einstens sein viel tüchtiger’: so möget auch ihr, geliebte Jünglinge und Knaben, die ihr unserer Studienanstalt noch ferner angehören werdet, mit dem Bewußtsein wahrhafter und ernstlicher Vorsätze eueren scheidenden Mitschülern das stolze Wort zurufen, das sie sich gern werden gefallen lassen, wenn ihr Bewußtsein ihnen das Recht gibt, in ihrem Herzen wie jene jungen Männer zu sprechen, die sich ihrer Kraft mit solchem Selbstgefühl bewußt sind. Aber ihr werdet das nicht können, glaubt es mir, geliebte Schüler, wenn ihr euch mit jenen geistigen Krücken versehet, welche euch eine geschäftige, aber in der Güte und Nützlichkeit der Waare nicht wählerische Industrie so aufdringlich und um billigen Preis anbietet. Ich möchte hier nicht dem Gewerbe auch nur mit dieser Warnung an euch entgegentreten; nur dazu möchte ich euch ermahnen, wendet euer Geld lieber auf gute als auf wohlfeile Waare; auf solche Hilfsmittel, die es ja auch gibt, durch deren Benützung ihr etwas lernt, etwas gewinnt an Tüchtigkeit, und nicht vielmehr schwachen und unedlen Geistes werdet. Übersetzungen, die bis zu einem gewissen Grade künstlerischen Wert haben, die möget ihr benützen, wie man nach angestrengter Arbeit sich etwa mit einem Glas Wein erquickt. Wenn ihr selbst einmal einen Versuch gemacht habt, ein Gedicht oder eine Rede, die euch besonders gefallen hat, in euer geliebtes Deutsch zu übertragen, dann möget ihr die Frucht eurer Arbeit mit der Leistung jener Meister in der Übersetzungskunst vergleichen und aus dieser Vergleichung Vergnügen und Belehrung schöpfen. Dann werdet ihr auf die schönste Weise den Humanismus mit dem Patriotismus vereinigen; die Liebe zu dem Altertum, die Bewunderung vor der Schönheit seiner Schöpfungen mit der Liebe

zu dem eigenen Volke, mit der Erkennung und Anerkennung seiner Vorzüge, mit dem Wunsche, es immer reicher an Ehren und Verdiensten zu sehen und was man vermag selbst dazu beizutragen. Dieses Gefühl, diese Gesinnung, dieses Streben dürfte noch immer viel mächtiger in uns allen sein. Die Siege, die in einem ruhmreichen Kriege über die äußeren Feinde erfochten wurden, bedürfen noch einer wesentlichen Ergänzung; ja sie haben selbst Rückschritte in die Erinnerungen einer freilich ebenfalls höchst ruhmreichen Zeit mit sich gebracht, deren ein wahrhaft deutsch gesinntes Gemüt nicht ohne Schmerz gedenken kann. Hier liegt nun das Feld der Thätigkeit, des Kampfes, und so Gott will des Sieges für die Schule, für die deutsche Schule im wahrsten und edelsten Sinne des Wortes. Ihr liegt es ob, ihren Pfleglingen und Zöglingen die Gesinnung einzupflanzen, die Richtung des Geschmackes zu geben, welche es diesen unmöglich macht, zur Befleckung und Verunstaltung des höchsten und edelsten Besitztums eines Volkes mitzuwirken.

Weiter geht ihre Aufgabe nicht; sie fällt namentlich nicht zusammen mit derjenigen, welche sich die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts gestellt, die trotz des löblichen und damals auch notwendigen Zweckes der Sprachreinigung und trotz ihrer schönen Beinamen, zum Teil gerade wegen derselben und wegen anderer läppischer Beigaben zu keiner recht fruchtbaren Wirksamkeit kamen; sie fällt nicht zusammen mit den Bestrebungen der sogenannten Deutschtümler des 19. Jahrhunderts, deren edler Wille und ernste Arbeit durch manche thörichte Auswüchse zunichte gemacht wurde und viel Unglück über sie und die deutsche Jugend und viele deutsche Familien und Deutschland selbst gebracht hat. Dagegen hat sie das Recht und die Pflicht, sie steht damit auf ihrem eigensten Boden, sie bewegt sich auf ihrem eigensten Gebiete, wenn sie für die oben bezeichnete Aufgabe die Mitwirkung der Familie und des Hauses in Anspruch nimmt. Und zwar wendet sie sich vorzugsweise an die edeln Mütter, deren Söhne unserer Studienanstalt anvertraut sind; ich sage an edle gebildete Mütter, die in diesem Punkte ungleich mehr thun können, als in der Regel die Väter, die meistens durch ihren Beruf den größeren Teil des Tages fern gehalten sind von dem Hause und in diesem mehr den Ort der Erholung als das Feld ihrer Thätigkeit erblicken. Die Mütter aber haben in der Regel und von Rechtswegen keinen anderen Beruf, als für das Wohl ihrer Familie zu sorgen.

Bei vielen geht freilich durch die Not des Lebens diese Sorge ganz auf in der Bemühung um den Unterhalt und das leibliche Wohl ihrer Familie; und geschieht das in der rechten Weise, in der rechten Liebe, so ist wahrlich auch damit nicht wenig gethan. Je gebildeter, je vornehmer, je höher gestellt im bürgerlichen Leben eine Mutter ist, um so größer und höher ist ihre Aufgabe, um so mehr können sie in geistiger und sittlicher Beziehung ihren Kindern nützen und schaden.

Ich fasse gemäß der mir vorgesetzten Aufgabe nur die Seite der wahrhaft deutschen Gesinnung ins Auge. Daß zur wahrhaft deutschen Gesinnung vor allem Wahrheit gehört: diesen Satz bestreitet hoffentlich und Gott sei Dank niemand. Die Wahrung und Pflege dieses Sinnes muß natürlich die erste Sorge einer deutschen Familie, einer deutschen Mutter sein. Diese Sorge hängt ja zusammen mit den heiligsten Pflichten, welche den Eltern von Gott gegeben sind. Wie aber sollte sie erfüllt werden, wenn Eltern und Kinder sich daran gewöhnten, in den natürlichsten Äußerungen des Gefühls und der Gedanken unwahr in Laut und Wort zu sein, wenn sie mehr Wert darauf legten, selbst gut französisch zu sprechen und ihre Kinder sprechen zu lehren, als gut deutsch; wenn sie selbst bei jeder Gelegenheit eine Vorliebe für fremdländisches Wesen zur Schau tragen und ihren Kindern in der zartesten Jugend, in welcher der Mensch für alle Eindrücke am empfänglichsten ist, einflößen? O wie viel könnten solche Franzosenfreunde von den Franzosen selbst lernen, was sie gerade nicht lernen! Daß wir damit nicht die Erlernung der französischen Sprache selbst ausschließen wollen, nicht der zwar wohlgemeinten, aber nicht durchführbaren Mahnung eines der edelsten und tüchtigsten Männer Deutschlands, des trefflichen Ernst Moritz Arndt Raum geben wollen und können, daß wir vielmehr eine gründliche Erlernung der französischen Sprache und der richtigen Aussprache anstreben: dies zeigt die That und beurkunden der Öffentlichkeit vorliegende Beweise. Was wir wollen — denn ich glaube im Namen und mit Zustimmung aller meiner Kollegen sprechen zu können — und was ich insonderheit hier zur Sprache zu bringen mir erlaubte, das möchte ich am liebsten durch die Erinnerung an einen der erlauchtesten Namen der römischen Geschichte anschaulich machen, und zwar einer Frau, die, was Ruhm und Ehre bei der Nachwelt betrifft, mit den berühmtesten Männern ihres Volkes und Geschlechtes — und dieses war eines der größten und ruhmreichsten — wetteifern

kann: ich meine Cornelia, die Tochter des großen Scipio Africanus, auch wohl die Mutter der Gracchen genannt. Eine in vieler Beziehung unglückselige Mutter! Denn von zwölf Kindern, die sie ihrem Gatten, einem der edelsten Männer Roms, gebar, erreichten nur drei, zwei Söhne und eine Tochter, das Alter der Reife; und von diesen dreien wurden die beiden Söhne in der vollen Jugendkraft und der ersten Wirksamkeit des männlichen Alters ein Opfer der heillosen Parteikämpfe jener Zeit, aus denen selbst die an den damals berühmtesten Mann Roms verheiratete Tochter nicht unberührt hervorging. Und doch galt und gilt Cornelia als die gepriesenste Mutter! Und was rühmte und rühmt Mit- und Nachwelt an ihr? Daß sie die Kinder, die ihr Gott schenkte und erhielt, gut erzog und sie durch ihre Sorgfalt und ihr eigenes Vorbild dazu anleitete, die lateinische Sprache rein und lauter zu sprechen und zu schreiben. Der eine dieser Söhne wurde der größte Redner seiner Zeit, vielleicht der größte Redner, den Rom hervorgebracht hat. Und glaube man nicht, daß diese edle Mutter einem jener starr altrömischen Geschlechter angehörte, die weder Sinn noch Verstand für die feinere Bildung der Griechen hatten, einer Bildung, die in jener Zeit schon längst in Rom eingedrungen und ziemlich verbreitet daselbst war. Nein, galt doch jenen ehrenwerten aber starren Altrömern die Familie der Scipionen gerade als diejenige, welche die Fremdländerei in Rom eingebürgert habe; und erfuhr doch ihr erlauchter Vater, als er in der höchsten Stellung als Heerführer in Sicilien stand, im hohen Rat zu Rom eine Rüge darüber, daß er griechische Bücher lese und mit Griechen griechisch spreche. Das aber ist der große Unterschied zwischen dieser Vorliebe jener alten Römer für die griechische Literatur und der mancher Deutscher für die französische, daß jene keine römische Literatur besaßen, die sie mit Unrecht gering schätzten oder gar verachteten, und daß sie die Erlernung der griechischen Sprache dazu benützten, ihre Muttersprache zu verbessern und zu bilden, damit sie, soweit es ihre Natur verstattete, mit der fremden Sprache an Wohllaut und Leistungsfähigkeit wetteifern könne; während die Freunde der französischen Sprache unter den Deutschen die von den Franzosen selbst bereits besser gewürdigte deutsche Literatur, die sich mit jeder fremden messen kann, nicht selten verachten und sich möglichst bemühen, ihre Muttersprache zu verunehren und zu verunstalten. Das möge ferne von uns sein, vielmehr Haus und Schule ernstlich fürs Gegenteil wirken!

Darf ich mir zum Schlusse noch erlauben, die Eltern und insbesondere die Mütter, welchen es ernst darum zu thun ist, den richtigen Weg der Erziehung bei ihren Kindern einzuschlagen, auf ein Werk aufmerksam zu machen, das in jeder Hinsicht, besonders aber auch in der hier angeregten, die schätzenswertesten Aufschlüsse und Belehrungen bietet, so ist es Carl von Raumers Geschichte der Pädagogik, besonders der reichhaltige und vielseitige dritte Teil, der auch eine Abhandlung von Rudolf von Raumer über den Unterricht im Deutschen enthält. Ich ergreife gern die Gelegenheit, dem hochverdienten Gelehrten und Lehrer, dem ich trotz der dargebotenen Möglichkeit persönlich nicht näher getreten bin, noch nach seinem Tode ein Wort des Dankes nachzurufen für die Belehrung, die das anziehend geschriebene Buch dem Leser gewährt. Der Verfasser, der an den Ereignissen des Befreiungskrieges im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts einen ehrenvollen Anteil genommen hat, der mit den großen Männern jener Jahre in nähere Beziehung getreten ist, ist für den der im Befreiungsjahre 1813 geboren ist, eine Würdenperson, welcher, wenn sie noch sonst bedeutendes geleistet, auch bei der Nachwelt ein ehrendes Gedächtnis gebührt [7]). Wer, wenn auch nicht mit Bewußtsein, die großen Tage von Leipzig schon miterlebt hat, wer in den leider nur zu früh getrübten Stimmungen und Hoffnungen dieser denkwürdigen Zeit aufgewachsen ist und aufgezogen wurde, der ist, so darf man wohl glauben, gegen jedes Erkalten der Liebe zum Vaterlande gesichert und gewahrt.

Und so werdet auch ihr, geliebte Schüler und Jünglinge, die ihr die großen Ereignisse der Jahre 1870 und 71 erlebt habt, namentlich ihr, die ihr schon fähig waret, das Bangen bei dem herannahenden Unwetter, das wachsende Hoffen der ersten Wochen und Monate, die schließliche Siegesfreude der heldenmütigen Kämpfer und des gesamten Volkes mitzuempfinden, eine Mitgift des edelsten Stolzes und der reinsten Vaterlandsliebe für euer ganzes Leben empfangen haben. Möge dieselbe reiche Frucht tragen, möget namentlich ihr, geliebte Jünglinge, die ihr heute von dieser Anstalt scheidet, auch in einem weiteren Kreise, auch auf einem größeren Felde der Thätigkeit euch als würdige Söhne Deutschlands beweisen, als würdige Glieder des wiedergeborenen Reiches, zu dessen Wiedererweckung unser edelgesinnter König den ersten entscheidenden Schritt that.

Ihm gebührt Ehre und Dank dafür.

II.

Ein römischer Dichter, der mehr als andere dazu angethan ist, sich auch heutzutage noch bleibende Freunde zu erwerben, sagt von seinem Vorgänger Lucilius, derselbe habe alles, was ihm liebes und leides begegnete, wie treuen Freunden seinen Gedichten anvertraut, so daß in ihnen das ganze Leben des Mannes wie in einem Bilde den Menschen vor Augen liege. Auch in dem Leben einer Schule, hochverehrte Anwesende, pflegt im Laufe eines Jahres sich manches zu begeben, was erfreut oder betrübt, so daß am Schlusse des Schuljahres ein Rückblick auf diese Vorkommnisse wohl gerechtfertigt erscheinen könnte. Indessen würde eine Darlegung derselben ohne den Reiz künstlerischer Behandlung sich nicht zu einem abgerundeten Bilde gestalten, das würdig wäre, bei dieser festlichen Gelegenheit Ihnen vor Augen gestellt zu werden. Dieser wird es mehr entsprechen, einen Gegenstand von allgemeinerer Bedeutung, der aber mit dem Leben unserer Schule in engster Verbindung steht, in Betrachtung zu ziehen.

Die Frage, zu deren versuchter Beantwortung ich mir, hochverehrte Anwesende, Ihr gütiges Gehör erbitte, ist eine solche, die sich jedem denkenden Menschen zu Zeiten von selbst aufdrängt; die Frage: wo stehe ich? welche Stellung nehme ich ein, habe ich auszufüllen und zu vertreten? Diese Frage, die schon für den einzelnen von großer Wichtigkeit ist, weil von ihrer Beantwortung sein Thun und Verhalten bestimmt wird, gewinnt aber für eine größere Gemeinschaft eine erhöhte Bedeutung. Sie gilt daher auch für eine Bildungs- und Erziehungsanstalt, die es jedenfalls mit einem nicht unwichtigen Teil des gesamten Volkslebens zu thun hat, ja wir können gegenwärtig,

ohne Widerspruch zu befürchten, sagen, mit einer Seite desselben, der eine vorzügliche Beachtung gebührt. Wenn wir nun für unsere Studienanstalten eine Frage, die im allgemeinen wohl als eine entschiedene betrachtet werden kann, von neuem aufstellen, so liegt ein Anlaß und eine Berechtigung schon darin vor, daß unsere Zeit so recht eigentlich das Wort Reform, d. i. Um- und Neugestaltung in allen Zweigen des öffentlichen Lebens auf die Fahne geschrieben hat. In der Hauptsache hat sich nun freilich durch die Reformen, welche auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes eingetreten sind, für die Stellung, welche unsere Studienanstalten zu den übrigen öffentlichen Bildungsanstalten einnehmen, nichts geändert. Diese ist klar bestimmt durch den Namen 'Mittelschulen', unter welchem sie mit anderen gleichgeordneten Anstalten begriffen werden. Alle diese stellen sich damit als solche dar, welche einerseits nicht die ersten Anfänge des Unterrichtes zu lehren haben, sondern die bildungsbedürftige Jugend als eine bereits mit gewissen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattete empfangen; andrerseits aber auch nicht die höchste Stufe der durch die öffentlichen Anstalten gewährten Bildung vertreten, sondern ihre Schüler nur für dieselbe vorzubereiten haben. Es entsteht somit ein Organismus des gesamten Schulwesens, welcher sich in der dreifachen Gliederung von Anfangs-, Mittel- und Hochschule darstellt.

Die Mittelschulen, also auch unsere Studienanstalten, setzen somit als notwendige Vorbedingung die Anfangs- oder Elementarschule, wie man sie nach der herrschenden Neigung unserer Sprache zu nennen pflegt, voraus. Diese wird nicht selten auch Volksschule genannt: ein Name, den man ihr bestritten hat, weil er auch den anderen öffentlichen Schulen, die unter der Leitung und Aufsicht des Staates stehen, zukomme. Wenn man dieser Bemerkung auch nicht alle und jede Berechtigung absprechen kann, so dürfte doch auch das gelten und feststehen, daß die Anfangsschule doch ein besonderes Recht und Vorrecht auf diesen Namen hat. Denn erstens will und kann doch sie allein die gesamte Jugend des Volkes mit ihrem Wirken umfassen. Sie macht keinen Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Jugend, selbst wenn diese, was nicht durchgängig der Fall ist, räumlich getrennt unterrichtet wird, vielleicht sogar teils von Lehrern teils von Lehrerinnen: der Unterricht selbst ist doch im wesentlichen der gleiche und will das gleiche Ziel bei beiden erreichen.

Zweitens aber ist, eben wegen dieser umfassenden Wirksamkeit, die Anfangsschule auch allein der wahre Gradmesser der allgemeinen Volksbildung. Es ist denkbar, ja man will behaupten, nicht bloß denkbar, daß ein Volk zwar seine Hochschule oder Hochschulen besitzt, aber doch aller der Kenntnisse und Eigenschaften entbehrt, welche unerläßlich sind, um dem Volke selbst den Anspruch zu gewähren, als ein gebildetes zu gelten. In diesem Falle stehen jene Hochschulen eben doch nur da wie Ziergärten mit schönen Treibhauspflanzen, die für die allgemeine Kultur des Bodens kein Zeugnis ablegen. Diese Eigenschaft weist die Volksschule ganz entschieden von sich ab. Sie steht mit dem Volke selbst in der innigsten Wechselwirkung. Ihr Gedeihen ist nicht unabhängig von den übrigen Lebenseinrichtungen und Zuständen des Volkes; andrerseits übt die Wirksamkeit der Volksschule den größten Einfluß auf die sittlichen und bürgerlichen Zustände des Volkes.

Auch die Volksschule ist von dem allgemeinen Ruf und Drang nach Reform nicht unberührt geblieben, ja man könnte sagen, daß sich hier ein besonders rühriges Leben in dieser Richtung gezeigt hat. Doch sind die Fragen, um die es sich handelt, zum Teil solche, die mehr äußere Verhältnisse betreffen, als die innere Einrichtung, die Lehrgegenstände und den Lehrgang. Diese Seite des Volksunterrichtes — darüber sind in der Hauptsache wohl alle, deren Mitwirkung in Frage kommt, einverstanden — kann wesentliche Umgestaltungen nicht wohl erleiden. Gilt es doch hier, wenn irgendwo, die Einfachheit der Grundverhältnisse nicht zu stören und zu verrücken, auf welcher ja die Festigkeit und Schönheit des ganzen Baues mit beruht.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, auf die Lehreinrichtungen der Volksschule im einzelnen näher einzugehen. Es ist ja doch zunächst nur der Zusammenhang, in welchem unsere Studienanstalten mit der Volksschule stehen, der Anlaß und Gegenstand dieser Erörterung; und selbst in diesem Bereich des eigensten Interesses, welches die Studienanstalten zu vertreten haben, müssen sie die Frage der religiösen Vorbildung doch ganz der Entscheidung und Regelung der zunächst berufenen Beurteiler und maßgebenden Gewalten überlassen. Also nur über das, was die Mittelschule, die humanistische insbesondere angeht, mag es vergönnt sein an diesem Orte ein Wort zu sagen. In dieser Hinsicht ist es von Wichtigkeit, daß die Knaben, welche in unsere Lateinschule eintreten wollen, nicht von der obersten Stufe des

Unterrichtes in der Volksschule, sondern von einer der Mittelklassen herkommen. Darum bilden die Kenntnisse, welche diese Knaben zu uns mitbringen, nicht den höchsten Maßstab dessen, was die Volksschule leisten kann und will. Was wir von den Knaben, die den Zugang zu unserer Schule suchen, verlangen, ist im Grunde genommen eines, nämlich ein gewisses Maß von Fähigkeit, die Muttersprache mündlich und schriftlich zu handhaben, also das, was man gemeiniglich Lesen und Schreiben nennt, wozu noch als drittes das Rechnen gefügt zu werden pflegt, ein Gegenstand, der nicht bloß um seines praktischen Nutzens willen von Wert ist, sondern sogar in seinen elementarsten Formen eine geistbildende Kraft in sich trägt.

Das also sind die Kenntnisse, welche wir bei den Knaben voraussetzen, welche nun zur Erlernung einer fremden und zwar einer sogenannten todten Sprache angeleitet werden sollen; ich sage Kenntnisse oder richtiger Fertigkeiten, denn diese Form der Aneignung ist es, welche dieser frühen Altersstufe vorzugsweise angemessen ist. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der Verstand des Kindes leer ausgehen, nicht gepflegt werden solle; nein, nur das soll gesagt werden, daß Hand, Mund und Gedächtnis der geistigen Auffassung gleichsam vorarbeiten; daß die Übung dieser Organe darum von der größten Wichtigkeit ist für die Entwicklung und Übung des Verstandes. Kann das Kind seine Muttersprache richtig — es sei dies natürlich mit allem Vorbehalt billiger Anforderungen gesagt -- sprechen und schreiben, und zwar letzteres in einer gut leserlichen Schrift, so wird der Geist des Kindes, auch wenn er vorerst nicht eigene Gedanken hervorbringt, sondern das von anderen ihm dargebotene wiedergibt, doch mehr und mehr gekräftigt und bereichert werden. Ist einiges von dem, was zur Übung im Lesen und Schreiben oder zur Aneignung durch das Gedächtnis dargeboten wird, dem Schatz deutscher Poesie entnommen — dieser schließt ja auch kleinere, dem kindlichen Verständnis zugängliche Erzeugnisse in sich — so kann damit ein Anfang gemacht werden zu einem Eigentum, woran der Mensch von Jugend auf so viel Freude hat. Das Kind wird sich also auch dieses wachsenden Eigentums freuen, wenn dasselbe auch zunächst keinen größeren Umfang und Wert gewinnt, als etwa im Besitz von Geld und Gut jene kleinen Sparbüchsen haben, in welche das Kind jedes blanke Silberstück, mag es noch so klein sein, mit einen Gefühl der Freude und des Stolzes hineinwirft. Und selbst die Sorgfalt, die es auf eine gute und schöne

Schrift wendet, erfüllt nicht bloß diesen nächsten Zweck, sondern übt einen wohlthätigen Einfluß auf das sittliche Gefühl des Kindes. Für dieses kann nichts zuträglicher sein, als wenn der Sinn für Reinlichkeit und Ordnung und Schönheit frühzeitig gebildet und gepflegt und befestigt wird.

Denn das muß auch für diese erste Stufe des Unterrichtes gefordert und festgehalten werden, daß es eine sittliche Verstandesbildung ist, welche die Schule ihren Zöglingen verleihen will. Nur eine solche entspricht dem wahren Bedürfnis sowohl derjenigen, welche den Schulunterricht im wesentlichen mit dem Unterricht der Volksschule abschließen, als auch derer, denen sich nun andere Lehranstalten zum Zwecke weiterer Ausbildung eröffnen. Sinn für Zucht und Ordnung und Gewöhnung an diese, das ist es, was für beide Arten der weiteren Lebensführung gleichermaßen notwendig ist. Ohne diese Grundlage ist sittliche Gesinnung, sittliches Wollen und Handeln undenkbar. Dieses bethätigt sich in der Erfüllung der Pflicht, welche selbst die unerläßliche Bedingung jeglicher Freiheit, also auch im großen und ganzen der bürgerlichen Freiheit ist, die sich in dem Leben eines Volkes nur in dem Maße verwirklichen kann, als der Sinn für Recht und Pflicht, für Gesetz und Ordnung in ihm herrschend geworden ist und alle Glieder desselben durchdringt und belebt. Der Grund dazu sollte nun freilich schon in der Familie und durch die häusliche Erziehung gelegt werden. Leider aber zeigt sich die Unvollkommenheit menschlicher Zustände auch und nicht zum wenigsten in diesem Bereich der sittlichen Gemeinschaft, welche den ins Leben eintretenden Menschen zuerst empfängt. Der Schule fällt somit die schwere, aber auch hohe und lohnende Aufgabe zu, nicht bloß auf dem gelegten Grunde weiter zu bauen, sondern auch das in der Familie Versäumte nachzuholen, ja vielfach im Kampf mit den Einflüssen und Einwirkungen des häuslichen Lebens der sittlichen Gesinnung den Boden zu bereiten, auf dem sie gedeihen kann.

Für den Teil der männlichen Jugend, welcher zu einer höheren Stufe der Geistesbildung, als die ist, auf welche jedes Glied der großen Volksgemeinde Anspruch machen kann, geleitet werden soll, eröffnete sich sonst eine Schule, das Gymnasium, wie sie im herrschenden Sprachgebrauch bis auf den heutigen Tag heißt. Sie sollte damit als eine geistige Ring- und Übungsschule bezeichnet werden, in welcher die dem Menschen verliehenen Geistesanlagen durch ernste An-

strengung zu möglichst vollständiger und kräftiger Ausbildung gelangen sollten. Diese schlichte Einfachheit des Verhältnisses und der Stufenfolge besteht nun heutzutage nicht mehr, und zwar ist die eingetretene Veränderung als Folge eines tief- und weitgreifenden Umschwunges in den Verhältnissen des Lebens und der Wissenschaft zu betrachten. Die Pflege und Ausbildung der Naturwissenschaften, welche in diesem Jahrhundert einen so ganz außerordentlichen Aufschwung genommen hat, traf zusammen mit dem gleich mächtigen Aufschwung, den die industrielle Thätigkeit der gebildetsten und begabtesten Völker aufzuweisen hat. Diese Begegnung und gegenseitige Unterstützung in der Förderung der beiderseitigen Zwecke und Leistungen vereinigte auch beide in der Forderung, daß der Staat ihren Zwecken entsprechende Bildungsanstalten ins Leben rufe. Selbst die Hochschulen, die schon durch ihren Namen als Universitäten allen Ansprüchen der Wissenschaft und des Lebens genügen zu wollen und in ihrem umfassenden Bereich wohl auch für diese weitergreifenden Bestrebungen der Wissenschaft und des Lebens Raum zu bieten schienen, wurden als unzureichend befunden und sahen neben sich technische Hochschulen entstehen und gedeihen. War somit die höchste Stufe der vom Staate gewährleisteten Bildungsanstalten zu einer Zweigestaltung gelangt, so war nichts natürlicher, als daß auch die Mittelstufe eine diesem doppelten Ziele entsprechende Umbildung erfuhr. So sind denn aller Orten technische Mittelschulen ins Leben gerufen worden, deren Gliederung und Benennung indessen nicht überall die gleiche ist. Der verbreitetste Name ist wohl der der Realschule oder des Realgymnasiums. In unserem engeren Vaterlande hat sich gegenüber dem humanistischen Gymnasium mit seiner Lateinschule die Industrieschule mit der Gewerb- neuerdings Realschule hingestellt, während das Realgymnasium, das sich von der Lateinschule abzweigt, eine Art Mittelglied zwischen der humanistischen und der technischen Mittelschule darstellt.

Entsprechend der äußeren Gestaltung hat sich auch die innere Lehrverfassung gebildet. Beide Arten der Mittelschule sind darauf angewiesen die Erlernung fremder Sprachen und Kenntnis der Literatur fremder Völker neben der Muttersprache und ihrer Literatur als Bildungsmittel zu benützen; beide erkennen auch diesen Wert den mathematischen Disciplinen zu; beide haben auch der Geschichte und Geographie den gebührenden oder doch zuläßigen Raum unter ihren

Lehrgegenständen gegönnt. Aber in der Stellung, welche diese Lehrgegenstände in den beiden Arten der Mittelschule sowohl zu einander als auch zu dem Ganzen einnehmen, besteht doch ein nicht unbedeutender Unterschied. Während nämlich die technischen Anstalten den Schwerpunkt des Unterrichts in die mathematischen Disciplinen und die mit ihnen in naher Beziehung stehenden Naturwissenschaften legen, so behalten in den humanistischen Gymnasien die alten Sprachen diesen Vorrang. Diese werden in den technischen Anstalten entweder gar nicht gelehrt, oder doch mit Beschränkung auf das Lateinische, und haben ihren Platz den gebildetsten der neueren Sprachen eingeräumt, welche hinwiederum in dem humanistischen Gymnasium nur zu beschränkter Geltung und Pflege gelangen.

Man könnte versucht sein, in der Entstehung der technischen Schulen und der lebenskräftigen Gestaltung derselben den Anfang zu einer durchgreifenden Umgestaltung der Mittelschule überhaupt zu erblicken, die, wenn auch nicht ohne Widerstreben vonseiten der Freunde des Alten, unaufhaltsam weiterschreiten und durch vollständige Umbildung der Mittelschule die frühere Einheit wiederherstellen werde. Solchen Erwartungen und Wünschen, sollten dieselben irgendwie und -wo gehegt werden, vermöchten wir uns in keiner Weise anzuschließen [8]). Denn gingen dieselben, wie nicht vorauszusetzen ist, wirklich in Erfüllung, so würde zu gleicher Zeit, während einer berechtigten Forderung Genüge geschieht, eine zum mindesten ebenso wichtige Aufgabe des höheren Unterrichtes preisgegeben werden. Durch die Erlernung der Sprachen der gebildetsten Völker der Gegenwart wird allerdings das Bewußtsein, daß das einzelne Volk Glied eines größeren Ganzen ist, mit dem es nicht bloß durch gemeine, sondern auch durch die höchsten geistigen Interessen verbunden ist, erweckt und genährt. Allein das einzelne Volk ist nicht bloß Glied der gleichzeitig lebenden Menschheit, sondern es ist auch verflochten in die Kette des Daseins, welche die in einer langen Reihe von Jahrhunderten erstehenden und dahingehenden Völker und Geschlechter umfaßt. Das Band, welches gerade die gebildetsten Völker der Gegenwart mit den gebildetsten Völkern der Vergangenheit verbindet, ist ein heiliges und hehres, das nicht gelöst werden könnte, ohne die höchsten geistigen Interessen des Lebens aufs empfindlichste zu verletzen und zu schädigen. Die Wissenschaft hat es von jeher als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet, diesen Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit in dem Bewußt-

sein der Menschheit lebendig zu erhalten. Eine vielumfassende und mannigfaltig gegliederte Wissenschaft, die Geschichte, lebt und webt in diesem Bestreben, das ihr eigentliches Wesen ausmacht. Aber auch die Philosophie, deren ganzes Streben auf die Erkenntnis des Seienden, des Ewigen und Bleibenden gerichtet ist, was wäre sie mit all ihrer Logik und Dialektik und Metaphysik und Ethik und Politik, wenn sie sich nicht mehr kümmerte um jenes Volk, dem nicht nur all diese Namen angehören, die heutzutage noch in der wissenschaftlichen Sprache aller Völker fortleben, sondern auch die Wissenschaft selbst ihren Ursprung und ihr lebenskräftiges Gedeihen verdankt? Eine wissenschaftliche Theologie würde es bald nicht mehr geben, wenn sie sich von der Forschung in den Urkunden der h. Schrift alten und neuen Testamentes lossagte. Daß die Rechtswissenschaft, mag sie auch noch so sehr bemüht sein, das volkstümliche Element zur Geltung zu bringen und das geltende Recht selbst zu einem volkstümlichen zu gestalten, nie und nimmermehr auf das Studium und die Kenntnis des römischen Rechtes verzichten kann und wird, wer möchte das wohl in Zweifel ziehen? Und selbst wenn man annehmen wollte, daß das corpus juris und die institutiones römischer Juristen je einmal ihre jetzt anerkannte Bedeutung verlören und das deutsche Recht sich ganz auf deutscher Grundlage auferbauen wollte: woraus könnte die Wissenschaft die Kunde der ursprünglich germanischen Rechtsverhältnisse schöpfen als wiederum aus römischen Schriftstellern, die dem germanischen Volke ihre Aufmerksamkeit und Teilnahme zuwandten? Die Arzeneiwissenschaft könnte vielleicht am ehesten den Anspruch erheben, die Quelle ihres Wissens und Könnens nicht in einer längst entschwundenen Vergangenheit, sondern in dem fort- und fortlebenden und sich immer neu gestaltenden Organismus der Natur und insbesondere des menschlichen Körpers, der ja der eigentliche Gegenstand ihrer Wirksamkeit ist, zu suchen. Der Heilkunst wird man dieses Recht auch nicht bestreiten können und wollen, sie erfüllt ihre Aufgabe, wenn sie Sitz und Wesen der Krankheit durchschaut und die Mittel zur Heilung, über welche die Gegenwart verfügt, kennt und zu handhaben weiß. Allein die Heilwissenschaft kann sich ebensowenig, wie jede andere Wissenschaft von ihren Anfängen lossagen; sie wird ebensowenig eines Hippokrates und Galenus vergessen wollen, wie die Naturwissenschaft, mit welcher sie selbst im innigsten Zusammenhang steht, je von Aristoteles und

Theophrastus, oder die Mathematik von Archimedes und Euklides Umgang nehmen wird.

Die Pflege der Wissenschaften in dem großartigen Zusammenhang sowohl der eigenen geschichtlichen Entwicklung einer jeden als des Zusammenwirkens aller zu dem einen großen Ziele wahrheitssuchender Erkenntnis und thatkräftiger Wirksamkeit im Dienste des Staates und der Kirche ist die Aufgabe der Hochschule, welche sich im Hinblick auf diesen hohen Beruf Universitas literarum, d. h. zur Einheit sich zusammenschließende Gesamtheit der Wissenschaften genannt hat.

Mit der Universität steht aber das Gymnasium sowohl seinem Ursprung als seinem Wesen nach in der engsten Verbindung. Letzteres galt von jeher und gilt noch heutzutage als die eigentliche Vorschule für erstere. Es ist begreiflich, daß die Vorbereitung auf das Studium der Wissenschaften, wie es auf der Universität betrieben wird, diesem Zwecke entsprechend eingerichtet sein muß. Demgemäß bildete Sprache und Literatur der vornehmsten Kulturvölker des Altertums, und zwar derjenigen, die am meisten bestimmend auf die Nachwelt eingewirkt haben, den Mittelpunkt alles Wissens und Könnens. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch: das war die Losung, die Alles beherrschte, dazu Rhetorik und Dialektik. Geschichte ging so weit mit, als sie aus den alten Schriftstellern geschöpft werden konnte. In dieser gehalt- und wirkungsreichen Einfachheit konnte sich freilich der Lehrplan der Gymnasien nicht erhalten. Die Geschichte verlangte eine selbständige Stellung, gewann aber naturgemäß allmählich so sehr an Ausdehnung, daß die Notwendigkeit der Ausscheidung und Beschränkung sich unwidersprechlich geltend zu machen anfängt. Auch Mathematik und neuere Sprachen forderten und fanden Eingang und bewährten sich als eine dem Zweck und Wesen der Gymnasien entsprechende Ergänzung ihres Lehrplanes. Dadurch erlitten die alten Sprachen und Schriftsteller freilich einige Einbuße in ihrer alleinherrschenden Wirksamkeit, und namentlich wurde das Hebräische in die Stellung eines facultativen Gegenstandes, der nur für das Studium der Theologie verbindlich war, zurückgedrängt. Die wesentliche Geltung der beiden anderen Sprachen wurde indessen doch nicht aufgehoben und damit also auch der Grundcharakter der Gymnasien gewahrt.

Man hat, und gewiß mit Recht, die Erlernung der alten Sprachen als ein treffliches Mittel zur Bildung und Übung der Geisteskräfte

betrachtet, gleichsam als eine Ringschule, in welcher die Kräfte des jugendlichen Geistes ebenso sich entwickeln und erstarken, wie die des Leibes durch die Übungen des Turnplatzes. Indessen kann man diesen bildenden Einfluß der Erlernung fremder Sprachen überhaupt zuschreiben, und was die Freunde neuerer Sprachen zu deren Gunsten behaupten, dürfte nicht an sich zu verwerfen sein, nur aber nicht das beweisen, daß die alten Sprachen den neueren das Feld zu räumen haben. Denn abgesehen von der unmittelbaren Wirkung, welche die Erlernung fremder Sprachen und gewiß nicht am wenigsten die der alten auf die Entwicklung der Fähigkeiten des Geistes übt, kommt bei den alten Sprachen auch noch die Bekanntschaft mit der Literatur dieser beiden hervorragenden Kulturvölker des Altertums, mit ihrem Leben und Streben, Ringen und Schaffen, Denken und Dichten in Betracht. Diese Bekanntschaft und Beschäftigung ist aber von der allergrößten Wichtigkeit für Weckung und Bildung jenes wissenschaftlichen Sinnes, den die künftigen Jünger der Wissenschaft auf die Hochschule mitbringen müssen, wenn sie Lust und Fähigkeit besitzen sollen zu der Art wissenschaftlicher Studien, wie sie auf der Universität heimisch sind und so Gott will bleiben werden. Denn daß darin Deutschland einen nicht unwichtigen Bestandteil seiner geistigen und sittlichen Kraft besitzt, dies ist besonders in neuester Zeit oft und nachdrücklich ausgesprochen worden.

Von unseren Mittelschulen freilich könnte man wohl sagen: sie stehen recht eigentlich gegenwärtig im Gericht. Denn die einen haben die rechte Sicherheit ihres Bestandes noch nicht gefunden, und die anderen, die eine schon Jahrhunderte zählende Geschichte hinter sich haben, vernehmen neuerdings fort und fort den Ruf nach Reform, dem man leicht auch die irrige Bedeutung beilegen könnte, als wäre die eigentliche Grundlage ihres Bestandes gefährdet oder in Frage gestellt. Das ist nun in Wahrheit nicht der Fall; vielmehr gibt sich in der Forderung nach Umgestaltung vielfach nur das Bestreben zu erkennen, das ursprüngliche Wesen wieder reiner hervortreten zu lassen und es zu befreien von jenen Zuthaten, welche ein fremdartiger, wenn nicht geradezu feindseliger Geist hinzugefügt hat: Zuthaten, die man mit jenen Verunstaltungen vergleichen mag, die derselbe unsaubere Geist an Werken der Baukunst edeln Stiles vorzunehmen liebte, oder mit den Schmarotzerpflanzen, die sich an gesunde Organismen ansetzen, sie mit ihren Sauggefäßen umklammern und ihnen die besten

Lebenssäfte entziehen, so daß der ursprünglich stattliche Baum kränkelt und wohl gar abstirbt. Daß die auf Beseitigung schädlicher Auswüchse und Wiederherstellung des erprobten Guten gerichteten Bestrebungen nicht ohne den Widerstand entgegenstrebender Kräfte sich verwirklichen können, liegt in der Natur der Sache. Daher denn so oft Vereitelung der besten Absichten und erneute vergebliche Versuche zur Herstellung des erkannten und gewollten Besseren. Namentlich unser engeres Vaterland hat sich durch die lang dauernde Krisis von vielen Seiten Spott und Tadel zugezogen. In der That wäre das Jahr 1874 ganz dazu angethan, ein hundertjähriges Jubiläum der Schulordnungen in Bayern zu begehen, da nach der Aufhebung des Jesuitenordens unter der Regierung des wohlmeinenden Kurfürsten Max Joseph des III. im Jahre 1774 eine Schulordnung auf dem Papier zu Stande kam, die nur leider, wie so viele ihrer Nachfolgerinnen, den Weg ins Leben nicht gefunden hat.

Möge es denn der im Jahre 1874 unter der waltenden Fürsorge unsers allergnädigsten Königs Ludwigs des II. festgestellten neuen Schulordnung, die mit dem Beginn des nächsten Schuljahres ins Leben zu treten bestimmt ist, gelingen, viel des Guten zu wirken und den Gymnasien Bayerns einen würdigen Platz neben denen der anderen Staaten des deutschen Reiches zu sichern. Dann werdet ihr, geliebte Schüler, es auch nicht beklagen, wenn ihr in künftigen Jahren nicht mehr, wie jetzt, äußere Belohnungen des Fleißes davontraget, sondern vielmehr durch euer Verhalten bethätigen, daß wir auch bisher diese Einrichtung nicht als ein Mittel den gemeinen Ehrgeiz zu stacheln betrachtet und behandelt haben; daß ihr ein höheres Ziel eures Ringens und Strebens kennet, als das des Lobes und Lohnes, und wisset, daß das, was ihr erstrebet und erringet, selbst der höchste Lohn des Mühens ist: Bildung des Geistes und edle christliche Gesinnung. Dann werdet ihr euch auch die Fähigkeit erwerben, dermaleinst, wenn ihr die weitere Laufbahn eurer Studien vollendet habt, dem Vaterlande, dem euer Herz mit dankbarer Liebe zugethan ist, nützliche Dienste zu leisten. Das walte Gott!

III.

Der letzte Akt des zu Ende gehenden Schuljahres hat durch die Allerhöchste Verordnung vom 20. August 1874 eine veränderte Gestalt gewonnen. Die Handlung, welche vordem nicht nur den Mittel- und Glanzpunkt dieser Schulfeier bildete, sondern recht eigentlich als der Zweck derselben betrachtet wurde, die Verteilung von Preisen an die besten und würdigsten Schüler, ist ganz weggefallen und die Aufgabe dieser Feier, die Sie, hochverehrte Anwesende, durch Ihre Gegenwart verherrlichen, ist keine andere, als das Ende eines für das Leben der Schule und ihre Angehörigen wichtigen Abschnittes zu einem würdigen Schlusse zu gestalten. Dazu hat die Schule keine anderen Mittel, als die in der eigentlichen Berufsthätigkeit der Lehrenden und Lernenden gegebenen. Zweck dieser Thätigkeit ist aber *Bildung des Geistes* — dieses Wort in der Bedeutung genommen, in welcher es alle Vermögen der Seele, Verstand, Gemüt und Wille umfaßt — und das Mittel, sie zu erzeugen, ist kein anderes als *die Sprache und Rede*[9]).

Der Gegenstand, für dessen nähere Betrachtung ich mir, hochverehrte Anwesende, Ihr geneigtes Gehör erbitte, bietet sich heute gleichsam von selbst an. Es ist Herkommen und Gebrauch, nichts, was im Leben Bestand gewonnen hatte, so ohne Sang und Klang zu begraben. Diese Ehrenschuld nimmt auch die Einrichtung für sich in Anspruch, deren Aufhören eingangs dieser Rede erwähnt worden ist. Schon die Griechen hatten die Sitte, kein bestehendes Gesetz abzuschaffen, ohne ihm die Rechtswohlthat der Verteidigung durch zu diesem Zwecke aufgestellte Anwälte zu teil werden zu lassen. Es fand ein förmliches Gerichtsverfahren statt, und das alte Gesetz wurde

als veraltet erst dann zu den Toten gelegt, wenn es in aller Form Rechtens verurteilt war. Dann wußte man, daß ihm sein Recht geschehen sei, dem Tadel über die Abschaffung desselben war der Boden entzogen. Dieses Recht gebührt auch der nunmehr abgeschafften Einrichtung. Diese wird auch ihre Freunde haben, die sie nicht ohne Schmerz werden aus der Welt gehen sehen. Es wird ihnen wohl auch nicht an Gründen fehlen, die dieser Einrichtung zur Empfehlung gereichen und von deren Beseitigung mehrfachen Nachteil befürchten lassen. Wollen wir denselben, wie sie sich zu äußern pflegen, billiges Gehör schenken!

Der natürlichste und anspruchsloseste und in gewissem Sinne auch am meisten berechtigte Ausdruck dieser Ansicht dürfte wohl der sein, der ein Bedauern darüber ausspricht, daß fleißigen und strebsamen Jünglingen der Vorteil entgeht, manch schönes Buch von bleibendem Werte zu bekommen. Wer in allen oder den meisten Klassen sich durch seine Leistungen hervorgethan hatte — und es waren ja nicht selten gerade unbemittelte Schüler in diesem Falle — konnte oft auf eine ganze Reihe von Bänden hinblicken, aus denen er Belehrung und Ergetzung geschöpft hatte. Wer wollte auch diesen löblichen Gewinn braven Jünglingen mißgönnen? Glücklicher Weise gibt es auch andere Mittel und Wege, sie dieses Vorteils teilhaftig werden zu lassen. Wohlhabende können sich selbst versorgen und für unbemittelte aber würdige Schüler bieten sonstige Einrichtungen und Anordnungen die erwünschte Hilfe, die noch überdies den Vorzug hat, daß sie weniger als jene wenn auch noch so gewissenhaft ausgeführte Berechnung des Fortgangsplatzes der Einwirkung zufälliger Umstände ausgesetzt ist [10]).

Aber, wird man entgegnen, entzieht man nicht der Schule durch die Aufhebung einer den besten Schülern gewährten Auszeichnung und Belohnung einen wichtigen Hebel des Fleißes und sittlichen Wohlverhaltens? und ist es geraten, der Jugend, die ohnedies in unserer Zeit nur allzu geneigt ist, der Zerstreuung und Vergnügungssucht sich hinzugeben, diesen wirksamen Antrieb zum ernsten Streben zu benehmen? Auf diesen Einwand erwidern wir zweierlei. Erstens bestreiten wir die Richtigkeit der Behauptung, daß die Aussicht auf die Erlangung eines Preises wirklich ein so kräftiger Antrieb zum Fleiß für die Jugend ist, als man gemeiniglich glaubt. Dies mag wohl gelten für einen Wettkampf sei es im Laufen und Ringen oder

in irgend einer anderen künstlerischen Leistung, die sich in einem Vorgang von kurzer Zeitdauer abspielt, obwohl auch hier der Wunsch zu siegen, also der Antrieb der Ehre gewiß der mächtigere ist und durch die Aussicht auf eine Belohnung, sei sie ein bloßer Ehren- oder ein Wertpreis, doch nur im besten Falle verstärkt wird: für die langdauernde ernste Bemühung des Lernens und sittlichen Wohlverhaltens ist die Anwartschaft auf einen zunächst unbestimmten und unbekannten Preis sicherlich von geringem Belange. Jedenfalls stände der erzielte Vorteil in keinem Verhältnis zu dem damit verbundenen Nachteil, den Lerneifer auf Lohn- und Ehrsucht zu begründen. Das wahre Ehrgefühl, welches die lateinische Sprache ebenso treffend Schamgefühl nennt, d. h. Scham vor solchen Handlungen, die mit der Achtung anderer und der Selbstachtung unverträglich sind, kann in dem jugendlichen Gemüt des Schülers richtig nur in e i n e r Weise auftreten, nämlich i n d e m W u n s c h e, d i e Z u f r i e d e n h e i t s e i n e s L e h r e r s z u e r w e r b e n, mag sich diese in der schönsten Form eines freundlichen Wortes oder in der bleibenderen eines anerkennenden Urteils und daraus entstammenden günstigen Zeugnisses bethätigen.

Diese und andere Erwägungen der Art dürften vielleicht hinreichen, den Widerspruch gegen die neue Einrichtung von seiten derjenigen, die es wahrhaft gut mit der Schule meinen und ihr Gedeihen aufrichtig wünschen, zu beschwichtigen. Aber es mag auch solche Verteidiger des früheren Herkommens geben, die dieses zwar preisen und erhalten zu sehen wünschen, alles andere aber mit Vergnügen preisgäben oder doch einer gründlichen Umgestaltung unterziehen möchten. Diese werden durch die geltend gemachten Gründe sich nicht bewogen sehen, ihren Widerspruch gegen die Neuerung aufzugeben, ja sie werden ihn vielleicht noch tiefer begründen und mit einer umfassenderen Bekämpfung der humanistischen Schulen in Verbindung bringen. Sie werden vielleicht sagen: Wie seid ihr doch grundverkehrt! Eure ganze Bildung und Erziehung ist auf römisches und griechisches Wesen begründet, und nun gebt ihr eine Einrichtung auf, ja verwerfet sie, die gerade von den Griechen herstammt und bei diesen so schöne Früchte getragen hat! Wetteifer, Wettkampf, Siegespreise, Ehren und Auszeichnungen, sind das nicht Namen und Begriffe, die im Leben der Griechen eine wichtige Rolle spielten? Von wem stammt denn der schöne Vers, der als der zusammengefaßte Ausdruck dieses ganzen Ringens und Strebens gelten kann: „i m m e r d e r e r s t e z u s e i n

und über die andern zu ragen?" hat er nicht den Dichter zu seinem Urheber, den das hellenische Volk zu allen Zeiten als seinen Lehrer und Führer anerkannt hat und ein römischer Dichter aus dem Zeitalter des Augustus allen Philosophen als Lehrer sittlicher Weisheit vorzieht? Entweder müßt ihr also die Grundlage, auf der eure Bildung und Erziehung beruht, selbst aufgeben, oder ihr dürft einen Grundsatz nicht verwerfen und verleugnen, der das ganze hellenische Leben wie ein geistiger Odem durchdringt und durchleuchtet.

Dieser Einwurf gegen die mißbilligte und bekämpfte Maßregel, wenn er sich etwa in der bezeichneten Weise vernehmen lassen sollte, könnte auf den ersten Blick wohl berechtigt und in seiner Begründung annehmbar erscheinen. Nichtsdestoweniger beruht das ganze Gedankengebilde auf irrigen Voraussetzungen und unrichtigen Schlüssen. Schon die Behauptung muß bestritten werden, daß die von den humanistischen Lehranstalten angestrebte und gewährte Bildung und Erziehung auf griechisches und römisches Wesen gegründet sei; sie ist vielmehr, so ungereimt und den Thatsachen widersprechend die Behauptung auch auf den ersten Blick erscheinen mag, eine ganz auf deutsches Wesen begründete und daraus hervorgehende.

Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu prüfen, müssen wir vor allem einen Blick werfen auf die Stellung, welche das griechische und römische Volk einerseits und das deutsche andererseits in der Geschichte der Menschheit einnehmen. Diese Stellung ist zunächst eine ihnen von Gott angewiesene. Denn so wahr und nicht bloß für jeden einzelnen Menschen, sondern auch für jedes Volk gültig das bekannte Wort ist: Jeder ist seines Glückes Schmied, d. h. jeder erwirbt sich durch sein eigenes Thun und Lassen die Stellung, die er im Leben einnimmt, so ist doch auch dies wahr und unbestreitbar, daß jeder in seinem Thun und Lassen wesentlich bestimmt wird durch die Gaben und Fähigkeiten, die er als Mitgift von der Natur empfangen hat, durch die Verhältnisse, in die er von dem ersten Augenblick seines Daseins an versetzt worden ist. Diese Gaben hat sich der Mensch nicht gegeben, diese Verhältnisse hat er nicht selbst gemacht und geordnet, er muß sie nehmen, wie er sie bekommen und gefunden hat, und sehen, wie er mit ihnen zu seinem und anderer Heile zurecht komme.

Das griechische und römische Volk wurde eben zusammengenommen und dem deutschen gegenüber gestellt. Aber wie ungleich sind sich

beide nach Art und Geltung! wie verschieden ist die Stellung, die beide in der Geschichte der Menschheit einnehmen! Auf diese Thatsache richtete sich schon die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Römer selbst, wie wir aus zahlreichen Äußerungen ihrer Schriftsteller entnehmen können. Diese zeugen in ihren schönsten Kundgebungen, in den Aussprüchen ihrer edelsten Dichter wie von einer unbefangenen Anerkennung fremden Verdienstes, so auch von einem stark ausgeprägten Selbstgefühl. Wir stehen bei der Würdigung beider Völker natürlich auf dem Standpunkt geschichtlicher Auffassung, die, wenn sie diesen Namen verdienen soll, eine unparteiische ist, und fassen dabei eben nur die Seite ins Auge, die für die vorliegende Frage zunächst in Betracht kommt. Da ist es nun unverkennbar, daß das griechische Volk in Bezug auf geistige Begabung und glückliche Entwicklung dieser Gaben wohl einzig in der Geschichte dasteht und sich dadurch die Bewunderung nicht nur der Römer, denen sie Lehrer wurden, sondern aller Völker und aller Zeiten erworben hat. Den Römern ging in der That erst durch die Berührung mit den Griechen, durch die Bekanntschaft mit ihrer Sprache und Kunst der Sinn für Schönheit und Wohllaut der Rede auf; ihre Sprache, wie sie sich in den Denkmälern der Schrift zu erkennen gibt, erlitt in dem kurzen Zeitraum weniger Decennien eine so durchgreifende Umgestaltung, daß sie fast wie eine andere erscheint, wenigstens wie eine ungleich geschmeidigere und wohllautendere Mundart. Daß dadurch das römische Wesen selbst eine Veränderung erfahren hat, ist nicht zu leugnen, aber eine Veränderung, die zugleich eine Bereicherung war, ohne welche das römische Volk, trotz aller Kraft und Biederkeit, trotz aller Thaten im Krieg und Frieden, doch nie diese Bedeutung in der Weltgeschichte erworben haben würde, die es wirklich erworben hat, die weit über die Dauer seiner politischen Macht und Größe und seiner Herrschaft über andere Völker hinausreicht. Das griechische Volk dagegen, von Natur dazu geschaffen, seine Eigenart in freiester Selbständigkeit zur höchsten Blüte zu entfalten, büßte mit der nationalen Selbständigkeit, wenn auch nur allmählich und in langsamem Niedergang, mehr und mehr auch die schöpferische Geisteskraft und das lebendige Schönheitsgefühl ein, durch die es in glücklicheren Zeiten über alle Völker hervorgeleuchtet hatte.

Welche Stellung nimmt nun diesen beiden Völkern gegenüber das deutsche Volk in der Geschichte ein? Gleich bei seinem ersten

Auftreten wie von einer unwiderstehlichen Schicksalsmacht dem römischen Volke entgegengeführt rang es mit diesem in Jahrhunderte langem Kampfe ohne geeinigte Kraft mit wechselndem Erfolge, bis die gewaltiger heranflutenden Völkerwogen endlich doch dem auch innerlich geschwächten römischen Reiche im Westen Europas ein Ende machte. So drangen germanische Völker und Völkerbünde in die von den römischen Kaisern beherrschten Länder ein und gründeten neue germanische Reiche, unterlagen aber naturgemäß der ihnen weit überlegenen römischen Bildung. Diese war inzwischen auch nicht mehr auf dem Stande geblieben, auf dem sie in der letzten Zeit der Republik und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit gewesen war. Es war vielmehr ein neues Ferment von mächtiger Triebkraft dazu gekommen, das Christentum, das auch in den verschiedenen Stämmen des deutschen Volkes tiefgreifende Wurzeln schlug und Wirkungen von weltgeschichtlicher Bedeutung hervorrief. Zum Teil wurden sie von dem gewaltigen Umwandlungsproceß ergriffen, der die Völker romanischer Zunge ins Dasein rief, Völker, in denen das germanische Wesen, das sich in der kriegerischen Kraft der Eroberer bewährt hatte, von römischer Sprache und Bildung übermocht wurde. Von diesen Völkern gingen vielfach die Sendboten aus, welche auch in die von fremder Kultur noch wenig berührten Länder der germanischen Völker das Licht des Christentums trugen. Derjenige, welcher mit Vorzug der Apostel der Deutschen genannt zu werden pflegt, war Winfried aus England, also dem romanischen Lande, welches am meisten von dem Gepräge des germanischen Stammes bewahrt hatte. Von deutscher Bildung, von deutscher Kunst und Wissenschaft war freilich in diesem Zeitraum noch keine Rede. Wissen wir doch, daß der große Gothenkönig, dessen Name in Dichtung und Geschichte gleich gefeiert dasteht, zwar ein Freund und Beschützer der römischen Bildung war und sich selbst mit den äußeren Abzeichen des römischen Herrschertums umgab, aber gleichwohl dieser von ihm geschätzten und bewunderten Bildung doch innerlich fremd gegenüber stand. Wäre dies nicht der Fall gewesen, und wäre er damals, als er in seiner Jugend einige Jahre an dem Hofe in Byzanz zubrachte und unzweifelhaft mit seinem angebornen großen Sinn in jener großen Umgebung viel sah und lernte, tiefer in die dort herrschende Bildung eingeweiht worden, so würde wohl nicht die an sich freilich unglaubwürdige Sage entstanden sein, daß Theoderich, der 33 Jahre lang über Italien herrschte,

seinen Namen nicht habe schreiben können. Wie dies aber immer mag gewesen sein, so viel ist gewiß, daß dieser König der Germanen, denen noch der Schatz eigener Bildung fehlte, ein richtiges Verständnis für die Größe und Bedeutung einer fremden Bildung in sich trug und mehr als die Römer selbst für die Erhaltung des aus dem Altertum überlieferten Schatzes besorgt war.

Noch mehr war dies der Fall bei dem großen Frankenkönige, in welchem das Kaisertum des untergegangenen Westreiches wieder auflebte. Wie sehr Karl der Große selbst noch in seinen späteren Jahren bemüht war, seine eigene Bildung, deren Mängel er tief empfand, zu erweitern und zu befestigen und namentlich zu der lateinischen Sprache auch noch die griechische zu erlernen, ist bekannt. Ebenso strebte er mit allem Eifer darnach, auch in seinem Volke dieser Bildung eine Stätte zu bereiten. Er wußte durch Berufung gelehrter Ausländer, wie des Engländers Alcuin, und Heranbildung heimischer Talente einen Kreis feingebildeter, in aller Kunst und Wissenschaft erfahrener Männer um sich zu sammeln, legte zahlreiche Schulen an und sorgte für die Erhaltung und Verbreitung der Schätze des Altertums dadurch, daß er die Mönche zum Bücherabschreiben anhielt. Was aber seinen Bemühungen in dieser Richtung besonderen Wert verleiht, ist dies, daß ihm die Ausbildung der Muttersprache besonders am Herzen lag und daß er für die Erhaltung der alten deutschen Heldenlieder Fürsorge traf. Dadurch bewährte er sich als einen wahrhaft deutschgesinnten König, der wußte, was er an seinem Volke hatte, der seine Muttersprache liebte und pflegte und den Schatz deutscher Sage und Dichtung in seinem Wert erkannte und den Nachkommen erhalten wissen wollte; der aber auch das Gute, das ihm bei fremden Völkern begegnete, ehrte und an sich zog und das Erbe einer großen Vergangenheit der Menschheit zu wahren und dadurch das eigene Volkstum zu bereichern bemüht war.

So wirkten bei diesem ersten Anfang einer deutschen Volksbildung drei Elemente förderlich zusammen: das eigene Volkstum, das klassische Altertum und das beide veredelnde Christentum. Daß dieser Same auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen war, davon geben uns weniger die geringen Überreste der aufgezeichneten Heldenlieder und geistlichen Dichtung aus jener Zeit Kunde, als die unter dem Lärm und Gedränge kriegerischer Heerfahrten und tief in das Volksleben eingreifender Kämpfe zweier Gewalten im

Stillen fortwirkende Kraft, die im 12. und 13. Jahrhundert sich in einer reichen Blüte des Helden- und Minnesanges erschloß. Doch auch diese Blüte verwelkte und starb ab; nicht so aber der Keim wissenschaftlicher Forschung, der im 13. Jahrhundert achtungswerte Früchte hervorgebracht hatte und sowohl in der Form mystischer Theologie und christlicher Erbauung als auch in den bekannten Rechtsaufzeichnungen des Sachsen- und Schwabenspiegels auf die Bildung schriftmäßiger Prosa einen nicht unbedeutenden Einfluß übte.

Einen rechten Aufschwung aber gewann die durch Unterricht gepflegte Bildung erst durch die mächtige Anregung, welche das in Italien blühende Studium der klassischen Literatur und besonders die Kenntnis der griechischen Schriftsteller auf Deutschland übte. In Italien knüpft sich an diese Wiedergeburt des klassischen Altertums, bei welcher Nationalgriechen bekanntlich eine thätige und wirksame Rolle spielten, ein Aufschwung des Geistes, der die eigentliche Glanzperiode der Nationalliteratur hervorrief und durch die Namen Dante, Boccaccio, Petrarka für alle Zeiten im Bewußtsein der Menschen geweiht ist. Eine gleich glänzende Frucht des nationalen Geisteslebens brachte der Humanismus, wie man diese Wiedergeburt des klassischen Altertums der Griechen und Römer nannte, auf deutschem Boden zunächst nicht hervor, vielmehr schien das Bemühen, in reinem, geschmackvollem Latein zu sprechen und zu schreiben, das, in den höheren Schulen gepflegt, alle Gebildeten beseelte und beherrschte, den Gebrauch der Muttersprache so zu überwuchern, daß diese fast nur mehr für das Bedürfnis und wohl auch die Belustigung des gemeinen Mannes da zu sein schien, obwohl auf diesem Gebiete der deutsche Geist auch noch im 16. Jahrhunderte manche köstliche Frucht ursprünglicher Kraft und angebornen Witzes hervorbrachte, wie man jetzt allgemein anerkennt, seit die größten Geister der Nation einen Hans Sachs u. a. ihrer Hochschätzung wert befunden haben. Doch machte sich in diesem und dem folgenden Jahrhunderte, wenn man absieht von dem ebenso von wahrhaft dichterischem Geiste, wie von Glaubenskraft und Innigkeit beseelten Kirchenliede, auch in deutscher Sprache vorzugsweise eine gelehrte und gekünstelte und darum nicht wahrhaft volkstümlich klassische Dichtung geltend, die erst im 18. Jahrhundert einer freieren Regung und Entfaltung des deutschen Geistes Platz machte. Diese freiere Regung

der angebornen Kraft des deutschen Geistes rief die zweite klassische Periode der deutschen Nationalliteratur ins Leben, die andersartig, aber ebenbürtig der früheren des Mittelalters sich an die Seite stellt und ebenso, wie diese, dazu beigetragen hat, daß das deutsche Volk hinter keinem anderen der Neuzeit zurücksteht.

Daß zu dieser geistigen Erweckung nicht am wenigsten das Studium des klassischen Altertums, die eindringende Beschäftigung mit den Werken griechischer Kunst und Literatur, die Vertiefung in den Geist klassischer Schönheit beigetragen hat, wer wollte dies bezweifeln, wenn er an die ersten Heroen unserer deutschen Literatur, an Klopstock, Lessing und Göthe denkt? Diese und andere, die ihnen zunächst stehen, zeigen deutlich, daß die Berührung mit dem griechischen und römischen Geiste nicht lähmend, sondern erweckend und befreiend auf den deutschen Geist wirkt, daß sein Wesen durch diese Berührung nicht verkümmert und verunstaltet, sondern geläutert und gekräftigt wird. Wenn sie diese Wirkung in der Blütezeit des Humanismus nicht sogleich, ja erst nach langer Zeit hervorrief, so war daran wohl nur der Umstand schuld, daß die Nation im großen und ganzen von den politischen und kirchlichen Kämpfen hingenommen und zerklüftet war, daß die edelsten Geister in diesen Kampf hineingezogen waren und ihre beste Kraft in demselben eingesetzt hatten; daß die politische Zerrissenheit und Ohnmacht den deutschen Geist widerstandslos einem fremden unterthan gemacht hatte. Dieser fremde Geist — das war aber nicht der griechische und römische — hielt den deutschen lange Zeit in schmählicher Abhängigkeit, ja Knechtschaft, bis eben die Befreiungsstunde schlug und der Riese wieder erwachte. Ich bin weit entfernt, damit sagen zu wollen, daß die Beschäftigung mit französischer Sprache und Literatur an sich verderblich auf den deutschen Geist wirke, wie dies wohl Ernst Moriz Arndt, der mutige und kräftige Vorkämpfer deutschen Geistes, glaubte und behauptete. Er konnte sich freilich auf vielfältige Erfahrung berufen. Allein diese verliert doch etwas an Gewicht durch die Erwägung, daß dieser nicht abzuleugnende verderbliche Einfluß sich vorzugsweise dann geltend machte, wenn politische Schwäche und Ohnmacht auf deutscher Seite der französischen Überhebung und Bevormundung förderlich in die Hände arbeitete. Diese Gefahr wird also zum mindesten verringert oder auch ganz beseitigt werden, wenn Deutschland seine Stellung unter den Staaten Europas behauptet und befestigt. So viel aber

kann wohl als sicher und ausgemacht gelten, daß die beiden klassischen Sprachen des Altertums, die nur in ihren Schriften noch fortleben, dem deutschen Geiste keine Gefahr bereiten, vielmehr nur geeignet sind, die edelsten Kräfte seines Wesens zu entwickeln und zur höchsten Blüte zu entfalten.

Indessen — so könnten Sie, hochverehrte Zuhörer, vorwurfsvoll fragen — wo bleiben die Schulpreise, von denen die Rede ausging? hat sie sich auf dem Wege verirrt und dieses Thema — mit oder ohne Absicht — etwa ganz vergessen? Nicht doch, hochverehrte Anwesende! So viel ist schon stillschweigend gesagt worden, daß die Einführung dieses Erziehungsmittels nicht in dem Princip der humanistischen Lehranstalten gegeben war, also auch nicht notwendig zu ihm gehört, so daß es nicht ohne Schaden und Einbuße ihm entzogen werden könnte. Dieses Erziehungsmittel stammt vielmehr aus einem anderen Geiste als dem des Humanismus; aus einem Geiste, der auch schon im 16. Jahrhundert seine Wirksamkeit zu entfalten begann, im 17. Jahrhundert aber in einem Teile Deutschlands zur vollständigen Herrschaft in den Schulen gelangte. In dem System dieser Erziehungskunst — es ist dies von ihren Vertretern in mehreren Schriften dargelegt — galt es als das bewährteste Hülfsmittel im Lehramt, den Ehrgeiz anzufachen oder anzustacheln und dadurch den Wetteifer unter den Schülern zu wecken und zu fördern. Nichts schien diesem Zwecke mehr zu entsprechen, als die öffentlichen Preisverteilungen, die mit aller Ausrüstung der Ehrenerweisung und Ergetzung in Scene gesetzt wurden. Auch noch andere Mittel standen zu Gebote, um dem Ehrgeiz Nahrung zu geben. Dazu diente z. B. auch die Anordnung, daß den Schülern, denen in der Schule ein Vorzug gegeben wurde, auch außer der Schule die vornehmere Seite zu überlassen und überall der ansehnlichere Platz einzuräumen sei; ferner die Einführung von Ämtern und Würden unter den Schülern, in denen sie auch wohl noch manche andere nützliche Kunst lernten und übten, z. B. Aufpasserei und Angeberei, die in diesem System der Menschenleitung eine wichtige Rolle spielten. War doch ausgesprochenermaßen das höchste Ziel derselben, die Menschen zu geschickten Werkzeugen in den Händen ihrer Oberen zu machen; darum war der blinde Gehorsam gegen die Vorgesetzten das vornehmste Gesetz und jede Freiheit des Willens und der Überzeugung auszutilgen. Wie damit freilich das Studium der griechischen und römischen Klassiker verträglich sein sollte,

ist schwer einzusehen. Indessen der Inhalt sollte auch dabei gar nicht in Betracht kommen; nur der Stil, und nichts anderes, sollte gebildet werden, und dazu diente fast ausschließlich Cicero, dem alle Worte und Redensarten, die man beim Sprechen und Schreiben verwendete, abgeborgt werden sollten. Damit wurde auch das erreicht, daß die Muttersprache, in welcher der Mensch doch am freiesten denkt und schafft, dem in dieser Schule gebildeten förmlich entwunden wurde. Darum hörte er eigentlich auch auf, ein lebendiges Glied seines Volkes zu sein; er wurde ein Glied eines Universalreiches, das über die ganze Erde ausgebreitet und nur einem Willen unterthänig gemacht werden sollte.

Dieses Ziel ist bis auf den heutigen Tag nicht erreicht worden und wird — so hoffen wir zu Gott — auch nicht erreicht werden. Denn nur wenige Länder und Staaten sind es, in welchen das geschilderte Erziehungssystem noch in Geltung ist. Deutschland, das deutsche Reich ist gegenwärtig davon befreit. Nur einzelne Überreste, die je nach Umständen unschuldig oder bedenklich sein konnten, waren noch übrig, und zwar vorzugsweise in unserem engeren Vaterlande. Eine dieser Einrichtungen ist nun eben beseitigt worden. Sie bestand noch bis zu diesem Schuljahre. Man könnte verwundert fragen: Hat sie denn bisher so schädlich gewirkt? nnd wie konntet ihr Lehrer in der zum Teil nicht mehr kurzen Dauer eurer Lehrthätigkeit sie so ruhig ertragen, wenn sie wirklich so schlimm war, wie ihr uns jetzt glauben machen wollt. Ich erwidere: die jetzt beseitigte Einrichtung ist allerdings eine solche, deren Nachteile nur durch den Zusammenhang mit anderen Einrichtuugen und durch die Art der Ausführung zur vollen Geltung kamen und hinwiederum durch die Art der Ausführung entweder ganz aufgehoben oder auf ein geringes Maß beschränkt werden konnten. Denn auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes sind — sei es zum Nutzen oder Schaden — doch nicht die Maßnahmen und Einrichtungen die Hauptsache, sondern die Personen, die sie zur Ausführung bringen, ihr Wille, ihr Eifer und Geschick. So wird denn auch überall in unserem Vaterlande der Sinn der Lehrer die schlimme Absicht der Anstachelung des Ehrgeizes nicht bethätigt und dadurch unwirksam gemacht haben.

Jetzt, nachdem diese Einrichtung abgeschafft ist, haben wir die Frage zu beantworten: welche Wirkung haben wir von dem Wegfall dieses Hilfsmittels der Erziehung wahrgenommen? Wir können,

Gott sei Dank, mit voller Überzeugung sagen: keine nachteiligen! Wir haben in allen Klassen der Studienanstalt von der untersten an bis zur höchsten solche Schüler gehabt, deren Fleiß und sittliches Verhalten nicht hätte besser sein können, und es also auch gewiß nicht gewesen wäre, wenn die Aussicht auf einen Preis gewinkt hätte. Aber, könnte man fragen, habt ihr nicht solche gehabt, mit denen ihr nicht zufrieden waret, und wären diese nicht vielleicht fleißiger und braver gewesen, wenn sie diesen Antrieb zum Guten gehabt hätten? Die erstere Frage müssen wir natürlich leider bejahen; der Grund liegt in der menschlichen Natur und es wird wohl auch so bleiben, das Erziehungssystem mag sein, wie es will. Die zweite Frage aber beantworte ich mit einen bescheidenen: schwerlich! und füge hinzu: ja, wenn es auch so wäre, so wäre es nicht zu beklagen, wenn solche Geister sich frühzeitig in ihrem wahren Wesen enthüllen und sich nicht mit dem Schein guter Bestrebungen umkleiden. Sie würden selbst dabei immer noch besser fahren, weil bei ihnen dann die richtigen Erziehungsmittel rechtzeitig angewendet würden; und auch die Anstalt würde besser fahren, wenn sie keine Heuchler und Lohndiener erzöge; und Staat und Kirche würden gewinnen, wenn sie keine solchen Diener erhielten. Das wäre denn schon, wie gesagt, wenn jene nur angenommene Bedingung sich wirklich erfüllte, ein namhafter Vorteil dieser neuen Maßregel. Sehen wir aber von diesem Falle ab, so fragt es sich, ob ein positiver Nutzen für die Sittlichkeit schon jetzt wahrzunehmen ist. Darauf können wir nun freilich nicht antworten; die Erfahrung ist noch eine zu kurze. Aber das können wir sagen: ein Gewinn ist unzweifelhaft. Durch die neue Einrichtung ist Bayern in Übereinstimmung getreten mit dem übrigen deutschen Vaterlande, ja sogar mit Österreich, das auch nichts mehr weiß von einer feierlichen Preiseverteilung am Schlusse des Schuljahres. Die Übereinstimmung mit allen deutschen Staaten ist aber von nicht zu unterschätzendem Werte. Die neue Schulordnung, welche von einer Preiseverteilung nichts weiß, ist somit auch ein Glied in der Reihe jener erhabenen Entschließungen Seiner Majestät unseres Allergnädigsten Königs, deren erste eine so ruhmreiche Stelle in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes gefunden hat.

Schlußbemerkung. An die Rede schloß sich die Entlassung der Abiturienten an. Die Verteiluug der Reife-

zeugnisse hatte damals Seine Excellenz der Herr Regierungspräsident Staatsrat von Hörmann zu vollziehen die Güte. Darnach wurde einem der nunmehr zum Übertritt an die Universität Berechtigten das Wort verliehen zu einer kurzen Abschiedsrede. Diese hielt damals Thomas Stettner. In Erwiderung derselben wendete sich der Rektor an die von der Anstalt Scheidenden in einer kurzen Ansprache. Die ganze Festfeier wurde, wie herkömmlich, durch eine musikalische Leistung eingeleitet und geschlossen.

IV.

Wenn in den letztverflossenen Jahren die Umstände selbst den Gegenstand an die Hand gaben, der mir als ein angemessener Stoff zu einer Rede bei dem feierlichen Schlusse des Schuljahres erscheinen konnte, so ist das in diesem Jahre nicht der Fall gewesen. Doch brauche ich darum nicht etwa in Verlegenheit zu sein um einen solchen Gegenstand, da Ihre ehrende Anwesenheit genügend bezeugt, daß Sie, hochverehrte Anwesende, den Angelegenheiten der Schule überhaupt und insbesondere auch unserer Studienanstalt wohlwollende Teilnahme schenken. So darf ich denn auch wohl getrost erwarten, daß ein aus dem Bereiche unseres Schullebens und unserer Schulthätigkeit entnommener Gegenstand nicht unwürdig befunden werden wird, um heute bei dieser feierlichen Gelegenheit Ihr geneigtes Gehör in Anspruch zu nehmen.

Im Gegensatz gegen frühere Zustände und Einrichtungen ist das eigentümliche Bestreben unserer Zeit im Bereiche des Schulwesens und der Jugendbildung darauf gerichtet, für jeden Lebensberuf und jede künftige Lebensthätigkeit eine besondere Art von Schulen herzustellen und in der angemessensten Weise einzurichten. Infolge davon gliedern sich die Lehranstalten nicht bloß nach den verschiedenen Alters- und Entwicklungsstufen der Lernenden in Elementar-, Mittel- und Hochschule, sondern namentlich die Mittelschule, der auch die Studienanstalten angehören, scheidet sich in mehrfache gleichgeordnete Arten, für welche zur Zeit noch nicht ganz übereinstimmende und feststehende Namen und Normen gewonnen sind.

Auch die älteste unter diesen Schwesteranstalten, das humanistische Gymnasium, wie es öfter genannt wird, ist von der Einwirkung der Zeitströmungen und Zeitbedürfnisse natürlicher Weise nicht unberührt

geblieben. Lehrgegenstände, die früher wenig oder gar nicht zur Geltung kamen, finden jetzt, wie es recht und billig ist, angemessene Beachtung und Pflege. Es kann fast als eine selbstverständliche Folge betrachtet werden, daß die Gegenstände, die früher fast ausschließlich berücksichtigt wurden und als bildende Nahrung der Jugend galten, in dieser ihrer ausschließlichen Geltung und Pflege beschränkt wurden. Es ist nicht an der Zeit und nicht dieses Ortes, darüber urteilen zu wollen, wie weit die Veränderung heilsam und segensreich geworden ist; es genügt auszusprechen, daß unzweifelhaft berechtige Forderungen zur Anerkennung gelangt sind. Die Pflege der Muttersprache mit ihrer Literatur und anderer neuer Sprachen neben den beiden alten Sprachen, umfassenderes Studium der Geschichte und der Mathematik und neben der Bildung des Geistes auch die des Leibes: das sind ja Forderungen, die niemand als ungerechtfertigte betrachten und darum von vornherein abweisen wird. Sie sind auch nicht gerade nagelneu, sondern in verschiedenen Perioden unseres Erziehungswesens mit Schärfe und Nachdruck und Erfolg zur Geltung gebracht worden. So hat, um nur den letzterwähnten Gegenstand ins Auge zu fassen, schon Luther den Nutzen und die Notwendigkeit der Leibesübungen in seiner Weise klar und bündig dargethan und dafür Gründe beigebracht, die in sehr bemerkenswerter Weise ganz übereinstimmen mit denjenigen, welche Platon dem bekannten Feldherrn Nikias in den Mund legt, als dieser angesehene Mann zwei ehrenwerten Freunden aus hochberühmten Familien Rat gibt in der Frage, ob die Fechtkunst, von welcher eben ein Vertreter dieser Kunst eine Schauprobe gegeben hat, ein nützliches Bildungsmittel für die Jugend sei oder nicht. Nikias empfiehlt sie zu diesem Zwecke und hebt unter anderen Vorteilen den hervor, daß die jungen Leute durch die Beschäftigung mit solchen Künsten und Übungen weniger in die Lage kommen, auf andere Unterhaltungen auszugehen, in welchen die Jugend einen Zeitvertreib sucht. Das Gleiche sagt Luther,[11]) indem er zugleich die nicht empfehlenswerten aber doch beliebten Unterhaltungen mit lebhaften Farben schildert. Bemerkenswert ist auch der Name, dessen sich Luther bedient. Turnen und Turnkunst war noch nicht im Brauch. Dieses stammt in seiner jetzt üblichen Bedeutung bekanntlich von dem Turnvater Jahn, gehört also in dieser Anwendung unserm Jahrhundert an; Luther nennt es Ritterspiel, zu dem Fechten und Ringen gehört, und stellt es neben die von ihm so geliebte Musica, die er als

die eigentliche Herzensfreundin und Trösterin betrachtet. Er geht dadurch auf die Anschauungsweise der alten Griechen zurück, die bekanntlich die ganze Erziehung des Menschen unter die zwei Namen befaßten, *μουσική* (Musike) und *γυμναστική* (Gymnastike), indem letztere die Pflege des Leibes, erstere in weiterem Sinne, als wir heutzutage das Wort zu gebrauchen pflegen, die gesamte Bildung des Geistes durch die Mittel der Kunst und Wissenschaft begreift. Daß aber trotz alledem, was zu verschiedenen Zeiten mit überzeugender Wahrheit zu Gunsten der Leibesübungen gesagt und auch ins Leben eingeführt worden ist, doch immer von neuem die Notwendigkeit sich ergab, widerstrebenden Richtungen teils mit den Waffen der Wissenschaft und des Spottes, teils durch organisatorische Maßnahmen entgegenzutreten, ist eine nicht zu bestreitende Thatsache. Hätte ja doch sonst nicht noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ein königlicher Dichter Veranlassung gehabt, die Lauge seines Spottes über die Gymnasien auszugießen als die Anstalten, in welchen so recht im Widerspruch mit ihrem Namen die Jugend — versitzt [12]).

Weniger von diesen Wandelungen und Strömungen der Zeitrichtung berührt blieb der Teil des Unterrichtes, der doch von Anfang an der feste Kern und Mittelpunkt war, an welchen sich der ganze Kreis der übrigen Bestrebungen anschloß: die Beschäftigung mit den beiden alten Sprachen und ihrer Literatur. Nicht daß diese gar keine Anfechtungen erfahren hätte! sie hat bekanntlich auch ihre Gegner, deren Sieg gleichbedeutend wäre mit der Vernichtung der humanistischen Gymnasien selbst. Doch hat dieses Bestreben noch keinen Einfluß auf das Leben gewonnen, indem die Gymnasien nicht nur ihren Bestand erhalten, sondern das Bedürfnis nach Gründung neuer Anstalten sich vieler Orten fühlbar macht und thatsächliche Geltung gewinnt.

Auch an Reformbestrebungen innerhalb des Kreises der Schule selbst hat es begreiflicher Weise nicht gefehlt. Sie alle aber bezwecken ja doch nur eine vollständigere und nachhaltigere Wirkung dieses Unterrichtes, nicht eine Schwächung und Beschränkung desselben. Was in dieser Richtung teils in Fachzeitschriften, teils in Einzelschriften verhandelt worden ist, kann um so mehr hier unberücksichtigt bleiben, als dadurch der besondere Gegenstand, für dessen Besprechung ich mir Ihr geneigtes Gehör erbitte, nur wenig berührt wird. Nur das mag vorläufig erwähnt werden, daß sich mehr und mehr das Bestreben

geltend macht, den Vorzug, den die lateinische Sprache und Literatur vor der griechischen herkömmlich in der jeder von beiden gewidmeten Stundenzahl besitzt, zu beschränken und, zwar nicht der grammatischen Erlernung der Sprachen, wohl aber der Lesung der beiderseitigen Schriftsteller mindestens auf den oberen Stufen des Unterrichtes das gleiche Maß der Zeit zuzuwenden. Dieses Bestreben hat seinen Grund in dem anerkannten Vorzuge, der den Werken der griechischen Literatur in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht zukommt. Und zwar überwiegt für die eigentlich klassische Periode der künstlerische Wert.

Die Kunst in allen Arten ihrer Erzeugnisse — denn selbst der Musik schreiben neuerdings anerkannte Meister des Faches [13]) diesen hohen Wert zu — war das Gebiet, auf welchem die schöpferische Kraft des griechischen Geistes sich am herrlichsten offenbarte. Sie vermochte es durch die erhaltenen Überreste — und wie gering ist ihre Zahl im Vergleich mit dem ganzen Reichtum der früheren Herrlichkeit — selbst auf die spätesten Geschlechter fremder Nationen einen tiefgreifenden Einfluß zu üben, in ihnen die eigene Schöpferkraft zu erwecken und zu bilden. Das hat kein Volk mehr erfahren als das deutsche, welches an diesen Vorbildern sich aus einer gewissen Verkommenheit aufrichtete zu dem Vermögen, eine der früheren Blüte der Kunst ebenbürtige klassische Literatur hervorzubringen. Klopstock, Winckelmann und Lessing — das sind die Namen der Männer, die durch Beispiel und Lehre die Läuterung des Geschmackes bewirkten und dadurch diese neue Blüte einer auf Schönheit und Wahrheit beruhenden Kunst vorbereiteten und hervorriefen.

Wie sich hier die bildende Kraft des in seinen Erzeugnissen fortlebenden griechischen Geistes an einem Volke im großen bewährt hat, so vermag sie auch im einzelnen bei der Erziehung der Jugend eine läuternde und fördernde Wirksamkeit zu üben. Die Werke der Dichtkunst sind dazu vor allem geeignet und berufen. Die Ursprünglichkeit und innere Gesetzmäßigkeit ihrer Entfaltung bietet so treffliche und dem jugendlichen Geiste ganz angemessene Muster in jeder Art der Dichtkunst, daß die ernste Arbeit, welche die Aneignung erfordert, reichlich belohnt wird durch den mit Genuß verbundenen Ertrag an Einsicht und Vermögen. Zwar könnte es scheinen, als ob von den drei Hauptgattungen der Dichtkunst die lyrische nicht hinreichend vertreten sei, weil sich aus dem ganzen reichen und mannigfaltigen Schatz derselben doch nur geringe Überreste vollständiger Werke er-

halten haben und diese durch ihre besondere Schwierigkeit sich weniger für die Fassungskraft der Jugend eignen. Allein auch dieser Mangel, wenn man die Wirkung zufälliger Umstände so nennen darf, wird ersetzt durch den lyrischen Bestandteil des griechischen Dramas, die Chor- und Wechselgesänge, die nicht als eine willkürliche Ausschmückung und Beigabe, sondern als ein ursprünglicher und wesentlicher Bestandteil zu betrachten sind, an welchen die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Rhythmen nebst der gehaltreichen Tiefe der Gedanken und dem kühnen Schwung der Sprache sich hinreichend erkennen und empfinden läßt.

Auch die Richtung auf wissenschaftliche Forschung und Erkenntnis war dem griechischen Geiste ursprünglich und angeboren. Sie macht sich geltend in dem Bestreben und Versuche, das All der Dinge, in welches sich der Mensch mit seiner denkenden Vernunft wie zum Zweck der Erkenntnis hineingesetzt sieht und fühlt, in seinem Wesen und seiner Entstehung zu begreifen. Daß dieses Streben sich nicht durch den Erfolg befriedigt, sondern nur zu immer neuen Versuchen getrieben fühlte, wer wollte sich darüber wundern, der weiß, daß diese Geistesarbeit, an der alle Kulturvölker sich beteiligen, bis auf den heutigen Tag fortdauert und ebensowenig aufgegeben, als zu befriedigendem Abschluß gebracht werden kann. Bei den Griechen gelangte dieselbe zu allseitigerer Entfaltung und tieferem Erfassen, als das Ich nicht mehr bloß als das denkende Subjekt den Gegenständen der Forschung und Erkenntnis gegenüber stand, sondern sich selbst als solchen betrachtete, dem sein Denken und Streben sich vornehmlich zuzuwenden habe. Dazu mahnte die bekannte Aufschrift an der Eintrittshalle des delphischen Tempels, über deren Ursprung die Alten selbst in Zweifel waren, indem sie teils einen der sogenannten sieben Weisen, teils den Gott selbst durch den Mund seiner Verkündigerin als den Urheber des Ausspruches 'erkenne dich selbst' ansahen. Bedeutung für die Wissenschaft gewann er, als nach den glorreichen Erfolgen der Perserkriege Athen mehr und mehr der Mittelpunkt und Sammelplatz aller geistigen Bestrebungen des hellenischen Volkes wurde und das lebendiger angeregte politische Leben auch zur künstlerischen Ausbildung der Prosa führte, die in Geschichte und Rede zur schönsten Blüte sich entfaltete.

Groß war der Zusammenfluß von Meistern und Lehrern aller Art, die in der bildsamen Empfänglichkeit der athenischen Jugend den

besten Boden fanden, auf dem ihr Samen sproßte und die gewünschten Früchte trug. Doch hatte Athen selbst den Mann geboren, der von wahrheitsuchendem Wissensdrang geleitet mit kräftigem Verstande überall nach festen Begriffen strebte und mitten im Verkehre des Lebens das sittliche Wissen zu gewinnen und zu erzeugen suchte, welches notwendig auch sittliches Wollen und sittliches Handeln zur Folge hätte. Dieser Mann war Sokrates, der, obwohl er selbst keine Zeile schriftlich hinterlassen hat, doch in zahlreichen Schriften fortlebt und fortwirkt. Es sind dies die Schriften seines großen Schülers und Freundes Platon, der all sein Denken und Forschen mit wenigen kaum in Betracht kommenden Ausnahmen an die Person des Sokrates knüpft. Wie dadurch einerseits die geschichtliche Bedeutung des Mannes klar und lebendig hervortritt, so gibt sich darin auch in der anschaulichsten Weise eine Eigentümlichkeit der griechischen Wissenschaft in der klassischen Periode zu erkennen. Die griechische Wissenschaft ist noch nicht so vielseitig in selbständig ausgebildeten Zweigen entwickelt, sie ist wesentlich Philosophie, trägt aber als solche noch entschieden das Gepräge der künstlerischen Darstellung. Sie tritt als Kunst der wissenschaftlichen Unterredung zu der Kunst der Rede, wie diese sich im Gerichtsgebrauch und in politischen Beratungen bethätigte, und zu der Kunst der geschichtlichen Darstellung als dritte Form der Prosa hinzu, die in diesen drei Formen ihrer Darstellung eine unverkennbare Übereinstimmung mit der Entwicklung der Poesie in den drei Formen der epischen, lyrischen und dramatischen Dichtung zeigt. Es ist somit die dialogische Form der philosophischen Darstellung keineswegs eine willkürlich gewählte und erfundene, die lediglich in den früheren dichterischen Bestrebungen ihres hauptsächlichsten Vertreters ihren Grund hatte. Denn selbst Aristoteles, dessen erhaltene und vielleicht nicht durchgängig zur Veröffentlichung bestimmte Schriften diese Form abgestreift haben, auch er, obwohl seine große Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaft vorzugsweise in der bewunderungswürdigen Vielseitigkeit und Eindringlichkeit der Forschung besteht, bedient sich gleichwohl in manchen seiner für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften [14]) einer etwas anders ausgeprägten Form des Dialogs. Weniger frei von dem Gepräge willkürlichen Beliebens mögen die Versuche der neueren Zeit sein, diese Kunstform wiederzubeleben, die aber sichtlich in den natürlichen Verhältnissen des Lebens

keine hinreichende Grundlage besitzt. Eher würde denselben die auch öfter in Anwendung gebrachte Briefform entsprechen, obwohl dieselbe wohl selten sich zur Höhe wissenschaftlicher Bedeutung erhoben hat [15]). Diese wird den Platonischen Dialogen wohl von keinem Kenner der Wissenschaft und ihrer geschichtlichen Entwicklung abgesprochen werden, selbst wenn man, wie es geschehen ist und seine Berechtigung hat, die alte Philosophie vorzugsweise unter dem Gesichtspunkte einer vorbereitenden Übung des menschlichen Geistes betrachtet. Gibt es doch bis auf den heutigen Tag wohl keinen namhaften Vertreter und Fortbildner der Philosophie, der nicht auf das griechische Altertum Rücksicht nähme! Diesem verdankte ja die Wissenschaft wie den Namen, so auch die Grundlegung und mächtigste Anregung zu weiterer erfolgreicher Entwicklung.

Gerade dieser künstlerisch gestaltende und wissenschaftlich vorbereitende Charakter der alten Philosophie ist es, welcher den Werken Platons einen so besonderen Wert für die Jugendbildung verleiht. Ohne solche Vorübung, die durch keine andere Art der philosophischen Propädeutik genügend zu ersetzen ist, kann der jugendliche Geist nicht in der rechten Weise in das Studium der neueren Systeme der Philosophie eingeführt werden. Schon das ist von höchstem Werte, daß dem Anfänger die Philosophie zuerst in der Gestalt einer Persönlichkeit entgegentritt. Das Bild des Sokrates, wie es sich uns in den Dialogen des Platon darstellt, ist allerdings ein ideales, aber eben dadurch geeignet, das jugendliche Gemüt anzusprechen und zu fesseln. Einzelne dieser Schriften mögen nach Zweck und Inhalt sich enger an die Wirklichkeit anschließen: immerhin aber bedarf es noch einer anderen Überlieferung, um ein richtiges Bild von dem geschichtlichen Sokrates zu gewinnen. Für den Zweck der Erforschung der geschichtlichen Wahrheit ist es daher von großem Werte, daß wir außer den Schriften Platons auch noch mehrere von Xenophon besitzen, die von der Persönlichkeit und den Reden des Sokrates handeln. Diese Darstellung eines namhaften und beliebten Geschichtschreibers muß uns höchlich willkommen sein als Grundlage für die wissenschaftliche Forschung. Doch darf man sich nicht verhehlen, daß Xenophon, der anmutvolle Erzähler selbsterlebter Ereignisse, doch nicht ein Geschichtschreiber ersten Ranges ist, und daß seine geschichtliche Darstellung vielfach mit polemischen und apologetischen und reformatorischen Tendenzen verwebt ist. So

hat die Geschichtsforschung ein reiches und lohnendes Arbeitsfeld gefunden, auf welchem Deutsche, Franzosen und Engländer bis in die neueste Zeit um die Wette ihre Kräfte versuchten und erprobten.

Ein wichtiger Teil der historischen Aufgabe besteht in einem geschichtlich unzweifelhaften, aber für die wahrheitsgemäße Würdigung höchst problematischen Ereignisse. Es ist dies die bekannte Thatsache, daß Sokrates an seinem Lebensabende zum Tode verurteilt wurde und die Todesstrafe wirklich an ihm vollzogen wurde. Die Würdigung dieser Thatsache ist darum eine heikle, weil entweder der Verurteilte oder der Verurteiler in einem ungünstigen Lichte erscheinen muß. Die herkömmliche Auffassung war nun zu Gunsten des Verurteilten, und es ist leicht begreiflich, daß es dabei nicht ohne phrasenhafte Übertreibung einerseits der Bewunderung und Lobeserhebung, andererseits der Mißbilligung und Verdammung ablief. Der Verurteiler war das athenische Volk vermittelst der Organe seiner Rechtspflege, und da mochte denn schon die demokratische Staatsform für manche zu manchen Zeiten einen hinreichenden Anspruch auf Verwerfung und Brandmarkung enthalten. Daß gegen maßlose und gedankenlose Verunglimpfung des athenischen Volkes sich das historische Wahrheitsgefühl empörte, ist begreiflich und nicht mehr als recht und billig. Es war ja ein herrlicher Stoff gegeben zu einer sogenannten Rettung, in der aber nicht, wie gewöhnlich, der Verurteilte, sondern der Verurteiler, den aber die Nachwelt verurteilt hatte, Gegenstand des Rettungsversuches wurde. Es galt, wie man sieht, eine wissenschaftliche Wiederholung oder Prüfung der gesamten Gerichtsverhandlungen mit ihrem Ergebnisse, dem Richterspruche des wahrscheinlich aus 500 Geschworenen bestehenden Gerichtshofes! Es ist begreiflich, daß die von der edelsten Begeisterung für die Größe und Herrlichkeit des athenischen Volkes eingegebene Bemühung [16]), dasselbe von dem Schandfleck der ungerechten Verurteilung und Hinrichtung eines um sein Volk und die ganze Menschheit hochverdienten Mannes zu reinigen, in dieser Richtung des Guten zu viel that und auf Kosten des anderen Teils weiter ging, als Wahrheit und Recht verstattete. Einen mehr vermittelnden Standpunkt nahm die geschichtsphilosophische Betrachtung [17]) ein. Diese faßte die Sache von dem Gesichtspunkte eines Widerstreites zweier berechtigter Principien, und die Entscheidung in dem Sinne einer tragischen Katastrophe, durch welche der Vertreter des höheren Princips — denn auch dem anderen gebührt sein Recht

— nicht schuldlos, aber groß und erhaben und unseres vollsten Mitgefühls teilhaftig, untergeht. Diese Auffassung mag unser Gemüt einigermaßen oder sogar vollkommen befriedigen: der historische Wahrheitssinn ist eben doch nicht befriedigt. Dieser kann sich nicht der Frage entschlagen, mit welchem Rechte die Ankläger diese Anklage, wie sie in der erhaltenen Klageformel vorliegt, gegen Sokrates erhoben, und mit welchem Rechte der Gerichtshof den Sokrates auf Grund dieser Beschuldigungen verurteilte. Die Antwort auf diese Frage dürfte entweder schon längst gegeben sein oder sie ist auch heutzutage noch in der Schwebe. Und auch diese Frage drängt sich auf, wie, wenn das gesprochene Urteil nach Inhalt und Form berechtigt war, der Staat selbst über sich urteilt oder die Staatsverfassung beurtheilt werden muß, die einer solchen Verurteilung eines solchen Bürgers in aller Form Rechtens Raum bot; und auch die Frage, wie es zu erklären, daß dem religions- und staatsgefährlichen Treiben des Mannes nicht schon längst ein Ende gemacht worden war [18]). Die Beantwortung dieser Fragen wäre ohne weitläufige Untersuchung und Erörterung unmöglich. Hier handelte es sich darum, eine Eigentümlichkeit der griechischen Philosophie in der klassischen Periode ans Licht zu stellen, welche ihr einen besonderen Wert für den propädeutischen Gebrauch verleiht, nämlich das künstlerisch-plastische Element, das solche Persönlichkeiten von lebensvoller Wahrheit geschaffen hat.

Doch ist keineswegs die Meinung, daß diese Eigentümlichkeit gleichsam alles in allem sei; daß die schöne Form so zu sagen einen Ersatz bieten müsse für einen weniger bedeutenden oder zu dem bezeichneten Zwecke doch weniger geeigneten Inhalt. Im Gegenteil: dieser ist nicht nur von bleibendem Werte für die Wissenschaft, sondern auch von ganz vorzüglichem Werte für den Gebrauch der Jugendbildung und Jugenderziehung.

Wenn die wissenschaftliche Forschung in der historischen Ermittlung der geschichtlichen Wahrheit ihre eigentliche Aufgabe erkennt und zu diesem Zwecke bei der Benützung der Schriften Platons vor allem der Kritik d. h. der Prüfung und Sonderung bedarf, so liegt diese Aufgabe der propädeutischen Benützung dieser Schriften gänzlich fern. Diese kann mit voller Unbefangenheit die ideale Darstellung des Philosophen annehmen und auf das Gemüt wirken lassen, ohne dadurch der Wahrheit selbst, auch der geschichtlichen, Eintrag zu thun. Ist es doch jedenfalls eine geschichtliche Thatsache von großer Be-

deutung, daß ein so reichbegabter Geist, wie Platon, all sein Denken und Dichten an die Person des Sokrates knüpft, diesen zum Träger und Urbild seines Wirkens und Schaffens macht. Welche Fülle gehaltreichen Übungsstoffes in diesen Schriften der Schule sich darbietet, dieses nur einigermaßen erschöpfend im einzelnen nachzuweisen, wäre eine Aufgabe, die die Grenzen der dieser Rede zugemessenen Zeit weit überschreiten würde. Es genügt zwei Beispiele anzuführen, welche, aus solchen Schriften entnommen, die allgemein als besonders geeignet für den Gebrauch der Schule betrachtet werden, auch heutzutage noch volle Beachtung verdienen. Sie schlagen in das Gebiet der Wissenschafts- und Sittenlehre ein, auf das sich bekanntlich die Wirksamkeit des Sokrates, nicht aber die des Platon und Aristoteles und ihrer Nachfolger beschränkte.

Zu der Zeit, als Sokrates in die geistigen Bestrebungen seines Volkes und seiner Zeit thätig eingriff, hatte eine neue Kunst, die zwar schon längst praktisch und mit durchdringendem Erfolg geübt worden war, auch durch Lehre und als Bildungsmittel sich Geltung verschafft, nämlich die Redekunst. Die Vertreter dieser Kunst und Lehre liebten es, mit großsprecherischen Verheißungen aufzutreten und namentlich an das Bestreben anzuknüpfen, welchem das heranwachsende Geschlecht mit übermäßiger Begierde huldigte, das Bestreben, im öffentlichen Leben zu Ehre, Macht und Herrschaft zu gelangen. Es galt, die neue, in den griechischen Städten Siciliens erwachsene Kunst und Lehre als sichersten und kürzesten Weg zur Erreichung jenes Zieles zu empfehlen und derselben eine möglichst vielseitige oder gar allumfassende Anwendung zuzuschreiben. Diesem Anspruche geht Platon mit den schärfsten Waffen der Dialektik zu Leibe und zeigt, daß sittliche Bildung das allein würdige Ziel des Strebens für den einzelnen Menschen ist, und daß also auch für den Staatsmann es kein höheres Ziel gibt, als die sittliche Bildung des Volkes zu pflegen und zu befördern. Eine Redekunst, die ohne die ernste Arbeit wissenschaftlicher Erkenntnis ihren Jüngern die Fähigkeit verleihen will, die Gemüter der Menschen nach Gefallen zu lenken, betrachtet er als bloße Schein- und Schmeichelkunst, die, ihrem Wesen nach verwerflich, ein verwerfliches Ziel erstrebt und verderblich auf den Geist des Volkes einwirkt [19].

Die dadurch angeregte Frage nach dem Wesen und Werte der mit sophistischen Bestrebungen eng verbundenen und verwachsenen

Redekunst war eine im ganzen Altertum bei Griechen und Römern viel verhandelte, für welche, wie wir aus den Schriften des Cicero ersehen, weder in der Theorie noch in der Praxis eine befriedigende Lösung gefunden wurde, bis die unwiderstehliche Gewalt der Thatsachen diese Lösung gab. Und sie erfolgte in dem Sinne, wie es der wissenschaftliche Geist Platons erkannt und das sittliche Bewußtsein gefordert hatte. Heutzutage gibt es bei keinem Volke, mag es eine monarchische oder eine republikanische Verfassung haben, solche, die sich als Redner und Lehrer der Redekunst ausgeben, einer Redekunst, die entweder ganz aus eigenen Mitteln sich allen Anforderungen des Lebens gewachsen fühlt, oder die anderen Künste und Wissenschaften nur als ihre Dienerinnen und Handlangerinnen betrachtet. Heutzutage sind es vor allem gründliche Berufskenntnisse, welche den Weg zur Wirksamkeit im Staate eröffnen. Um diese zur vollen Entfaltung zu bringen bedarf es allerdings der Redegabe, die aber nur, wenn sie auf jenem Boden wurzelt, wahrhaft edle Blüten und gedeihliche Früchte erzeugt. Das gilt von dem Staatsmanne und Rechtsanwalte und Kirchenlehrer; es gilt auch von dem Volksredner und Volksvertreter, der nirgends bloß und ausschließlich Redner ist und sein will, sondern, auch wenn er ein einfacher Arbeiter ist, seine besonderen Berufskenntnisse besitzt, auf deren Boden er steht. Daß die Redekunst nicht so, wie andere Künste, ihr eigenes Gebiet des Wissens hat, auf dem sie nach Form und Inhalt selbständig besteht, hat seinen Grund darin, daß die Sprache, das Mittel der rednerischen Darstellung, zugleich das universelle Organ des denkenden Geistes ist, dem in seiner inviduellen Beschränktheit eine entsprechende Universalität des Wissens und Könnens versagt ist. Die selbstbewußte Beschränkung auf ein individuell begrenztes Gebiet des Wissens ist darum keine Verringerung einer sittlich berechtigten Wirksamkeit der Redekunst, sondern vielmehr eine Förderung ihrer wahren Zwecke und Aufgaben.

Die wahren Zwecke und Aufgaben des Lebens sind aber immer sittlicher Natur. Gerade in dieser Richtung hat die Sokratische Philosophie, in welcher Dialektik und Ethik aufs innigste verbunden war, die schönsten und edelsten Früchte zu Tage gefördert. Zeigt sich dies schon in der ebenbesprochenen Frage, welche die sittliche Lebensaufgabe des Menschen berührt, so tritt es doch noch deutlicher und reiner in einer sittlichen Forderung hervor, die mit den herrschenden und überlieferten Begriffen des griechischen Altertums in entschiedenem

Gegensatze stand. Diese herrschende Ansicht ist allerdings eine dem natürlichen Menschen recht natürliche, seiner Denk- und Handlungsweise recht zusagende, bei der er sich noch immer leicht als gut und edel fühlt. Es ist die Ansicht, daß es des tüchtigen Mannes Sache sei, den Freunden Gutes und den Feinden Böses zu thun, oder, auf ihren allgemeinsten Ausdruck gebracht, Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem zu vergelten. Diesem Grundsatze stellt der Platonische Sokrates den entgegen, daß man überhaupt nicht Unrecht thun dürfe, also auch nicht Unrecht mit Unrecht erwidern. Dieser neue Grundsatz bietet sich zunächst als ein Ergebnis strenger Denknotwendigkeit dar, nicht mit jener Wärme des Gefühles und jener göttlichen Hoheit, in welcher die verwandte christliche Lehre zu unserem Herzen spricht. Doch entbehrt auch die Darstellung des griechischen Philosophen nicht ihres besonderen Reizes. Dieser liegt in derselben Eigentümlichkeit, welche die Schriften des griechischen Philosophen für das jugendliche Alter so ansprechend macht. Es ist auch hier das lebensvolle Bild des Sokrates, wie er sich in der Seelenruhe des gottergebenen Weisen darstellt gegenüber dem tiefbekümmerten Freunde, der, je näher der längst gefürchtete Augenblick heranrückt, um so mehr sich getrieben fühlt, seinen Freund durch die dringendsten Bitten, durch die nachdrücklichsten Vorstellungen zu bewegen, die dargebotenen Mittel der Rettung nicht von der Hand zu weisen. An recht scheinbaren, ja, wie er selbst glaubt, zwingenden Gründen fehlt es ihm nicht; allein sie zerfallen in nichts vor der ruhigen, durch keine Todesfurcht getrübten Geistesklarheit des Sokrates und der unerschütterten Folgerichtigkeit seines Denkens. Diese läßt sich nicht berücken durch die Behauptung, daß man berechtigt ist, der Vollstreckung eines ungerechten Richterspruches sich zu entziehen. Mochte dieselbe auch nicht in Widerspruch stehen mit der herrschenden Ansicht der Leute, mit den Grundsätzen, zu denen sich Sokrates früher bekannt hatte, stand sie nicht in Einklang. Und er war gerade nicht der Mann, der einen Widersprnch von Wort und That bei sich ertrug. Er bleibt somit auf seinem Entschlnsse, das über ihn verhängte Schicksal als eine Schickung Gottes und somit als etwas Gutes und Heilsames hinzunehmen — ohne Groll gegen die Vaterstadt, die ihn nicht mehr ertragen wollte [20]).

Ohne Groll! vielmehr mit der reinsten und edelsten Liebe zu der Vaterstadt und den Gesetzen, unter deren Schirm er so lange gelebt

und gewirkt hatte. Die Vaterstadt ist ihm verehrungswürdig wie Vater und Mutter, ja mehr als beide, je höher in seinen Augen die sittliche Gemeinschaft steht, die das Wesen eines durch Gesetze geordneten Staates ausmacht. Dieser bleibt in seiner Würde und Hoheit unberührt selbst durch ungerechte Richtersprüche, die ja doch nur den einzelnen Menschen, nicht dem Staate und den Gesetzen selbst zur Last fallen. Einfacher und verständlicher und eindringlicher kann in der That wohl nicht die Pflicht der Vaterlandsliebe gelehrt und empfohlen werden, nicht wirksamer in den Herzen edler und empfänglicher Jünglinge, in welche sie von der Natur gepflanzt, in denen sie durch Erziehung und Unterricht gepflegt, durch die Erfahrungen des Lebens und der Geschichte befestigt worden ist, zu klarer und unerschütterlicher Überzeugung gebracht werden.

Möge diese Wirkung auch bei der heranreifenden Jugend unserer Studienanstalt in Erfüllung gehen und sich namentlich bei den Jünglingen bewähren, deren Streben sich nun ein größeres und reicheres Feld eröffnet.

V.*)

Wenn man Ziel und Wesen der humanistischen Gymnasien mit kurzen Worten ausdrücken wollte, könnte man wohl das sagen, daß sie das Alte mit dem Neuen zu verbinden, die Schätze alter Kunst und Weisheit der modernen Bildung zu erhalten und für dieselbe fruchtbar zu machen suchen. Und zwar wurde diese Verbindung des Alten mit dem Neuen, wenn wir auf den Ursprung dieser Richtung zurückgehen, die in den humanistischen Gymnasien nur ihre Vorbereitungsschulen gründete, nicht in der Form wissenschaftlicher Erkenntnis angestrebt, wie etwa auch von der Geschichte gesagt werden könnte, daß sie die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet, indem sie jene im Bewußtsein dieser erhält, sondern es galt für jeden, der an dieser Bildung teilnehmen wollte, heimisch in den alten Klassikern und bis zu einem gewissen Grade fähig zu werden, in ihrer Sprache zu sprechen und zu schreiben, letzteres sowohl in Versen wie in Prosa.

Dieser Gedanke, dieses Streben war der Leitstern, der von der ersten Wiedererweckung des klassischen Altertums in Italien an alle Vertreter der humanistischen Bildung in allen Ländern, in denen sie Eingang fand, durch alle Wandelung der äußeren Erscheinung, durch alle Irrtümer und Verkehrtheiten, von denen sie zeitweise überwuchert wurde, hindurch geleitete und das wahre Ziel nie ganz aus dem Auge verlieren ließ.

Und daß dieses Streben kein eitles, kein erfolgloses war, dies kann ein Blick auf den Entwicklungsgang der deutschen Literatur in der neueren Zeit lehren. Diese hat sich aus ihrem tiefen Verfalle im 14. und 15. Jahrhundert erst dann wieder zu neuer Blüte erhoben,

*) Etwas weiter ausgeführt als die dem Vortrag gesteckten Grenzen verstatteten.

4

als das Studium der alten Klassiker in Klopstocks[21]) Geist einen kräftigen Aufschwung genommen und in seinen Dichtungen Gestalt und Schönheit gewonnen hatte, und als Lessing durch Lehre und Beispiel den unvergänglichen Wert der Alten ins klarste Licht gestellt hatte. Dieser Antrieb wirkte mächtig fort auch auf die folgenden Generationen und bewährte seine volle Kraft erst dann, als in Göthe, der nicht so einseitig, wie Klopstock, die äußere Form der antiken Poesie zur Geltung brachte, um so tiefer aber den Geist der homerischen Dichtung und der alten Kunst überhaupt auf sich wirken ließ, die volle Kraft und Schönheit der dichterischen Gestaltung zum Vorschein kam. Durch ihn, insbesondere durch seinen Verkehr mit dem jüngeren und ebenbürtigen Zeitgenossen kam auch die Frage nach der Eigentümlichkeit und dem Unterschiede der antiken und modernen Kunst, oder, um auf den Ursprung dieser Verschiedenheit zurückzugehen, des antiken und modernen Geistes zum Ausdruck und zur Erörterung.

Besonders Schiller war es, der sich diese Frage zur ernstesten und eindringlichsten Erwägung vorlegte. Die Beantwortung derselben liegt uns vor in der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung", die unter den prosaischen Schriften Schillers sowohl durch ihre innere Bedeutung als auch durch ihre tiefgreifende Wirkung auf die Zeitgenossen hervorragt. Ihre Entstehung fällt in das Jahr 1795, d. h. in eine Zeit, als Schiller nach längerer Beschäftigung mit philosophischen Fragen und der Abfassung zahlreicher Schriften auf diesem Gebiete wieder ganz zur Poesie, der sein Streben von Jugend auf zugewendet war, zurückzukehren versuchte; ich sage versuchte, eben weil er es nicht konnte, ohne diese Rückkehr selbst philosophisch zu erfassen und zu beleuchten, d. h. ohne mit sich selbst über seinen Beruf als Dichter ins Klare zu kommen. Dieser war ihm damals etwas zweifelhaft geworden. Das bezeichnete Jahr fällt in die erste Zeit des näheren persönlichen Verkehrs mit Göthe, eines Verkehrs, der einzig in seiner Art, sowohl durch die geistige Größe und gereifte Selbständigkeit beider Männer als auch durch die tiefgehende Verschiedenheit beider Naturen, ungestört und ungetrübt bis zu dem Tode des einen fortdauerte und nicht nur für sie selbst eine Quelle vielseitiger Anregung und Förderung wurde, sondern auch der Mit- und Nachwelt die edelsten und gereiftesten Früchte ihres Geistes und Schaffens zum Genusse darbot. Anfangs konnte es freilich scheinen, als sollte diese Freundschaft, die sich zu einer geistigen

Lebensgemeinschaft gestaltete, auf den um zehn Jahre jüngeren Genossen niederdrückend und entmutigend wirken; denn es fehlt nicht an Äußerungen Schillers, die erkennen lassen, daß er gerade durch die Vergleichung seines dichterischen Schaffens mit dem seines älteren Freundes an seinem Dichterberufe irre geworden war. Er klagt wiederholt darüber, daß ganz im Gegensatz mit Göthe, bei dem das dichterische Schaffen sich mit der größten Leichtigkeit und gleichsam unbewußt vollzog, so daß es eine Lust war, bei ihm diese Thätigkeit eine solche Anspannung aller geistigen Kräfte erforderte, daß der schwache Leib dieser oft nicht gewachsen schien. Im Vergleich mit dem Dichten betrachtet er das Philosophieren wie ein halbes Ausruhen, weil bei demselben nur die eine Seite seines geistigen Vermögens in Thätigkeit gesetzt werde, während das Dichten die höchste Spannung beider Kräfte, der Einbildungs- und Abstraktionskraft, erfordere.

Solche Gedanken und Erwägungen vermochten zwar ihn vorübergehend zu beunruhigen, aber sie vermochten nicht die Energie seines Geistes zu lähmen; diese wurde vielmehr nur zu tieferem Nachdenken und freudigerem Schaffen angeregt und bewährte sich als eine sittliche Macht, die auch die Schwäche des Leibes zu überwinden vermochte. Schiller konnte also auch bei seinem dichterischen Schaffen des philosophischen Denkens nicht entbehren. Er will aber deswegen noch nicht an seinem Dichterberufe verzweifeln, er bildet sich vielmehr aus seiner eigenen Erfahrung ein wissenschaftliches Problem von allgemeiner Bedeutung in der Frage, ob die Weise der Griechen, in der auch Göthe dichtete, die allein wahre und zulässige sei, oder ob auch die moderne Kultur mit ihrer philosophischen Bildung, in der sich Schillers Gedanken bewegten, ihr Recht für die Dichtung bewahre, ja dieser etwas verleihe, was als ein Vorzug vor den Griechen, betrachtet werden könne. Vor allem will Schiller den Begriff der Poesie, der nach seiner Ansicht kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, nicht einseitig von den alten Dichtern abgenommen sehen, weil, wenn man nach diesem Maßstabe die modernen beurteilen wollte, man ihnen gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Dichternamen würde streitig machen müssen. Er erkennt also der modernen Dichtung eine eigentümliche Schönheit zu, die der antiken abgesprochen wird, und findet diese in dem Idealen, wodurch die Kunst die durch die Kultur gestörte Einheit und Einfalt der Natur

wiederherzustellen sucht; eine Wiederherstellung, die freilich, weil das Ideal ein Unendliches ist, nur annäherungsweise erreicht werden kann, also immer unvollkommener ist als die ursprüngliche Einheit der Natur, die in sich vollendet und abgeschlossen ist, aber doch ebenso als das Höhere betrachtet werden muß, wie das, was der Mensch durch Kultur erstrebt, höher ist, als das was er durch die Natur besitzt.

Diese eigentümliche Seite der modernen Dichtung bezeichnet Schiller mit dem Worte sentimentalisch, und stellt ihr als das Kennzeichen des Antiken das Naive entgegen. Wie sich die Verschiedenheit dieser beiden Arten bewährt, das sucht Schiller klar zu machen durch Vergleichung zweier Dichterstellen von besonderer Schönheit, von denen die eine aus Homer, die andere aus Ariost entlehnt ist. Beide, bemerkt Schiller, so verschieden sie übrigens sein mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beinahe gleich. Es ist die schöne Stelle aus dem 6. Buche der Ilias, wo dargestellt wird, wie Glaukus und Diomedes sich im Kampfe begegnen, sich aber als Gastfreunde von Väterzeit erkennen und nun den Bund der Freundschaft erneuern, indem sie sich im Kampfe auszuweichen geloben und zum Zeichen ihrer neubesiegelten Freundschaft die Rüstungen tauschen. Der Lykier Glaukus gibt arglos seine goldene Rüstung hin gegen die eherne des Argivers Diomedes. Schiller findet es befremdlich, daß der Dichter mit keinem Worte seine Freude an dieser Handlung bezeugte, sondern in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fortfährt, als ob er selbst kein Herz im Busen trüge. Doch nennt Schiller selbst die Darstellung des Dichters ein rührendes Gemälde der Pietät, mit der die Gesetze des Gastrechtes selbst im Kriege beobachtet wurden, und stellt ihr eine Schilderung des ritterlichen Edelmutes im Ariost an die Seite, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, einer ein Christ, der andere ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt Friede machen und, um eine Flüchtige einzuholen, dasselbe Pferd besteigen. Ariost, der Bürger einer späteren und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Zeit, kann bei der Erzählung dieses Vorfalles seine eigene Verwunderung, seine Rührung nicht verbergen, der er in einer schönen Stanze Ausdruck gibt.[22]) Schiller stellt sich mit seiner Sympathie ganz auf die Seite des modernen Dichters, leugnet aber doch nicht die Wirkung der rein gegenständlichen Erzählung des alten Dichters, der es nicht für nötig fand, dem Gefühle des Hörers oder

Lesers mit einer eigenen Gefühlsäußerung zu Hilfe zu kommen. Den gleichen Eindruck, wie Homer, macht Shakespeare, den Schiller noch früher kennen gelernt hatte, auf sein Gemüt. Es empörte ihn seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm nicht erlaubte, den Dichter selbst zu fassen, seinem Herzen zu begegnen, während seine Dichtungen doch seiner höchsten Bewunderung würdig waren.

Es mag den Leser überraschen, zwei Dichter, die ihrer Lebenszeit nach so weit auseinander lagen, in einer Eigenschaft einander gleichgestellt zu sehen, die gerade als das Wesen der antiken Dichtung aufgefaßt wird, und zwar nicht, um darin einen gemeinsamen Vorzug, sondern vielmehr einen gemeinsamen Mangel nachzuweisen: zwei Dichter, die, seit Lessing ungefähr ein Menschenalter früher mit der ihm eigenen Schärfe und Klarheit das Wesen der Dichtkunst und die Gesetze des Dramas in zwei wahrhaft epochemachenden Schriften[23]) beleuchtet hatte, neuerdings als Muster in ihrer Gattung anerkannt werden mußten. Und daß auch Schiller sich dieser Anerkennung nicht entzog, das geht bezüglich Homers aus Äußerungen hervor, wie die, daß er glaube auf dem Wege seiner eigenen Geistesentwicklung ohne eingehendes Studium Homers diesem Dichter näher gekommen zu sein, in seinen eigenen Dichtungen als andere, die sich den alten Dichter recht eigentlich zum Führer genommen hätten. Schiller kann damit wohl nur auf Klopstock zielen, und es ist gewiß wahr, daß Schiller in seinen Dramen der gegenständlichen Dichtung der Griechen und somit auch des Homer näher gekommen ist als Klopstock in seinem Messias durch die Behandlung dieses für die epische Dichtung ohnedies zu innerlichen Stoffes, den der Dichter mit der ganzen Tiefe und Innigkeit seines christlich-gläubigen Sinnes erfaßte, aber nicht zu der anschaulichen Klarheit und Naturwahrheit, welche die epische Dichtung verlangt, zu gestalten vermochte. Klopstocks dichterische Begabung lag eben doch wesentlich auf dem Gebiete der Lyrik, der seine schönsten und wirkungsreichsten Dichtungen angehören. Und daß Schiller Shakespeares Dichtergeist in seiner ganzen Größe und Gewalt anerkannte, dies zeigt er nicht bloß durch die Übertragung oder richtiger Umbildung des Macbeth, die freilich auch als eine Bestätigung jenes Urteils aufgefaßt werden könnte, sondern auch gerade durch die oben angeführte Äußerung, in der er seinem Mißbehagen Ausdruck gibt. Er führt dieses auf eine Zeit seiner Geistesentwicklung zurück, in welcher er, wie er sagt, noch nicht fähig war, die Natur aus der

ersten Hand zu verstehen, sondern nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurechtgelegtes Bild ertragen konnte, wozu die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der deutschen aus jener Periode — er begrenzt sie durch die Jahre 1750 und 1780 — in welche das allmähliche Erscheinen des Messias und der schönsten Oden Klopstocks sowie — ganz abgesehen von Lessing, dem Schiller in dieser Abhandlung nur geringe Beachtung schenkt — die Dichtungen Göthes aus der ersten Periode fielen, wesentlich beitrugen. Was Schiller also will, ist doch eigentlich nur das, daß er gegenüber diesen Dichtern, die ihr Recht durch sich selbst zu unwidersprechlicher Geltung gebracht hatten, auch die moderne sentimentalische Dichtung, die mit ihren Anfängen freilich auch schon in der alten Zeit wurzelt, zu Ehren zu bringen sucht. Das also will Schiller nicht gelten lassen, daß etwa für die beiden Gattungen des Epos und des Dramas, deren höchste Vertreter jene beiden Namen bezeichnen könnten, ihre Art maßgebend sei, wie es wohl Lessing, natürlich mit Hinzufügung der griechischen Dramatiker, annahm. Schiller glaubt, daß Dichter von der naiven Gattung in einem künstlichen Weltalter, wie das jetzige ist, nicht mehr so recht an ihrer Stelle seien, und meint, daß selbst Homer es bloß der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu danken habe, daß ihn die Geschmacksrichter unserer Zeit gelten lassen und nicht als einen Grenzstörer hassen und unterdrücken. Trotzdem wird es wohl nie als ein Mangel angesehen werden können, wenn der Dichter des Epos und des Dramas hinter seinem Werke verborgen bleibt, wie der Schöpfer hinter seiner Schöpfung, wenn man auch dem Dichter des rasenden Roland seine Weise nicht verargen mag. Sein Beispiel hat wenigstens gezeigt, wie dieses Hervortreten des Subjekts im Epos möglich ist, ohne die Wirkung des Kunstwerkes zu stören, vielmehr mit Erhöhung dieser Wirkung auf das empfängliche Gemüt sogar eines Dichters, wie Schiller ist.

Schwerer möchte es einzusehen sein, wie dieses Hervortreten des Subjekts im Drama beschaffen sein soll. Das antike Drama hatte einen Bestandteil, der sich zu diesem Zwecke etwa eignete, nämlich den Chor, welchen der Dichter wohl zum Träger seiner eigensten Gedanken und Gefühle machen konnte, eben weil hier das lyrische Element seinen berechtigten Ausdruck fand. Aber das moderne Drama, dem mit Ausnahme Shakespeares der Charakter des Sentimentalischen doch vorzugsweise zugesprochen werden soll, besitzt eben nicht den Chor,

und der Versuch, den Schiller später machte, denselben wieder in die Tragödie einzuführen, kann bekanntlich nicht als ein erfolgreicher angesehen werden [24]) und namentlich nicht bei jener früheren Äußerung Schillers in Berechnung gezogen werden. In der Form einer Parabase, welche die griechische Komödie zu einem solchen Hervortreten des Dichters anwandte, wird er sich dieselbe doch wohl auch nicht gedacht haben; und da bleibt also nichts anderes übrig, als daß der Dichter die Personen des Dramas selbst zu Trägern seiner Gedanken und seiner Gefühle macht, diese also in die Reden der handelnden Personen legt, wie dies wohl jeder dramatische Dichter thut, mag er nun der naiven oder sentimentalischen Gattung beigezählt werden. [25]) Er wird es aber um so besser thun, je weniger der individuelle Charakter der dargestellten Personen darunter leidet, je mehr wir Menschen mit Fleisch und Blut, mit eigenen Gedanken, Gefühlen und Entschlüssen vor uns zu haben glauben. Darin eben besteht ja wohl die Größe Shakespeares, wie Göthe dies trefflich ausspricht, als er gegenüber denen, die dem Dichter noch mehr als Naturwahrheit, nämlich auch geschichtliche Wahrheit in der Charakterzeichnung zuschrieben und z. B. in Julius Cäsar lauter echte Römer sahen, erklärt, ihm schienen sie eingefleischte Engländer zu sein, aber auch wahre Menschen, die darum überall am Platze sind, in Rom so gut wie in England.

Schillers Abhandlung ist reich an feinen Bemerkungen sowohl über die Kulturgeschichte der Menschheit im allgemeinen, der sich bekanntlich sein Sinnen und Dichten mit Vorliebe zuwandte, als auch über Dichter und Dichtungen verschiedener Zeiten und Nationen, insbesondere auch die deutschen seiner Zeit.

So mächtig nun aber auch die Wirkung war, welche die genannte Abhandlung Schillers auf die Zeitgenossen übte, so sind doch die beiden Ausdrücke, durch welche Schiller den von ihm erkannten und tiefer erfaßten Gegensatz der antiken und modernen Dichtung bezeichnete, nicht so zu allgemeiner Geltung gelangt, daß sie in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch sich vollständig eingebürgert hätten. Vielmehr sind es zwei andere Ausdrücke, die zur Bezeichnung desselben Gegensatzes herrschend geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben sind: die Worte ‚klassisch‘ und ‚romantisch‘. Daß aber auch diese Formel mit Schillers Schrift in naher Beziehung steht, ist unverkennbar und aufs beste durch eine Äußerung Göthes bezeugt, welche uns Eckermann in seinen Gesprächen aufbewahrt hat. „Der

Begriff von klassischer und romantischer Poesie", sagt Göthe dort, „der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht, ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur diese gelten lassen; Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung. Er bewies mir, daß ich selbst wider meinen Willen romantisch sei und meine Iphigenie durch das Vorwalten der Empfindung keineswegs so klassisch und antik sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat und nun jedermann von Klassicismus und Romanticismus redet, woran vor 50 Jahren niemand dachte." Daß Göthe trotz der von Schiller empfangenen Belehrung über den Charakter seiner eigenen Richtung sich mit seiner ganzen Vorliebe dem Klassischen zuneigte, geht aus vielen Äußerungen in seinen Schriften hervor, unter denen eine sich zu dieser Schärfe des Ausdrucks zuspitzt: „Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke." Daß mit einem solchen Ausspruche, der fast die Form eines Machtspruches angenommen hat, die Sache selbst nicht abgemacht, auch noch nicht begriffen ist, dies erkannte wohl ohne Zweifel Göthe so gut wie irgend ein anderer. Jedenfalls hat die Wissenschaft sich nicht beirren lassen, den Gegenstand weiter zu verfolgen, wie denn noch das laufende Jahr eine philosophische Schrift gebracht hat, die den Gegensatz des Klassischen und Romantischen in der neueren Philosophie behandelt.

Die folgende Erörterung wird sich nicht in dies hohe Gebiet der Wissenschaft versteigen, sondern in einem Bereiche halten, der mehr mit der eigentlichen Aufgabe und Thätigkeit unserer Schule zusammenfällt. Außer der Philosophie, ja man könnte glauben, mehr noch als diese ist die Poesie von diesem Gegensatze, wenn nicht beherrscht, so doch betroffen oder berührt. In der Poesie spricht sich das geistige Vermögen und Schaffen eines Volkes am ursprünglichsten aus. Sie muß daher auch von dem Leben und Wesen, dem geschichtlichen Dasein eines Volkes am meisten bestimmt werden, ist also auch von der Einwirkung der Zeitverhältnisse abhängig, deren wesentlichster Unterschied eben durch den Gegensatz des Antiken und Modernen, des Klassischen und Romantischen ausgedrückt wird. Schwierig und weitgehend möchte es nun sein, diesen Gegensatz in der ganzen Entwicklung

der Poesie auch nur eines antiken und eines modernen Volkes in allen Arten der Dichtung zu verfolgen, jedenfalls würde die diesem Vortrage gesteckte Zeitgrenze ein solches Unternehmen als ein unzulässiges Unterfangen erscheinen lassen, dem von vornherein ein befriedigender Erfolg abgesprochen werden müßte. Es möchte also geraten sein, sich auf eine Form der Dichtung zu beschränken, die auch aus anderen Gründen am meisten geeignet scheint, den bezeichneten Gegensatz zu lebendigem Ausdruck zu bringen. Dieß dürfte wohl unzweifelhaft die dramatische Poesie sein als diejenige Dichtungsart, an welcher, wenn es ein Volk dazu gebracht hat, Sinnen und Trachten des Volkes sich am meisten beteiligt. Daß nun Vertreter des antiken Geistes zu sein in dem Bereiche der Kenntnisse und Bestrebungen, in welchem sich unsere humanistischen Schulen halten, am meisten und unzweifelhaftesten das griechische Volk berechtigt ist, dieser Satz bedarf keiner weiteren Erörterung und Begründung. Sind doch die modernen Kulturvölker um die Wette bestrebt, die Griechen als ihre Lehrer und Vorbilder auch in dieser Kunst aufzustellen und zum Teil eben dadurch ihren eigenen Wert zu begründen, daß sie behaupten, dem von den griechischen Dichtern gegebenen Beispiele und den von ihren Philosophen aufgestellten Gesetzen am treuesten nachgekommen zu sein, und zwar war dies nicht vorzugsweise das deutsche Volk, dem man am Ende gerne eine zu weit getriebene Selbstlosigkeit und Bewunderung des Fremden vorzuwerfen pflegt, sondern gerade das Volk, dem niemand einen Mangel an Selbstgefühl zuschreiben wird, und das auch oft genug und in den verschiedensten Formen es ausgesprochen hat, daß es allen modernen Völkern an Feinheit der Bildung und des Geschmackes weit überlegen und geradezu berechtigt sei, ihnen gegenüber eine gebieterische Stellung einzunehmen.

Doch welches Volk und welchen oder welche Dichter werden wir am geeignetsten halten, den Griechen gegenüber den modernen Geist zu vertreten? Wohl nicht die Dichter, die ihre Abhängigkeit von den aus dem Altertum überkommenen oder richtiger gesagt abgenommenen und in dieser selbstgemachten Gestalt angenommenen Vorschriften, man möchte fast sagen zur Schau tragen, sondern wohl lieber einen Dichter, der von allen diesen Regeln nichts zu wissen scheint und ganz aus seinem innersten Wesen heraus seine Kunst gestaltet und dem Geiste seines Volkes entsprechend gebildet hat, der darum auch von jenen Meistern des guten Geschmackes manchen Tadel hinnehmen mußte, der

nicht sein Genie betraf, das man wohl anerkannte, sondern eben nur den Mangel jenes seinem Volke und ihm selbst nicht zu Gebote stehenden guten Geschmackes und der aus dem Altertum geschöpften Regelmäßigkeit. Es ist selbstverständlich, daß hiemit Shakespeare bezeichnet werden soll.

Doch erhebt sich gegen diese Wahl gleich das große Bedenken, daß ja eben diesen Dichter Schiller in die Reihe der naiven Dichter gestellt hat, daß Göthe diese Stellung nicht bestreitet, vielmehr dem jüngeren Freunde gegenüber, der ihn selbst im Vergleich mit Shakespeare als mehr sentimentalisch bezeichnet, bereitwillig anerkennt, und daß auch Lessing in seiner Dramaturgie Shakespeare als ebenbürtig den alten Dichtern an die Seite stellt, ohne jedoch die Verschiedenheit zu verkennen, welche die Eigentümlichkeit des Dichters und seiner Nation und die Bühnenverhältnisse seiner Zeit mit sich brachten. An ihm zeigt er, daß es auf die äußerliche Anerkennung und mehr vermeintliche als wirkliche Befolgung der dem Altertum entnommenen Regeln weniger ankommt, als auf die Gesetze, die im Wesen der Kunst selbst begründet, darum auch von keinem Dichter und von keinem Volke verleugnet werden können.

Shakespeare aber trotz Schiller und Göthe [26]) auf die Seite der romantischen Dichter und somit den klassischen gegenüber zu stellen, dazu berechtigt uns auch ohne näheren Beweis der Umstand, daß A. W. Schlegel, dem man auf diesem Felde wohl ein maßgebendes Urteil zuschreiben darf, Shakespeare geradezu neben dem Spanier Calderon zum Hauptvertreter der romantischen Poesie macht. [27]) Diese Ansicht ist wohl auch in der neueren Zeit herrschend geworden, wie denn auch neuerdings ein Philosoph und Shakespearekenner in einem öffentlichen Vortrage über die sittlichen Motive in den Dramen Shakespeares diesen im Gegensatze gegen die griechischen Dichter beleuchtet. Und gewiß in mancher Beziehung mit Fug und Recht. Schon das ist ja im höchsten Grade merkwürdig, daß Shakespeare ebensowohl Tragödien- wie Komödiendichter ist und in beiden gleichermaßen Meister und somit das wirklich geleistet hat, was das Altertum nur in der Form einer philosophischen Behauptung kannte, indem Platon in seinem Symposion in der Person des Sokrates den Tragödiendichter Agathon und den Komödiendichter Aristophanes zwingt anzuerkennen, daß der wahre dramatische Dichter beider Arten Meister sein müsse, wofür das griechische Volk kein Beispiel hatte. Dies mag

genügen, um darzuthun, daß es nicht im geringsten in meiner Absicht liegt, dem Ruhme des englischen Dichters, den das deutsche Volk wegen vortrefflicher Übertragungen in seine Sprache ja fast wie einen der seinigen ansehen kann, den mindesten Abbruch zu thun. Überhaupt wird sich die folgende Beleuchtung dem Gegenstande unserer Schulthätigkeit entsprechend weniger den modernen als den antiken Dichtern zuwenden; und da mag denn eine Bemerkung, welche gemacht wurde, um die Vortrefflichkeit Shakespeares ins hellste Licht zu setzen, eine Erwähnung finden, nämlich die, daß erst Shakespeare das Drama ganz und voll zu dem gemacht hat, was es seinem Wesen nach sein will und soll, nämlich Drama, während das griechische Drama noch nicht zum vollen Durchbruch gekommen sei, das epische Element noch nicht vollkommen überwunden habe und durch die Herrschaft der Sage noch gewissermaßen gebunden gewesen sei.

Diese Behauptung hat wohl auf den ersten Blick viel Bestechendes, ist aber doch als richtig in keiner Weise anzuerkennen. Bedenklich ist schon der Umstand, daß auf den Unterschied der drei großen Tragiker, welche gemeiniglich als die Hauptvertreter der Tragödie bei den Griechen genannt werden, keine Rücksicht genommen wird; und doch stellt sich in diesen drei Dichtern eine ganze Entwicklungsgeschichte dar, die wohl mit Recht als eine ganz unvergleichliche betrachtet zu werden pflegt. Schon der Umstand, daß diesen drei Dichtern zusammen an dreihundert Tragödien zugeschrieben werden, von denen freilich nicht viel mehr als dreißig erhalten sind, läßt die außerordentliche Dichterkraft bewundern, die dieselben bis ins hohe, ja höchste Lebensalter sich erhielten, wovon der Ödipus auf Kolonos des Sophokles bekanntlich ein herrliches Beispiel ist. Um Stoff zu ihren Dramen brauchten sie allerdings nicht verlegen zu sein; denn außer den Mythen der verschiedenen Fürstengeschlechter, namentlich der Pelopiden und der Labdakiden, bot die reichbesetzte Tafel Homers eine Fülle der wirksamsten Stoffe.

Eben diese Fundgrube der epischen Dichtung mag der Grund sein, warum neuere Theoretiker die griechischen Tragödiendichter in der Sage befangen dachten. Daß sie nicht daran gleichsam gebunden waren, zeigt der Umstand, daß doch mehrere Dichter, außer Phrynichus auch Äschylus, Ereignisse der Zeitgeschichte, wie die Perserkriege zu ihren Darstellungen benutzten und ohne Zweifel ihres Erfolges gewiß waren. Merkwürdig in dieser Hinsicht ist, was der Ge-

schichtschreiber Herodot bezüglich der Tragödie des Phrynichus erzählt, welche die Eroberung Milets durch die Perser zum Gegenstande hatte. Der Eindruck, den die Handlung bei der Aufführung in Athen auf das Gemüt der Zuschauer machte, war ein so mächtiger, daß alle in Thränen zerflossen, trug aber dem Dichter eine Buße von tausend Drachmen ein, weil die Athener es ihm verübelten, daß er sie an ihr heimisches Unglück, an dem sie nicht ohne Schuld waren, erinnerte. Das Stück durfte auch nicht mehr auf die Bühne gebracht werden.

Man sieht, es war auch aus solchen Gründen wohlgethan, daß die Dichter ihre Stoffe vornehmlich der Sage entnahmen; doch waren sie weit entfernt, sich an eine gewisse mythische oder epische Überlieferung zu halten; sie benutzten dieselbe vielmehr zu freiester Gestaltung nach Maßgabe ihrer künstlerischen Zwecke und brauchten es ebendarum nicht im geringsten zu vermeiden, dieselben Stoffe um die Wette zu behandeln. Jeder Dichter brachte doch mit demselben Stoffe immer ein neues Drama auf die Bühne. Keiner dieser Stoffe ist belehrender als derjenige, welcher durch die berühmteste Sophokleische Tragödie, die Antigone, am bekanntesten ist.

Man mag es sich vielfältig so denken, daß man in der Darstellung des Sophokles eine wenn auch nicht geschichtlich verbürgte, aber doch mythisch festbegründete Überlieferung kennen lerne. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Der Kreis der epischen Dichtung weiß nichts von der Handlung, welche die Tragödiendichter in verschiedener Weise gestalteten. Auch bei den lyrischen Dichtern findet sich kein Anklang daran; vielmehr lassen einzelne Andeutungen schließen, daß die Leichen der gefallenen Führer ohne Unterschied auf sieben Scheiterhaufen verbrannt wurden, und auch die Überlieferung mag alten Ursprungs sein, daß bei den von den Thebanern den beiden Brüdern gemeinsam dargebrachten Brandopfern Flamme und Rauch sich feindlich teilten.

Also Fortdauer des Hasses nach dem Tode, nichts von einem Verbote der Totenehren für den, der sein Vaterland bekriegt hatte! Diesen Zug führte Äschylus in die Sage ein und verband damit die weitere Erfindung, daß Antigone dem Verbote Trotz bietet und öffentlich mit einem Teile des aus Jungfrauen bestehenden Chores, dessen anderer Teil der Ismene zur Bestattung des Eteokles folgt, dem Polynikes die Todtenehren erweist. Doch benützte er diese Erfindung mehr zu einer bedeutsamen Schlußwirkung als zu einem tragischen Beweggrund innerhalb der Handlung. Dazu machte sie Sophokles be-

sonders dadurch, daß nicht Rat und Volk Thebens, sondern Kreon, der neue Herrscher, es ist, der das Verbot erläßt und den Tod auf die Übertretung setzt. Dadurch gewann der Dichter eine Person, die sich ganz eignete zu einer wirksamen Charakterzeichnung. Durch diese wird Kreon mit Zügen ausgestattet, die ihn würdig erscheinen lassen, durch Wort und That, durch Schuld und Strafe ein Hauptträger der tragischen Handlung zu werden. Zu diesem Zwecke ist denn die weitere Erfindung dazu gefügt, daß Kreons Sohn Hämon der Verlobte der Antigone ist; auch ein Zug, der nicht aus der Sage stammt, nach der Hämon vielmehr längst der Sphinx zum Opfer gefallen ist. Welche Fülle von tragischen Motiven sich an diese Erfindung knüpfen, ist kaum nötig des weiteren auszuführen. Indessen mag mancher bühnenkundige Leser sich schon oft im Stillen gewundert haben, daß Sophokles doch von diesem Verhältnis des Hämon zu Antigone weniger als man denken sollte Gebrauch macht. Auf die Handlung der Antigone verstattet er ihm keinen Einfluß, vielmehr vollzieht sich die ganze Wirkung in den Reden und Thaten von Vater und Sohn; auf sie lenkt sich die ganze Wucht dieses Liebesverhältnisses mit seinen zerschmetternden Folgen.

Es liegt sehr nahe, gerade an diesem Beispiele den Gegensatz zwischen antikem und modernem, klassischem und romantischem Wesen erkennen zu wollen. Wer weiß, welch tiefgreifende, allumfassende Bedeutung gerade das Motiv der Liebe zwischen den beiden Geschlechtern in der modernen Dichtung gewonnen hat, wird sich wundern, daß Sophokles nur einen solch einseitigen Gebrauch davon gemacht hat; daß er nicht einmal die Verlobte ihr Vorhaben dem Bräutigam mitteilen läßt, sondern statt dessen uns ein Gespräch der Schwester mit der Schwester bietet, das zwar außerordentlich bedeutsam ist für die Charakterzeichnung, aber doch von jenen Gefühlsstimmungen und Erregungen, in denen unsere Dichter so gerne schwelgen, nichts enthält. So beachtenswert und bedeutsam aber immer diese Selbstbeschränkung, man könnte fast sagen Enthaltsamkeit ist, die sich der Dichter auflegt, zur Kennzeichnung des Gegensatzes zwischen Antikem und Modernem könnte sie doch nicht gestempelt werden. Denn Euripides, der auch eine Antigone dichtete, von der uns freilich nur wenige Bruchstücke erhalten sind, rückte diese Liebe in den Mittelpunkt der Handlung und machte sie zu einem maßgebenden Beweggrunde. Man kann sich leicht denken, wie tief der Dichter der Leidenschaft, besonders der weiblichen, das Herz der Zuschauer wird gerührt und ergriffen

haben, wenn auch die Schlußwirkung durch den Umschlag vom Schlimmen zum Guten wahrscheinlich nicht von fern an die erschütternde Schlußkatastrophe bei Sophokles reichte.

Diese wenigen Andeutungen, die sich bei Berücksichtigung aller erhaltenen Tragödien beträchtlich vermehren ließen, genügen indessen vollkommen zu dem Beweise, daß den Dichtern der Tragödie die Überlieferung der Sage keine Fessel anlegte, sie vielmehr mit der vollsten Dichterfreiheit den überkommenen Stoff nach ihren Zwecken gestalteten. Diese Zwecke waren ebenso wie bei Shakespeare sittliche Beweggründe, welche der Charakterzeichnung und Gefühlsdarstellung und Gedankenerörterung den reichsten Spielraum bieten und dieselben Stoffe zu immer neuen Dramen gestalten. Von einer epischen Gebundenheit kann man also nicht reden. Eher könnte man das hervorheben, daß in dem alten Drama der dichterische und musikalische Bestandteil, welcher in dem modernen Drama als Trauer- oder Lustspiel einerseits und ernste oder scherzhafte Oper andererseits sich getrennt haben, noch in ungeschiedenem Zusammenwirken sich bethätigen und namentlich in den wehklagenden Wechselgesängen den nüchternen Leser wohl befremden oder ermüden könnten, in der ursprünglichen Aufführung aber gewiß ihre ergreifende Wirkung nicht verfehlt haben werden. Diese ursprüngliche Wirkung, die auch in der Entstehung der Tragödie und in dem alten Bühnenwesen mitbegründet war, können uns auch die herrlichen Tondichtungen Mendelssohns, die doch von einer ganz anderen musikalischen Auffassung und Behandlung als die antike war, getragen sind, schwerlich zu genießen und zu erkennen geben. Die Verschiedenheit des antiken und modernen Wesens ist unzweifelhaft auch in dem dichterischen Bestandteile ausgeprägt, beruht aber auf tieferen sittlichen, politischen und religiösen Gründen, gewiß aber nicht auf jener dem alten Drama fälschlich zugeschriebenen Befangenheit. Dieser Behauptung möchte ich vielmehr diese gegenüberstellen, daß schon das Epos in seinen Hauptdichtungen diese Gebundenheit, die man dem Drama zuschreiben will, überwunden hat; daß schon die homerischen Gedichte dem Geiste des griechischen Volkes entsprechend, welches vielleicht mehr als irgend ein anderes von dramatischer Lebendigkeit erfüllt war, die Anlage und das Streben zum Drama deutlich erkennen lassen, und zwar zum Drama in seiner höchsten Bedeutung, wie es sich eben im griechischen Volke in den beiden Hauptformen der Tragödie und Komödie entwickelt hat. Auch andere Völker namentlich der südlichen

Länder Europas besaßen diese geistige Lebendigkeit und Beweglichkeit, die auch den gemeinsten Lebensäußerungen das Gepräge des Dramatischen aufdrückt. Aber die Bewohner Italiens brachten es durch und aus sich selbst zwar zu mancherlei lustigen Schwänken, aber nicht einmal zu einer urwüchsigen Komödie, geschweige denn zur Tragödie. Daß die Griechen es dazu brachten, das beruhte auf einer ursprünglichen Anlage ihres Geistes, die auch schon in Homer deutlich und unverkennbar hervortritt, die auch der feinsinnige Horatius erkannte, indem er in einer poetischen Epistel dem Freunde, an den sie gerichtet ist, erklärt, daß man aus Homer besser als aus weitläufigen Schriften der Philosophen die wichtigsten Grundsätze des sittlichen Lebens schöpfen könne. Diese ursprüngliche Anlage zur Philosophie, welche so reich und schön sich entwickelt und einen Sokrates und Platon und Aristoteles hervorgebracht hat, sie zeigt sich wirklich schon in Homer und war der tiefste Grund der geistigen Befähigung zur Hervorbringung des Dramas, wie es sich bei den Griechen entwickelt hat.

Wenden wir uns nun noch einmal zu Schiller und seinem Urteil über Shakespeare zurück und fragen wir, ob wir unter dessen Dramen eines finden, das irgendwelche Berührungs- und Vergleichungspunkte mit der Antigone des Sophokles bietet, so stellt sich uns ungesucht dessen ‚Romeo und Julie' dar. Schon der äußere Umstand läßt eine Vergleichung zu, daß beide Dramen, die vielleicht beide der früheren Lebenszeit der Dichter angehören, obwohl sie nicht gerade als die höchsten Leistungen ihrer Kunst gelten, doch von den Liebhabern des alten und des neueren Dichters mit einer gewissen Vorliebe aufgenommen zu werden pflegen. Der Grund liegt wohl in dem eigentlichen Grundgedanken beider Dramen, der die aufopferndste Liebe der Hauptpersonen als das innerste Bedürfnis ihrer Seele zum Ausdruck bringt. Dort ist es die Liebe der Schwester zu dem Bruder, die ihr Leben nicht achtet, um eine heilige Pflicht gegen denselben zu erfüllen, zu der gewissermaßen ergänzend die sich selbst opfernde Liebe des Verlobten zur Verlobten hinzutritt: hier ist es die sich völlig hingebende Liebe zweier für einander geschaffener Seelen, des Gatten zur Gattin und der Gattin zum Gatten, die beide in Folge eines übermächtigen Schicksals für und wegen einander den Tod suchen und finden. Doch bestehen auch noch andere Berührungspunkte zwischen beiden Dramen. In beiden ist es Haß und Feindschaft zwischen den Angehörigen beider Häuser, welche nicht bloß störend, sondern vernichtend eingreifen

in das Glück der Liebenden und zuletzt auf das Haupt derer, die das Unheil verschuldet haben, zurückfallen. Sogar dieser Umstand ist beiden Dichtungen gemeinsam, daß in beiden der Gram um den Tod des Sohnes der Mutter ebenfalls den Tod bereitet.

Freilich bei aller Ähnlichkeit der Hauptgedanken und der maßgebenden Beweggründe der Handlung, wie groß ist die Verschiedenheit der Ausführung in beiden Dramen! Daß in dem einen von der Liebe der Braut zum Bräutigam so gut wie gar nicht die Rede ist, wurde schon angedeutet; demgemäß wird dann auch in der künstlerischen Entwicklung der Handlung der Liebe beider zu einander nur eine nebensächliche Bedeutung eingeräumt. In dem neuen Drama dagegen ist die Liebe der beiden Liebenden zu einander alles in allem; sie geht durch das ganze Stück vom ersten Aufzug bis zum letzten Worte und durchdringt es mit dem höchsten Zauber und dem tiefsten Weh der Liebe. Dagegen hält die Wirkung, welche das Endergebnis der Handlung auf die Urheber alles Unheils ausübt, die durch den Mund des Prinzen als Lehre und Mahnung verkündigt wird, nicht von ferne eine Vergleichung aus mit der erschütternden Schlußkatastrophe des alten Dramas, die in immer drohenderen Anzeichen sich ankündigend mit der ganzen Wucht des Schicksals auf das schuldige Haupt hereinbricht und in der ergreifenden Jammerklage des unglücklichen Vaters zum wirkungsvollsten Ausdruck kommt.

Fragen wir nun, ob Schiller auch diese Tragödie Shakespeares zu der naiven Gattung gerechnet habe, so ist mir zwar keine ausdrückliche Äußerung des philosophischen Dichters erinnerlich, ich sage aber unbedenklich Ja! Dazu nötigt, abgesehen von den oft schwerverständlichen philosophischen Erörterungen schon eine Äußerung über andere Dramen, Hamlet, Lear, Macbeth, in welcher er auf die Kälte hinweist, die dem Dichtnr erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen und herzzerschneidende Auftritte durch einen Narren zu stören. Ein Narr findet sich in dem vorliegenden Stücke zwar nicht; aber die Wärterin versieht reichlich seine Stelle. Diese mit ihrem immer wiederkehrenden Geschwätz und selbst der spaßhafte Freund Mercutio vermögen sogar Göthes, des für das Verständnis Shakespeares so besonders begabten Dichters, Wohlgefallen nicht zu gewinnen. In dem bekannten Aufsatz, der ‚Shakespeare und kein Ende‘ überschrieben ist, bemerkt er im Vergleich mit Hamlet: „Romeo und Julie bleibt der Überlieferung getreuer, doch zerstört er (Shakespeare) den tragischen Gehalt derselben

beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlch von zwei beliebten Schauspielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Ökonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren und was an sie grenzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Übereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerklärlich sein müssen."

Merkwürdigerweise bietet sich gerade auch in dieser Beziehung ein Berührungs- und Vergleichungspunkt mit dem antiken Drama dar. Der Wächter in dem Drama ‚Antigone', der für die „Ökonomie des Stücks" durchaus unentbehrlich ist, unterscheidet sich durch Sprache und Haltung von allen andern Personen des Dramas. Seine wortreiche, gemeine und mit Gemeinplätzen ausgestattete Redeweise dient dazu, die Niedrigkeit seines Standes und seiner Gesinnung sinnenfällig hervortreten zu lassen, und da, wo er die auf der That ertappte Heldenjungfrau herbeiführt, wird man unwillkürlich an die oft etwas mißgestalten Kriegsknechte erinnert, deren rohes Aussehen und Gebahren in den Darstellungen der heiligen Geschichte seitens unserer christlichen Maler die ruhige Hoheit des duldenden Menschensohnes ganz besonders wirksam hervortreten läßt. Wie mäßig freilich sowohl nach Umfang als Ausdruck ist dieser Bestandteil der alten Tragödie im Vergleich mit dem Spielraum, der ihm bei Shakespeare gegönnt ist! Doch verliert darum die Haupthandlung gewiß nicht ihren Reiz und fraglich bleibt nur, ob unserem philosophisch veranlagten Dichter es auch bei Romeo und Julie begegnete, daß ihn die Kälte, die Unempfindlichkeit des Dichters empörte, und ob es ihm auch da nicht gelungen sei, in dem Werke des Dichters seinem Herzen zu begegnen. Statt auf diese heikle Frage die immerhin schwierige Antwort zu suchen sei es vergönnt, auf einen Ausspruch Lessings hinzuweisen, der doch einigermaßen in dieses Gebiet der Auffassung und Beurteilung einschlägt. Dieser läßt sich gegenüber einer etwas selbstgefälligen Äußerung Voltaires bezüglich seiner Zayre und der übertriebenen Lobesspende eines Kunstrichters also vernehmen: „Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen; und das ist Romeo und Juliet, vom Shakespear."

Wollen wir aber genauer wissen, wie Schiller den Begriff des Sentimentalischen in der neueren Dichtung verstand, so liegt es nahe auf seine eigeneu Dichtungen unser Augenmerk zu richten. Gerade die

großartigste seiner dramatischen Schöpfungen verstattet eine Vergleichung mit den beiden genannten Dramen des griechischen und des englischen Dichters. Das Liebespaar Max und Thekla erfüllt zwar nicht so ganz und gar die beiden Stücke des dreigliedrigen Werkes, in welchen ihm doch eine gewissermaßen selbständige Bedeutung zukommt, wie das andere Liebespaar Romeo und Julie das gleichnamige Stück des englischen Dichters. Indessen kann jenes diesem doch immerhin an die Seite gestellt werden, da die aufopfernde Hingabe beider Liebenden für einander beide in den Tod treibt, wenn auch dieses Ende hier nicht so augenscheinlich und gemeinsam in die Wirklichkeit tritt, wie dort. Mag aber der Ausgang namentlich in Bezug auf Thekla etwas unklar und verschwommen sein, der Zuschauer und Leser fühlt und ahnt unzweifelhaft, was der Dichter in geheimnisvoller Weise nur in leisen Andeutungen zum Ausdruck bringt. Und das ist ja eben nach Schiller das Wesen des Sentimentalischen, daß die Wirklichkeit hinter dem Ideale zurückbleibt, aber über die ihr gesetzten Schranken hinausstrebt. Trotz ihrem modern sentimentalischen Gepräge aber läßt sich die deutsche Dichtung doch besser mit der griechischen vergleichen als mit der englischen. Denn die beiden ersteren haben das mit einander gemein, daß das Liebesverhältnis nur mehr oder weniger eng — enger in der griechischen, weniger eng in der deutschen — mit der Haupthandlung verflochten ist, nicht diese bildet und beherrscht, wie in der englischen. Mag nun aber in dem losen Zusammenhang, in welchem die Nebenhandlung zur Haupthandlung steht und dadurch aufhört ein notwendiger Bestandteil derselben zu sein, immerhin ein Mangel der deutschen Dichtung erkannt werden: diese hört darum doch nicht auf, eine tiefgreifende sittlich erhebende Wirkung auf das deutsche Gemüt zu üben. Insbesondere werden deutsche Jünglinge sich immer und immer wieder an dem Heldenjüngling Max erfreuen und erbauen; sie werden in ihm ein Vorbild des reinsten Pflichtgefühls sehen und der edelsten Treue, die ihn treibt, nicht bloß das Leben zu opfern für die Sache, der er sein Leben gewidmet hat, sondern auch dem höchsten Preise, der ihm winkte, der ihm als das einzige Glück und der höchste Wert seines Lebens erschienen war, zu entsagen, um jener Pflicht und seinem innersten Wesen nicht untreu zu werden. Ja, dieser deutsche Heldenjüngling steht ebenbürtig der griechischen Heldenjungfrau zur Seite, neben welcher die ätherische Gestalt der liebestreuen Thekla etwas verblaßt.

Möge daher neben der deutschen die griechische Tragödie unserer deutschen Jugend auch fernerhin als ein wertvolles Mittel der Geistesbildung bewahrt bleiben. Daß letztere ihr mehr Mühe und Anstrengung zumutet als erstere, um zum vollen Verständnis ihres Gehaltes und zum befriedigenden Genuß ihrer Schönheit zu gelangen, gereicht derselben nicht zum Nachteil, sondern vielmehr zur Empfehlung ihres Wertes für Geistesbildung. Denn eine Übung der geistigen Kräfte ist ohne die Überwindung von Schwierigkeiten doch wohl kaum denkbar. Am besten vorbereitet für das Verständnis des Dichters, den die Alten selbst *φιλόμηρος* mit Vorzug, ja geradezu *Ὁμήρου μαθητής* nannten, werden wohl die sein, welche sich auch in unserer Zeit *Ὁμήρου μαθηταί* nennen könnten, d. h. solche, die mit den homerischen Gedichten durch fleißige Lesung vertraut sind.

Dies darf wohl auch von euch, geliebte Schüler, gesagt werden. Auch ihr seid zu der reichbesetzten Tafel des Homer eingeladen oder hoffet wenigstens euch noch fähig zu machen, dereinst eingeladen zu werden. Greifet freudig und entschlossen nach den schönen Früchten, die euch dargeboten werden. Sie sind nicht bloß lustig anzuschauen und von süßem Wohlgeschmack, sondern auch eine gesunde Nahrung für Geist und Herz. Und Sie meine lieben Freunde, die Sie heute von dieser Anstalt scheiden, an der Sie eine Reihe Ihrer schönsten Jugendjahre verlebt haben, mögen Sie auch auf Ihrem ferneren Lebenswege, nach welcher Richtung er immer sich wenden mag, sich der hier gewonnenen Geistesbildung erfreuen und je nach Umständen auch die Erinnerung an die früher gepflegten Studien sich zu erneutem Genusse der damals dargebotenen Güter dienen lassen.

VI.

Ihre Gegenwart, hochverehrte Anwesende, bezeugt, daß Sie den Angelegenheiten der Schule Ihre Teilnahme zuwenden. Es ist auch ganz begreiflich, daß Eltern, die auf ein Jahrzehnt — diese Abrundung ist wohl verstattet — ihre Söhne einer Schule anvertrauen, dieser nicht gleichgültig gegenüberstehen. Würden sie doch gewiß, wenn es sich ausschließlich um die Pflege des leiblichen Wohles ihrer Kinder handelte, genau nachfragen und wo möglich nachsehen, ob wirklich gut für dasselbe gesorgt ist, ob man hoffen kann, das leibliche Gedeihen, Kraft und Gewandtheit des Körpers gefördert zu sehen, oder ob am Ende gar die Gesundheit des Leibes gefährdet statt gefördert wird. In der That ist diese sorgliche Frage auch bezüglich der Schulen schon vielfach aufgeworfen und teils mit gründlichem Eifer teils mit leidenschaftlicher Hitze erörtert worden. Jedenfalls nicht weniger berechtigt ist die Frage, ob die Pflege des Geistes, der die Schulen doch in erster Linie gewidmet sind, gedeihlich betrieben wird; ob das, was erstrebt und erreicht wird, wahrhaft erstrebenswert ist und die Zeit und Mühe, welche auf die Erreichung dieses Zieles gewendet wird, auch wirklich lohnt. Diese Fragen scheinen um so mehr gerechtfertigt, als die früher allgemein anerkannte Überzeugung, daß nur auf dem Wege humanistischer Studien wahrhafte Bildung zu erlangen sei, nicht mehr besteht.

Wenn nun diese Überzeugung dadurch erschüttert worden wäre, daß die erzielten Ergebnisse den gehegten Erwartungen nicht entsprachen, so käme dies allerdings einer Verurteilung dieser ganzen Bildungsweise ziemlich gleich. So aber steht in Wahrheit die Sache nicht. Vielmehr mit und auf diesem Bildungswege entwickelte sich die Wissenschaft so kräftig und vielseitig, daß der menschliche Geist Entdeckungen

und Erfindungen machte, welche auf das Leben eine so tief greifende Wirkung übten, daß dadurch auch das Bedürfnis nach neuen Bildungsmitteln und neuen Bildungswegen entstanden und Forderungen laut wurden, die nach menschlicher Weise nur im Kampfe sich gegenseitig widerstrebender Ansichten und Absichten zur Geltung kamen. So drangen zuerst in die bestehenden Schulen neue Elemente der Bildung ein; und als diese Elemente immer größeren Raum beanspruchten und zuletzt die früher allein geltenden und erprobten allzusehr einzuengen drohten, ohne doch selbst befriedigt zu sein, da trat naturgemäß eine Trennung ein; es entstanden neue Schulen, die schon durch ihre Namen einen Gegensatz gegen die alten humanistischen Schulen ausdrückten und nun ganz ihren eigenen Weg gingen, auf dem sie freilich nicht ohne vielfachen Kampf weiter kamen.

Während nun so diese Schulen ihre Existenz gewannen, verloren die anderen die ihrige nicht trotz aller Anfechtungen, die sie zu erfahren hatten. Es ist hier nicht der Ort, diesen Angriffen, die auf verschiedene Gründe zurückzuführen sind, zu begegnen, schon um deswillen nicht, weil die Entgegnung sich hier unzweifelhaft an die unrichtige Adresse richten würde. Erkennen wir lieber an, daß aus diesem Kampfe, so weit er ein guter war, auch Gutes hervorging. Als ein solches erkennen wir unbedingt das an, daß dem nationalen Element ein größerer Spielraum gegönnt wurde, daß Sprache, Literatur und Geschichte des deutschen Volkes mehr und mehr zu ihrem Rechte kamen. Denn darüber kann heutzutage kein Zweifel mehr weder bei Schülern noch Lehrern bestehen, daß, wer glaubte, wenn er sich leidlich gut lateinisch auszudrücken versteht und eine fehlerfreie Übersetzung ins Griechische zu stande bringt, auch mit den besten griechischen und lateinischen Schriftstellern bekannt ist, habe den genügenden Beweis seiner Reife für die höheren wissenschaftlichen Studien gegeben, auch wenn er von den Werken der deutschen Literatur nichts kennt und nicht im stande ist, über einen in den Kreis seines Wissens und Verständnisses fallenden Gegenstand einen nach Form und Inhalt befriedigenden Aufsatz zu fertigen. Dieser kann zwar nicht über das Maß der in den fremden Sprachen erworbenen Kenntnis und Gewandtheit im Gebrauche derselben Auskunft geben, aber er kann am ehesten den Stand der gewonnenen Geistesbildung erkennen lassen, in welcher alle Ergebnisse des Lernens und so zu sagen alle Strahlen des Wissens als dem einigenden Mittelpunkte zusammenlaufen müssen. Denn wahrhaft

durchdacht und dem innersten Kern des Geisteslebens entstammt kann doch nur das sein, was in der Muttersprache als dem eigentlichen Organe des Geistes sich ausprägt.

Darf ich annehmen, hochverehrte Anwesende, in dieser Ansicht Ihrer Zustimmung zu begegnen, so kann ich vielleicht auch darauf rechnen, daß Sie nicht abgeneigt sind, von unserem Thun und Treiben auf diesem Gebiete nähere Kenntnis zu nehmen.

Die Thätigkeit des Lehrers beginnt mit der Wahl der Aufgabe, die eine sorgfältige Erwägung verlangt. Auf der ersten Stufe des Unterrichtes, welche übereinstimmend mit anderen Bestimmungen des Lehrplanes die drei ersten Lateinklassen umfaßt, bildet die richtige Auffassung und Wiedergabe des Gehörten, ferner die Übung in selbständiger Satzbildung, welche von den einfachsten zu zusammengesetzteren Formen fortschreitet, und der Versuch zu kleineren selbständigen Darstellungen, die natürlich den Gedankenkreis dieser Altersstufe nicht überschreiten dürfen, die Grundlage der schriftlichen Ausarbeitungen. Der fortschreitende Sprachunterricht, ferner die Lektüre lateinischer Schriftsteller, des Nepos und Cäsar, bieten in den beiden oberen Klassen der Lateinschule reichen, in vielfacher Weise benützbaren Stoff zu immer selbständiger sich gestaltenden Ausarbeitungen. In der fünften Klasse tritt willkommen auch schon Xenophon ein, dessen für die Schule geradezu unvergleichliche Anabasis auch im Gymnasium noch vielseitige Benützung verstattet. Zu dieser Schrift, an welche sich ein anderes Geschichtswerk Xenophons von verwandtem Inhalte ferner Herodot und Plutarch anschließen, kommt als ein besonders reichhaltiger Schriftsteller Livius, der in mehreren Klassen entweder zur Schul- oder Privatlektüre benützt, sehr mannigfache Stoffe zu vielseitiger Verwendung darbietet. Außerdem sind auch die homerischen Gedichte und die Äneide des Vergilius unerschöpfliche Quellen für gehaltreiche Darstellungen. Auf der obersten Stufe endlich treten in der Prosa Redner und Philosophen, neben welchen der Geschichtschreiber Tacitus, was Gedankenreichtum und Schwierigkeit des Verständnisses betrifft, ebenbürtig dasteht, von Dichtern Horatius in seinen verschiedenartigen Produktionen und die griechischen Tragödiendichter in den Vordergrund. Zu dieser ansehnlichen Zahl lateinischer und griechischer Schriftsteller kommt auch die deutsche Lektüre, die einen in den Hauptzügen entsprechenden Fortschritt beobachtet. Bietet auf der unteren Stufe des Unterrichtes das in Gebrauch stehende Lesebuch eine hin-

reichende Auswahl von Lesestücken in gebundener und ungebundener Rede, die dem Verständnis und Wohlgefallen der Schüler zugänglich sind, so eröffnet sich auf der mittleren Stufe schon eine freiere Auswahl von Gedichten und Darstellungen in Prosa, z. T. größeren Umfangs, durch welche unsere Schüler mit den hervorragendsten Dichtern und Schriftstellern unseres Volkes einigermaßen bekannt werden und einzelne, wie Schiller und Uhland, besonders lieb gewinnen; auf der obersten Stufe endlich, auf welcher die Schüler in die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache und Dichtung eingeführt und namentlich das Nibelungenlied in der Ursprache zu lesen angeleitet werden, kann an diese Bekanntschaft mit der ersten klassischen Periode unserer Literatur ein Überblick über die weitere Entwicklung derselben vom sechszehnten bis ins achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert an einzelnen teils zeitgeschichtlich teils um ihrer selbst willen beachtenswerten Beispielen sich anschließen, wodurch die Schüler am besten befähigt werden, den ganzen Wert unserer hervorragendsten Geistesheroen — ich nenne nur Klopstock, Lessing, Göthe — durch eingehende Lesung ihrer Werke kennen zu lernen und zu würdigen. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist die Bestimmung der Schulordnung, welche darum mit vollem Rechte an die Spitze gestellt wird, daß der Unterricht im Deutschen sich nicht bloß auf die eigens für dieses Fach angesetzten Stunden, sondern auch auf die Behandlung aller Lehrgegenstände zu erstrecken hat, insoferne als der Schüler angehalten werden muß, bei allem, was er spricht, sich richtig auszudrücken, und insbesondere bei der Beantwortung von Fragen die Antwort in die Form eines vollständigen wohlgeordneten Satzes zu kleiden. Die Beobachtung dieser Bestimmung ist geradezu eine heilige Gewissenspflicht für den Lehrer. Aber auch wohlmeinende gebildete Eltern könnten in diesem Bemühen die Schule unterstützen und den Erfolg zum Besten ihrer Kinder fördern.

Bewegt sich nun im großen und ganzen bei der Bearbeitung der gewählten Stoffe die Denkthätigkeit des Schülers vorherrschend auf dem Gebiete der Reproduktion, mit welcher sich in zunehmender Wichtigkeit die Forderung durchdachter Anlage und selbständigen sprachgemäßen Ausdrucks verbindet, so kommt doch auf allen Stufen in verschiedenem Maße auch die eigene Erfindung, also die Mitwirkung der Phantasie in Betracht. Es ist bekannt, welch hohen Wert Lessing in seiner schönen Abhandlung über die Fabel dieser man

möchte sagen prosaischen Dichtungsart für die Anregung verständiger Erfindungsgabe beimißt. Der fortschreitenden Entwicklung in der gesamten Geistesbildung des Schülers und dem damit in Übereinstimmung stehenden Gang der Lesung griechischer, lateinischer und deutscher Schriftsteller entsprechend können zuletzt auch Aufgaben hinzutreten, die etwas mehr selbständiges Denken in Anspruch nehmen. Daß auch Versuche in dichtungsmäßiger, um nicht zu sagen dichterischer Behandlung geeigneter Stoffe auf der höheren Stufe des Unterrichtes nicht ausgeschlossen sind, kann als selbstverständlich betrachtet werden.

Wie wichtig auf allen Stufen des Unterrichtes die Wahl der zur Bearbeitung kommenden Stoffe ist, wie sehr es für die Erreichung des erwünschten Erfolges, der nicht bloß in der Güte der Leistung, sondern auch in der angemessenen Geistesbildung zu suchen ist, darauf ankommt, ist bereits oben angedeutet worden. Insbesondere muß alles Überstiegene vermieden werden, ferner alles, was zu sittlich bedenklichen Ergebnissen führen könnte, was ja in der Wahl von Sprichwörtern und sogenannten Sentenzen denkbar wäre. Der ersteren näher liegenden Gefahr begegnet man wohl am besten, wenn man vorher selbst das Thema ausarbeitet oder wenigstens nach Umständen eine eingehende Disposition sich entwirft: eine Mühe, die allerdings zu der nicht gerade kleinen Arbeit der Korrektur und Würdigung der Leistung noch hinzukommt, für diese selbst aber sich unzweifelhaft lohnt

Wenn ich mir nun erlaube, eine solche Ausarbeitung Ihnen hier vorzutragen, so gehe ich von der Ansicht aus, daß eben Ihre der Schule zugewandte Teilnahme, die Sie, hochverehrte Anwesende, hiehergeführt hat, bewirken wird, daß eine Erörterung, die zunächst freilich für die Jugend bestimmt ist, Ihrem Interesse nicht allzufern liegt. Von meinen Herrn Kollegen kann ich ohnedies erwarten, daß die Gemeinsamkeit der Arbeit einer solchen Darlegung, die unmittelbar aus der Praxis erwachsen ist, geneigtes Gehör verschaffen wird. Was endlich die Schüler betrifft, so kann ich ja darauf rechnen, daß das, was ursprünglich und ganz eigentlich ihnen gewidmet ist, auch bereitwillig von ihnen angenommen wird, soweit sie einer solchen Erörterung folgen können; insbesondere werden diejenigen unter ihnen, denen nun allerdings nichts neues geboten wird, etwa die Bemerkung dem schon gehörten Aufsatz zu gute kommen lassen, die mehrfach literarischen Erzeugnissen gegenüber ausgesprochen wurde, daß eine Schrift, die

nicht verdient zweimal gelesen zu werden, auch nicht verdient einmal gelesen zu werden.

Und noch eines muß ich vorausschicken, um nicht von vornherein meine Zuhörer zu befremden. Solche Ausarbeitungen sind natürlich in der Regel zunächst darauf berechnet, den Schülern zum Bewußtsein zu bringen, was über den fraglichen Gegenstand gesagt werden konnte, sie ferner zu belehren, wie die sich ergebenden Gedanken zu ordnen sind, um ein innerlich wohl zusammenhängendes und gegliedertes Ganze zu bilden, das auch durch den Ausdruck, also durch die Form, sich dem Leser oder Hörer empfiehlt: kurz sich durchgängig auf den Standpunkt des Schülers zu stellen. Indessen ist es doch nicht ganz ausgeschlossen, wenn eine andere ebenfalls gerechtfertigte Absicht es verlangt, in solchen Darlegungen auch bisweilen den Standpunkt des Lehrers gegenüber dem Schüler nicht zu verleugnen, also zwar nicht im Inhalte über den Gedankenkreis und das Verständnis der Schüler hinauszugehen, aber in der Form doch nicht ein eigentliches Beispiel für die Behandlung von seiten des Schülers zu geben. Ein solcher gerechtfertigter Grund scheint mir dann gegeben, wenn der Gegenstand dazu angethan ist, manches für den Schüler Beherzigenswerte mit ihm zu besprechen, wozu außerdem eine schickliche Gelegenheit sich nicht leicht ergibt.

Die Aufgabe, welche die Schüler zu Hause zu bearbeiten hatten, lautet:

Welchen wissenschaftlichen und sittlichen Gewinn ziehen wir aus dem Dialoge Laches?

Die Beantwortung dieser Frage lautet nun folgendermaßen:

Wenn wir von dem wissenschaftlichen und sittlichen Gewinn reden, den wir aus einer Schrift ziehen können, so setzen wir jedenfalls voraus, daß dieselbe in dieser doppelten Hinsicht uns Nutzen gewähren kann. Ob dies von jeder Schrift, die wir lesen, gesagt werden kann, möchte billiger Weise bezweifelt werden. Denn wenn wir auch gänzlich absehen von jenen Schriften, die man oft als ein Gift für die Jugend oder das Volk bezeichnen hört, so sind wir doch wohl alle geneigt, manche Schriften als solche zu betrachten, die lediglich zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung, d. h. also zum Vergnügen bestimmt sind, von denen wir einen Nutzen nach keiner Richtung erwarten und verlangen.

Daß es Erzeugnisse der Literatur gibt, welche in wissenschaftlicher

und sittlicher Hinsicht wertlos oder — namentlich in letzterer Beziehung — geradezu schädlich sind, wer wollte das bezweifeln, der bedenkt, welche Macht in unserer Zeit die Presse — so nennt man dieses Mittel auf die Gemüter der Menschen zu wirken — besitzt, und daß die Presse wenigstens von einer Seite in den Bereich der Industrie fällt, welche — dieser Wahrnehmung kann man sich leider nicht verschließen — weder in Bezug auf Nahrungsmittel noch auf Kleidung noch auf Vergnügen sehr wählerisch ist in den Mitteln zur Befriedigung der Gewinnsucht. Es wäre in der That zu verwundern, wenn die Industrie gerade nur bei den Geistesprodukten, mit denen sie Handel treibt, die strengste Rücksicht auf Güte und Wert der Waare, die sie auf den Markt bringt, nähme. Daß dies nicht der Fall ist, wissen auch diejenigen, welche nur den Unterrichtsmitteln ihre Aufmerksamkeit zuwenden und dabei oft in die Lage kommen zu beklagen, daß der lieben Jugend Hilfsmittel zur Förderung der Geistesträgheit und Bequemlichkeit nicht bloß dargeboten, sondern förmlich aufgedrängt werden, vor denen wir nur warnen können. Soweit hatte es das Altertum, besonders das griechische in seiner besseren Zeit, nicht gebracht. Es gab zwar auch damals, ich will sagen im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt, schon einen Buchhandel, durch welchen Abschriften dichterischer und rednerischer, auch philosophischer Erzeugnisse, verbreitet wurden. Aber auf welch' bescheidenem Fuße trat derselbe damals noch auf! Von einem bedeutenden Einflusse auf die Denk- und Handlungsweise des Volkes ist keine Rede. Eher hatte man sich gegen aufdringliche Lehrer, die mit marktschreierischer Großsprecherei ihre Künste anpriesen, in Obacht zu nehmen, wie man aus zahlreichen Äußerungen in den Schriften Platons, ja aus dem ganzen Zweck und Inhalt einzelner dieser Schriften abnehmen kann. Die Werke aber, die durch Abschriften in den Besitz einzelner Personen oder Bibliotheken kamen, können wohl durchgängig keinen Anspruch darauf machen, als angenehme Unterhaltungslektüre in dem heutzutage üblichen Sinne dieses Ausdruckes zu gelten. Jedenfalls aber dürfen wir unbedenklich die Schriften aus dem Altertum, die wir noch gegenwärtig in unsern Schulen lesen, als gesunde Geistesnahrung betrachten, die zwar auch genußreich für einen unverdorbenen Geschmack ist, aber doch hauptsächlich, wie dies bei gesunder Nahrung immer der Fall ist, Kraft und Gedeihen fördert. Daß dabei auch die sittliche Bildung nicht schlecht fährt, ist selbstverständlich.

Nehmen wir den unterhaltendsten Schriftsteller, der auf unsern Schulen gelesen wird, den Homer, so kann uns das Urteil des feingebildeten Römers, des Dichters Horatius, als Zeugnis dafür gelten, daß die sittliche Bildung durch ihn kräftig gefördert wird. Noch mehr natürlich fällt diese Aufgabe den philosophischen Schriften zu, mit denen wir uns auf der Schule beschäftigen. Es handelt sich hier vornehmlich um Platon und zwar um diejenigen Schriften desselben, die sich zur Einführung in das Studium der Philosophie am meisten eignen. Sie haben zunächst den Vorzug, daß sie nicht zu viel voraussetzen, daß sie in ihrer einfachen Ursprünglichkeit einen elementaren Charakter tragen, daß sie durch ihre künstlerische Form sich dem Geschmacke der Jugend empfehlen. Einer dieser gern gelesenen Dialoge ist Laches, der über den Begriff der Tapferkeit handelt. Wenn nun nach dem wissenschaftlichen und sittlichen Gewinn, den wir aus demselben ziehen können, gefragt wird, so ließe es sich zwar denken, daß der eine und der andere getrennt von einander in verschiedenen Teilen der Schrift vorzugsweise hervortritt, es ist aber auch möglich, daß sie vereint erscheinen, daß also die wissenschaftliche Belehrung selbst sittlich läuternd wirkt, daß die Förderung der Erkenntnis auch die sittliche Gesinnung nährt und kräftigt. Welcher von beiden Fällen hier gegeben ist, wird die nähere Betrachtung des Inhaltes lehren.

Dieser kann freilich nicht getrennt von der Form, in der er sich darstellt, betrachtet werden. Diese ist eine künstlerische, also der Natur nachgebildete, kann daher auch nicht als eine bloße Einkleidung angesehen werden; nicht wie ein Kleid, das zwar passend für den Körper gewählt wird, aber doch auch abgelegt und mit einem anderen vertauscht werden kann, ohne dadurch dem Körper selbst Schaden zuzufügen. Die Form eines Kunstwerkes, auch eines solchen, welchem die Sprache als Mittel der Darstellung dient, ist vielmehr der Haut zu vergleichen, welche den menschlichen Leib nicht umkleidet, sondern organisch mit demselben verbunden ist, an seinem Leben und Wohlbefinden teilnimmt und selbst Einfluß auf dasselbe übt. Die künstlerische Form ist in dem vorliegenden Falle die des Gespräches, das selbstverständlich seinem Inhalte nach durch die sprechenden Personen, ihre Denk- und Sinnesweise, bestimmt wird. Auf die passende Wahl dieser ist daher auch die künstlerische Thätigkeit des Schriftstellers in erster Linie gerichtet.

Für Platon stand es ein- für allemal fest, daß eine der sprechenden Personen sein geliebter Lehrer und Freund Sokrates ist, in den Augen Platons der wahre und echte Philosoph, der, weder durch Geistesschwäche noch durch Geistesträgheit gehindert, jeder Untersuchung gewachsen ist und es meisterlich versteht, andere Menschen ins Gespräch zu ziehen und ihm die Richtung zu geben, welche dem Zweck der Untersuchung entspricht und der Erkenntnis der Wahrheit überhaupt förderlich ist. Mag das Bild, das uns Platon von Sokrates entwirft, auch mehr ideale als historische Wahrheit haben: für den bezeichneten Zweck ist dies gerade von höchstem Werte; und mögen die meisten Reden, die Platon seinem Sokrates in den Mund legt, nie aus dessen Mund hervorgegangen sein: das, worauf es zumeist ankommt, ist doch auch als historisch gewiß zu betrachten, daß das ganze Thun und Treiben des Sokrates darauf gerichtet war, die Erkenntnis zu gewinnen und bei anderen zu erzeugen, welche sittlich wirkt und also auch das Handeln bestimmt. Als Teilnehmer an der Unterredung sind hier zwei Männer gewählt, deren Namen in der Geschichte nicht ohne Ruhm genannt werden, die beiden Feldherrn Laches und Nikias. Sie gehen beide dem Sokrates im Alter voran, haben aber eine solche Achtung vor ihm, daß sie sich gern in ein Gespräch mit ihm einlassen über Dinge, in denen sie seine Überlegenheit von vornherein anerkennen, und auf jene Zurückhaltung verzichten, die man sonst wohl im gesellschaftlichen Leben bewahrt.

Zwar ist es zunächst scheinbar eine sehr unverfängliche Frage, über welche sich die beiden Feldherrn gewissermaßen als Fachkenner zu äußern haben, um zwei ältere Freunde, Männer aus den erlauchtesten Geschlechtern Athens, den Sohn des Aristides, des Mannes, der nach dem Urteil seiner Mitbürger „der beste Mann nicht scheinen wollte, sondern sein," und den Sohn des Thukydides, der anerkanntermaßen ein ebenbürtiger Gegner des Perikles war, in einer Angelegenheit zu beraten, die ihre ganze Sorge in Anspruch nahm. Sie haben es an sich erfahren, wie nachteilig es ist, wenn Väter sich um die Erziehung ihrer Kinder wenig kümmern oder kümmern können. Ihnen liegt es nun am Herzen, ihre eigenen Söhne, die nach athenischer Sitte die Namen ihrer berühmten Großväter trugen, wo möglich zu gleicher Tüchtigkeit heranzubilden; sie wünschen zu wissen, ob die Fechtkunst, von der eben ein Meister in diesem Fache vor

zahlreichen Zuschauern eine Probe gegeben hat, ein nützliches Bildungsmittel sei oder nicht.

Man sieht, Athen teilte damals das Schicksal aller Großstädte. Wer Ruhm oder Geld erwerben wollte, ging dahin, wo er am ehesten einen ergiebigen Markt für seine Kunst, mochte sie auch an sich von zweifelhaftem Werte sein, zu finden hoffte. Merkwürdiger Weise gehen die Ansichten der beiden Feldherrn schnurstracks aus einander. Nikias empfiehlt die Erlernung der Kunst und bringt so vernünftige Gründe für seine Ansicht bei, daß man ihnen auch heutzutage trotz der ganz veränderten Lebensverhältnisse seinen Beifall nicht versagen kann. Gleichwohl weiß auch Laches für seine ganz entgegengesetzte Ansicht beachtenswerte Gründe anzuführen. Diese betreffen weniger die Sache als die Personen, die allerdings durch eitle Ruhmredigkeit vielfach Blößen gegeben haben mögen, wovon Laches ein ergötzliches Beispiel erzählt. Überdies beruft er sich auf das Urteil der Spartaner, die, obwohl ihr ganzes Absehen auf die Überlegenheit im Kriege gerichtet sei, dieser Kunst, die doch gerade am ehesten in dieser Beziehung sich nützlich erweisen müßte, und ihren Vertretern beharrlich den Zugang zu ihrem Lande versagen. Wir haben in dieser Auslassung des Laches zugleich gewissermaßen die Kehrseite jener Äußerungen, die der Geschichtschreiber Thukydides dem größten Staatsmanne Athens in der berühmten Leichenrede in den Mund legt, welcher diese Verschlossenheit Spartas gegen fremde Einflüsse nicht eben günstig beurteilt. Da nun die beiden Vertrauensmänner in der fraglichen Angelegenheit ganz verschiedener Ansicht sind, so meint der gutmütige, aber etwas schwachsinnige Lysimachus, der Vater des jungen Aristides, Sokrates, dem beide Männer ein so ehrendes Zeugnis ausgestellt haben, solle nun entscheiden, wer von beiden Recht hat, damit er und sein Freund Melesias, mit dem er in regelmäßiger Tischgenossenschaft steht, wüßten, was sie zu thun haben. Sokrates belehrt ihn, daß in solchen Fragen nicht, wie in politischen Versammlungen, Stimmenmehrheit entscheiden könne, und traut sich selbst nicht die Einsicht zu, welche allein maßgebend sei, ist aber bereit, in einer Angelegenheit, der er von Jugend auf seine Aufmerksamkeit zugewendet habe, sich in ein Gespräch mit den beiden erfahrenen Männern einzulassen.

Nach seiner Meinung nämlich handelt es sich weniger um die Fechtkunst, als um die Erziehung der Menschen, und da

die beiden Rat suchenden Väter ihre Söhne zu tüchtigen Männern heranbilden wollen, so ist nicht bloß die Bildung des Leibes, sondern auch, und zwar zumeist, die der Seele ins Auge zu fassen, und daher zu fragen, was zur Tüchtigkeit derselben gehört. Das ist nun nach übereinstimmender Überzeugung die Tugend[28]), von den Griechen ἀρετή (Arete) genannt. Diese unterschieden damals gewöhnlich fünf Einzeltugenden, die wir Weisheit, Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Tapferkeit, Bescheidenheit zu nennen pflegen, wenn auch einzelne dieser Ausdrücke sich nicht vollständig mit den griechischen decken, unter welchen vorzüglich die σωφροσύνη (Sophrosyne) eine schwer auszudrückende Eigentümlichkeit hat. Daß aber die Unterscheidung von fünf Tugenden, die Platon später durch Vereinigung der Frömmigkeit mit der Gerechtigkeit auf vier zurückführte, nicht etwa eine Erfindung der Philosophen, insbesondere des Sokrates war, sondern in der allgemeinen Anschauung der Hellenen wurzelte, können wir unter anderen aus der Tragödie des Äschylus, welche die Sieben gegen Theben heißt, ersehen. Dort werden in der schönen Schilderung des Sehers Amphiaraus, aus welcher schon oben ein Vers benutzt worden ist, dieselben fünf Tugenden zum Teil mit den gleichen Namen angeführt. Sokrates will vorläufig nur die Tugend in Betracht ziehen, auf welche die Fechtkunst am ehesten einen Einfluß zu üben vermöchte, die Tapferkeit, um zu sehen, ob sie von dieser einen richtigen Begriff haben. Denn wenn sie nicht einmal wüßten, was die Tapferkeit ist, würden sie wohl auch nicht im Stande sein, sie jungen Leuten beizubringen. Beide Männer sind bereit, sich auf eine solche Untersuchung mit Sokrates einzulassen. Nikias ist selbst ein Freund philosophischer Erörterungen und mit Sokratischen Gesprächen schon einigermaßen vertraut; dem Laches sind sie freilich ganz fremd; aber zu Sokrates hat er persönlich das größte Zutrauen, da er ihn in einem der bedenklichsten Kriegsereignisse als einen Mann von vorzüglicher Tapferkeit kennen gelernt hat. Daran knüpft er jene schöne Bemerkung über das, was in seinen Augen das notwendigste Erfordernis zu einem tüchtigen Manne ist, nämlich die Übereinstimmung zwischen Wort und That, der schönste Einklang, den es geben kann.

Bis hieher reicht der mehr vorbereitende Teil des Gespräches, der aber selbst eine deutliche Gliederung zeigt. Der erste Abschnitt kann billiger Weise mit dem Prologe eines Dramas verglichen werden;

er belehrt uns über die Verhältnisse, welche den äußeren Anlaß zu der sich entwickelnden Handlung, hier dem Gespräche zwischen Sokrates und den beiden Feldherrn bietet. Schon dieser Abschnitt ist nicht unfruchtbar an sittlicher Belehrung, die nicht bloß den Verhältnissen einer längst entschwundenen Zeit entspricht, wenn sie auch unzweifelhaft zunächst auf diese berechnet war. Oder möchte nicht auch heutzutage noch jeder Vater, seine Lebensstellung mag so hoch oder so bescheiden sein als sie will, sich gerne spiegeln in dem Bilde des biedern Lysimachus, dem es die ernsteste und heiligste Angelegenheit ist, seinen Sohn zu einem tüchtigeren Manne heranzubilden als er selbst zu sein sich bewußt ist? Denn wenn auch am Ende kein Vater gerne das Bekenntnis auf seine Lippen nehmen wird, zu dem sich der bescheidene athenische Greis vor jüngeren Männern herbeiläßt, zu dem Wunsche darf und kann sich jeder Vater bekennen, daß seine Kinder möglichst gut und tüchtig werden möchten, und daß der Sohn den Ruhm des Vaters lieber überstrahle, als hinter ihm allzusehr zurückbleibe oder gar durch ein unwürdiges Leben den guten Namen der Familie beflecke. Und leichter haben es heutzutage die Eltern als damals, wo Erziehung und Unterricht ganz teils dem Hause, teils der Privatindustrie überlassen war, für diese Zwecke ausreichend zu sorgen, da der Staat selber ihnen mit aller Art Schulen für die verschiedenen Altersstufen und Berufsarten entgegenkommt und sogar die Pflicht der Eltern, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, bis zu einem gewissen Grade viel kräftiger überwacht als es damals geschah und geschehen konnte. Am schwierigsten war in jener Zeit die Aufgabe der Eltern, wenn der Jüngling die verschiedenen damals üblichen Stufen des Jugendunterrichtes durchlaufen, doch aber noch nicht die Reife männlicher Einsicht und Thatkraft, welche ihn zum Eintritt in das öffentliche Leben befähigten, erreicht hatte. Da mochte wohl mancher Vater, wenn er auch nicht, wie die beiden alten Männer, zu solch demütigem Bekenntnis sich verpflichtet hielt, ratlos den aufdringlichen Anerbietungen und großsprecherischen Ankündigungen herumreisender Weisheitslehrer und Meister in allerlei Künsten gegenüberstehen, während jetzt alljährlich so vielen mehr oder weniger gut vorbereiteten Jünglingen sich der geebnete Pfad zu einer Hochschule eröffnet. Sie gehen dahin, begleitet von den Segenswünschen ihrer Eltern, ihrer Angehörigen, ihrer früheren Lehrer und Freunde. Wohl mag auch jetzt mancher Vater die ängstliche Frage wenn auch nicht

über die Lippen gehen lassen, so doch im Herzen tragen: wird er das erreichen, weswegen er dahin geht? wird er nur das bewahren, was er bis jetzt erreicht und bewahrt hat? wird er dereinst wohlbehalten an Leib und Seele zurückkehren ins Vaterhaus, das er jetzt so leichten Mutes und voll froher Zuversicht verläßt? wird er zurückkommen wohl ausgestattet mit den Kenntnissen, die er für seinen künftigen Beruf braucht, und so gekräftigt in seiner sittlichen Gesinnung, daß er den oft entsagungsvollen und mühereichen Pflichten seines Berufes gewachsen ist und sie verrichtet nicht als ein Mietling um gemeinen Lohnes willen, sondern als einen ihm von Gott übertragenen Beruf um des Gewissens willen? Möchten doch alle Jünglinge, die diesen Weg antreten, sich geloben, so viel an ihnen ist zu thun, um den Wünschen ihrer Eltern und Freunde zu entsprechen! möchten sie auch nicht ganz unbeachtet lassen, was von dem erfahrenen Nikias in dem folgenden Abschnitte über angemessene Erholung gesagt wird, die wohl am besten wirkt, wenn sie Kraft und Gewandtheit des Körpers befördert, jedenfalls aber so beschaffen sein sollte, daß sie nicht das Wohl des Leibes und der Seele gefährdet.

Es sind natürlich wieder zunächst die athenischen Verhältnisse, die Sokrates im Auge hat, wo er von dem Wert der Entscheidung durch Stimmenmehrheit spricht. Freilich darf uns nicht eitle Selbstüberhebung antreiben, uns über den Ausspruch der Mehrheit, namentlich wo ihm gesetzliche Geltung zukommt, hinwegzusetzen. Aber eitle Thorheit wäre es, in wichtigen Lebensfragen, namentlich wenn es sich um Geistesbildung und Sittlichkeit handelt, der Stimmenmehrheit ein entscheidendes Gewicht zuzugestehen. Auf diesem Gebiete kann nur erprobte Einsicht und edle Gesinnung einen Anspruch auf Zutrauen gewähren.

Auch das schöne Wort des Laches ist und bleibt ein Wort für alle Zeit. Wie viel Halbheit und Schwäche, wie viel Lüge und Heuchelei würde aus dem Leben der Menschen verschwinden, wenn Rede und Handlung stets übereinstimmten! Das ist in der That das Zeichen eines echten, wahrhaft durchgebildeten Charakters, wonach zu streben für jeden Menschen sein ganzes Leben lang eine sittliche Aufgabe ist.

Haben wir also schon aus diesem vorbereitenden Teile des Gespräches manche schöne beherzigenswerte Wahrheit entnommen, die für Verstand und Gemüt gleich ansprechend ist, so können wir wohl er-

warten, daß auch die folgende wissenschaftliche Erörterung nicht unfruchtbar in beider Hinsicht sein wird. Zunächst freilich scheint die Belehrung, die wir empfangen, vorzugsweise dem Verstande zu gelten. Die beiden Feldherrn sprechen sich darüber aus, was sie sich unter Tapferkeit denken. Es handelt sich also um eine Begriffsbestimmung. Daß eine solche auch von einer Sache, die man ganz gut zu verstehen meint, zu geben nicht immer leicht ist, erfährt auch Laches, der sich zuerst in derselben versucht. Es begegnet ihm dasselbe, was gewöhnlich allen im wissenschaftlichen Denken ungeübten Menschen begegnet. Er sucht die Vorstellung, die er sich aus der nächstliegenden Erfahrung gebildet hat, in Worten auszudrücken. Er denkt natürlich nur an den Krieg, und zwar wiederum nur in der Form, wie er bei den Hellenen vorzugsweise betrieben wurde. Die geschlossene Reihe Schwerbewaffneter ist es, welche er bei seiner Bestimmung im Auge hat. Sie ist also zu eng gefaßt. Doch ist er nicht unempfänglich für die Belehrung, die ihm zu teil wird, freilich in der feinsten und liebenswürdigsten Form zu teil wird; denn Sokrates nimmt eigentlich die Schuld der unrichtigen Antwort auf sich, schiebt sie auf die nicht deutlich genug gehaltene Fragestellung. Er macht dem Laches bemerklich, daß die Begriffsbestimmung auf alle Arten der Kriegführung passen müsse, und überhaupt nicht bloß auf den Krieg, sondern auf alle Arten des Kampfes gegen Gefahren und Anfechtungen aller Art, mögen diese von Leiden und Beschwerden, oder von Lüsten und Begierden herstammen. Laches erkennt die Richtigkeit dieser Forderung an und sucht ihr auch nach Kräften zu genügen. Indem er seine erste Vorstellung erweitert, die nur das Feststehen und Beharren in Reih' und Glied im Auge hatte, kommt er zu dem Begriff der Beharrlichkeit überhaupt, übersieht aber, daß nicht jede Beharrlichkeit, auch die unverständige, eine Tugend sein könne. Seine Begriffsbestimmung ist also jetzt zu weit; das sieht er ein; er weiß sich aber nicht in den verschiedenen Fällen, auf die ihn Sokrates aufmerksam macht, zurechtzufinden, weil er doch im Grunde seines Herzens nur die Kühnheit als das wesentlichste Merkmal der Tapferkeit gelten läßt, und jede Art von Einsicht oder, wie er denkt, kluger Berechnung neben der Kühnheit und Unerschrockenheit nur als Minderung der Tapferkeit betrachtet. Er zieht es daher vor, aus dem Gespräche zurückzutreten mit dem Bekenntnis, daß er nicht im stande ist, den richtigen Begriff, den er von der Tapferkeit zu

haben glaubt, auch in Worten auszudrücken. Er überläßt also jetzt das Wort an Nikias, der in solchen philosophischen Erörterungen schon besser bewandert ist als Laches. Er hat ja auch schon früher Verkehr gehabt mit Sokrates und sich aus diesem eine Äußerung wohl gemerkt, die er schon längst sich wundert nicht zur Geltung gebracht zu sehen. Sokrates betrachte nämlich als tüchtig jeden in dem, was er versteht; da nun die Tapferkeit als Tugend eine Tüchtigkeit sei, so müsse sie auf Verstand beruhen und zwar in dem, was zu fürchten und nicht zu fürchten ist. Davon aber, daß Tapferkeit Verstand sei, will Laches durchaus nichts wissen; ja er wird ordentlich scharfsinnig und erschöpft sich in Einwendungen, die Nikias alle zu widerlegen weiß, wobei er eine Klarheit und Freiheit des Geistes zeigt, wie sie ihm vielleicht im Leben nicht, wenigstens nicht in allen Fällen zu Gebote stand. Man sollte glauben, mit dieser Begriffsbestimmung, die Nikias somit aufrecht erhält, würde Sokrates um so mehr sich einverstanden erklären, als sie sogar ausdrücklich auf Sokrates zurückgeführt und auch von Xenophon diesem zugeschrieben wird. Doch läßt es Sokrates diesmal nicht dabei bewenden. Er zieht den Begriff des zu fürchtenden in nähere Betrachtung und findet ihn in dem Begriff eines bevorstehenden Übels, welcher hinwiederum auf den des Guten und Schlimmen überhaupt leitet. Wer aber in Bezug auf die Zukunft das Gute und Schlimme kennt, der muß überhaupt vom Guten und Schlimmen einen richtigen Begriff haben, er weiß, was gut oder schlimm ist ohne Beschränkung auf eine bestimmte Zeit, und besitzt also nicht eine einzelne Tugend, sondern die Tugend überhaupt, und somit haben sie nicht den Begriff der Tapferkeit, sondern den der Tugend gefunden.

Dieses Ergebnis wird zunächst in dem Gespräche selbst als ein Mißerfolg angesehen. Es ist der gewählten Kunstform des Gespräches ganz angemessen, daß die sprechenden Personen in charakteristischer Weise sich darüber äußern. Laches zeigt sich wahrhaft befriedigt über dies Ergebnis, das nach seiner Meinung nur darthut, daß Nikias, der sich auf seine wissenschaftliche Fähigkeit etwas einbilde, nicht mehr herausgebracht habe, als er selbst. Nikias seinerseits meint freilich auch jetzt noch, nicht vollständig das Ziel verfehlt zu haben, und weist die eifersüchtige Freude des Laches gebührend zurück. Sokrates liebt es bekanntlich, seine eigene Ansicht nicht in den Vordergrund zu stellen, sondern vielmehr die Personen, mit denen er spricht,

auf den rechten Weg zu leiten und sie selbst zu dem Ergebnis kommen zu lassen. Diese Eigentümlichkeit der Sokratischen Gespräche, welche auch in den Schriften der Sokratiker ausgeprägt ist, hat auch für die Leser derselben eine Folge, die wohl als ein sittlicher Gewinn kann betrachtet werden, nämlich die, daß dem Leser nicht ein fertiges Ergebnis, das er ohne eigene Bemühung in Empfang nehmen kann, dargeboten wird, sondern daß er zu eigenem Nachdenken, zu selbständiger Prüfung der aufgestellten Behauptungen gleichsam herausgefordert wird, und nur dann, wenn er sich diese Mühe nicht verdrießen läßt, ein ihn befriedigendes Ergebnis gewinnen kann. Daß es nun in dem vorliegenden Fall mit dem angeblichen Mißerfolg nicht allzustreng zu nehmen ist, dürfte bei näherer Überlegung sich nicht verbergen.

Vor allem darf man nie die gewählte Form des Gespräches, also auch nicht die sprechenden Personen, deren Äußerungen doch in gewisser Weise charakteristisch sein sollen, außer Acht lassen. Die beiden Feldherrn vertreten nun nach ihrer Charaktereigentümlichkeit offenbar zwei Seiten der Bethätigung der Tapferkeit. Laches legt so sehr das Hauptgewicht auf Mut und Kühnheit, daß er sogar Thieren bereitwillig Tapferkeit zugesteht. Diese Ansicht verwirft nun Nikias ganz entschieden mit unverkennbarer Beistimmung des Sokrates. Diese Verwerfung erstreckt sich aber nirgends auf den nach Sokratischer Anweisung gewonnenen Begriff der Beharrlichkeit, der nur dadurch unbefriedigend erscheint, daß Laches der Einsicht, die er zwar nicht abweisen kann, doch keine bestimmte Geltung und Beziehung zu geben weiß. Daß Platon nicht an sich diesen Begriff verwirft, läßt sich sowohl aus einer späteren Stelle desselben Gespräches, als auch und noch mehr aus einer Äußerung im Gorgias abnehmen, einem Dialoge, der wahrscheinlich später abgefaßt ist als der Laches. Da nun Nikias gerade das, womit Laches gar nicht zurecht kommt, als das Wesen der Tapferkeit bezeichnet, nämlich Erkenntnis, und für diese auch den Gegenstand zu bezeichnen weiß, so liegt es nahe, in dieser Bestimmung die im Gespräche mit Laches gesuchte und nicht gefundene Ergänzung des Begriffes der verständigen Beharrlichkeit zu finden. Der geschichtliche Sokrates hätte die von Nikias gegebene Begriffsbestimmung in keinem Falle verwerfen können, da sie ja von ihm selbst stammt; aber auch der Platonische Sokrates verwirft sie nur scheinbar, indem er den Begriff der Tugend überhaupt daraus entwickelt. Dieser aber muß als Gattungsbegriff wirklich in jeder

einzelnen Tugend enthalten sein. Das Wesen der Tugend selbst aber ins Licht zu setzen, das konnte dem Verfasser des Dialogs um so mehr die Hauptsache sein, als die künstlerische Form und Anlage des Gespräches entschieden darauf hinführt. Wie können wir unsere Söhne zu tüchtigen Männern machen? nicht, wie können wir sie zu tapferen Männern machen? war eigentlich die Frage, mit welcher Lysimachus und Melesias an die beiden angesehenen Feldherrn herantraten; so faßt Sokrates selbst im Anfange der wissenschaftlichen Erörterung die Aufgabe derselben; und nur als eine vorläufige Vereinfachung dieser Aufgabe wird es bezeichnet, daß sie zuerst nur eine Tugend, die Tapferkeit, in Betracht ziehen, um an der Bestimmung dieser ihre Einsicht zu prüfen. Es kann daher immerhin nur als der dem Sokrates geläufige Weg, vom Einzelnen und nächstliegenden zu dem Allgemeinen und dem begrifflichen Wissen zu gelangen und andere dahin zu führen, betrachtet werden, wenn die von dem Begriff der Tapferkeit ausgehende Untersuchung schließlich zu dem Begriff der Tugend führt. Dies könnte dem besonderen Zweck der vorliegenden Schrift entsprechend erachtet werden; aber selbst der geschichtliche Sokrates legte nachweislich das Hauptgewicht auf diese Einheit der Tugenden, die er eben in der gemeinsamen Grundlage aller, der Erkenntnis oder dem Verstande suchte. Die Erkenntnis des Guten kann aber in seinem Sinn und nach seiner Auffassung wohl als sittliche Erkenntnis bezeichnet werden. Er ist überzeugt, daß wo Erkenntnis wirklich vorhanden ist, sie da auch das Handeln bestimmt, da sie notwendig stärker als alle anderen Einflüsse und Triebfedern des Handelns, die man sonst wohl auch zur Geltung bringt, sei, so daß unrichtiges Handeln im letzten Grunde doch auf mangelhafter und unklarer Einsicht d. h. auf Mangel an wahrem Verstand beruht.

Daß dieser Hauptteil des Gespräches nicht unfruchtbar ist an wissenschaftlichem Gewinn, wenigstens für solche Leser, die erst auf dem Wege zu wissenschaftlicher Forschung sich befinden, dürfte wohl schon durch die Entwicklung des Inhaltes hinreichend beurkundet sein. Aber wird aus diesen begrifflichen Erörterungen auch ein sittlicher Gewinn sich ergeben? Wie Sokrates diese Frage beantwortet hätte, kann nach dem eben Bemerkten nicht zweifelhaft sein. Und werden wir ihm widersprechen? werden wir seine Ansicht von der Kraft der Erkenntnis verwerfen? Ganz und gar gewiß nicht. Denn wer wollte leugnen,

daß die tägliche Erfahrung es darthut und die öffentlichen Gerichtsverhandlungen es nur zu sehr bestätigen, daß die Verworfenheit der Gesinnung, welche zu den schrecklichsten Verbrechen treibt, mit geistigem Stumpfsinn und thierischer Roheit bei der nur die Gewalt der Begierde und der Leidenschaft herrscht, nur allzu häufig verbunden ist? daß auch bei geistig höher entwickelten Naturen doch Wahnvorstellungen und Unklarheit der Begriffe bei verbrecherischen Handlungen immer im Spiel sind? Daß also die sittliche Gesinnung durch Klarheit des Denkens und richtige Erkenntnis gefördert wird, wer wollte das bezweifeln? Ja, daß wir eine Erkenntnis, und möchte sie noch so tief in das Wesen der Dinge eindringen, und ein Wissen, möchte es auch noch so umfassend sein, nicht wert achten könnten, wenn es mit Schlechtigkeit des Willens, mit Unsittlichkeit des Handelns zusammenbestehen könnte, wer wollte dies bestreiten?

Das mag uns zunächst darüber belehren, was Sokrates unter Weisheit versteht, nach der er sein Leben lang strebte. Ohne sittliche Erkenntnis und sittliches Handeln ist sie ihm undenkbar. Ganz besonders aber geeignet, einen sittlichen Gewinn der Jugend zu bieten, ist das, was über das Wesen der Tapferkeit gesagt wird. Tapfer zu sein ist eine Forderung, die jeder edel gesinnte Jüngling in erster Linie an sich stellt. Diese Forderung ist so eng verbunden mit der Vaterlandsliebe, daß ihr wohl niemand, der in solchen Dingen überhaupt ein Urteil hat, eine sittliche Bedeutung absprechen wird. Aber doch werden die meisten Jünglinge, wie Laches, zunächst und zumeist nur an die Bewährung im Kriege oder in anderen feindlichen Berührungen mit Menschen denken; überhaupt an den Kampf mit äußeren Gefahren, die das Leben der Menschen so vielfach umdräuen. Aber die inneren Anfechtungen der Seele, welche Not, Kummer, Schmerz, welche Lüste und Begierden uns bereiten, denkt er auch an diese so leicht? und fühlt er auch diesen gegenüber seine sittliche Verpflichtung so lebhaft, als gegenüber den Gefahren des Krieges und anderer äußerer Schrecknisse? ist er auch ihnen gegenüber so gut gerüstet mit Kraft und Mut, mit dem festen Entschluß, nicht zu wanken und zu weichen, den sittlichen Schatz, den er gewonnen, unversehrt zu bewahren und ihn zu erweitern und zu veredeln? Und doch gerade diesen Kämpfen geht die Jugend am ehesten entgegen. Möge aber vorzüglich die Überzeugung unerschütterlich feststehen, die Sokrates so klar begründet, daß man nicht eine Tugend besitzen und

erwerben kann, ohne nach den anderen zu streben; daß man also nicht tapfer und zugleich gottlos oder ungerecht oder unvernünftig und unverständig sein kann. Und was von der Tapferkeit gilt, das gilt natürlich auch von jeder anderen Tugend.

Doch eine Besorgnis drängt sich uns auf und läßt sich vielleicht nicht abweisen. Sie könnte sich in die Frage kleiden: Wie, sollte diese Hochschätzung des Wissens und der Erkenntnis, diese Betonung der Tugend als sittlicher Forderung nicht gerade zur Überschätzung führen? zum Wissensdünkel und zum Tugendstolze, also zu sittlichen Fehlern? Das Beispiel des Sokrates gibt dieser Besorgnis nicht Vorschub. Dieser ging ja gerade dem Wissensdünkel und Tugendstolz, wo er ihm begegnete, mit allen Waffen des Geistes zu Leibe. Er selbst wollte ja nie ein fertiger Weiser sein, sondern nur ein nach Weisheit strebender, der andere zu dem gleichen Streben ermahnte und erweckte. Das war ja seine Grundüberzeugung, daß nur Gott weise sei, weil bei ihm die Wahrheit ist, die der Mensch nur suchen kann und suchen soll. Mit diesem Geständnis unzulänglicher Erkenntnis und mit gegenseitiger Ermahnung zu unablässigem Streben nach Wahrheit schließt dies Gespräch. Und daß diese Überzeugung für Sokrates selbst Wahrheit hatte und sein ganzes Thun und Lassen bestimmte, dies zeigt am schönsten die letzte Lebensführung, der er mit freudigem Vertrauen folgte, weil er in ihr eine göttliche Führung erkannte. So verklärte sich die Frömmigkeit, die er nach glaubwürdigen Zeugnissen den Gebräuchen seiner Vaterstadt gemäß im Leben übte, zu der edelsten Gottesliebe, zu dem festesten Gottvertrauen.

Sie sehen, hochverehrte Anwesende, daß ich wirklich von der zwar nicht gesuchten, aber doch willkommenen Gelegenheit Gebrauch gemacht habe, über Gegenstände und Fragen mich gegen meine Schüler auszusprechen, die nicht gerade sonst in den Bereich unserer Erörterungen fallen, doch aber dem Gedankenkreis und den sittlichen Verpflichtungen der Jugend nicht fern liegen, und auch einmal eine Bemerkung anzubringen, die sich wohl auch schon sonst einmal in Form einer vielleicht gar nicht gerechtfertigten Herzenserleichterung vordrängte, hier aber im Zusammenhang einer umfassenderen Erörterung mit mehr Gewicht und Überzeugungskraft aufzutreten vermochte. Möchte Ihnen, meine lieben jugendlichen Freunde, die Sie im Begriffe stehen, von dieser Anstalt zu scheiden, das Wort Ihres alten Lehrers

auch noch über die Schwelle des Schulzimmers nnd dieses Sales hinaus einigen Wert behalten und Sie die Überzeugung mitnehmen, daß die Jahre, die Sie an dieser Anstalt zugebracht haben, nicht verloren sind für Ihre geistige und sittliche Bildung, kurz für den inwendigen Menschen, der, wie schon die erleuchteten Männer des Altertums erkannten, bestimmt ist, den auswendigen zu überdauern. Sie aber, hochverehrte Anwesende, wollen aus dieser Darlegung entnehmen, daß die Gegenstände, mit welchen die uns anvertraute Jugend sich zu beschäftigen hat, wohl geeignet sind, nicht bloß den Verstand zu bilden und das Wissen zu bereichern, sondern auch das Herz zu veredeln und das Gemüt für alles Große und Schöne empfänglich zu machen.

Anhang.

Um nicht den Schein zu erwecken, als ob bei der Wahl des Stoffes zu deutschen Aufsätzen vorzugsweise Platon berücksichtigt worden sei, schalte ich hier noch drei solcher Ausarbeitungen ein, durch welche zugleich verschiedene Stufen des Unterrichtes vertreten sind. Einige Chrieen habe ich früher veröffentlicht.

I.

Die Musen in Göthes Gedicht 'Hans Sachsens poetische Sendung'.

Der Zweck des Gedichtes — dies zeigt uns schon die Überschrift — ist darzuthun, daß Hans Sachs wirklich zum Dichter geschaffen und berufen war. Dieses auszusprechen und seinen Zeitgenossen zum Bewußtsein zu bringen mochte sich Göthe veranlaßt sehen durch die Geringschätzung, ja Verunglimpfung, die der alte Meistersänger in einer Zeit erfuhr, in der man für volksmäßige Dichtung keinen Sinn und Geschmack hatte, in der das höchste Bestreben darauf gerichtet war, nach dem Vorbild anderer Nationen, die in dieser Beziehung dem deutschen Volke vorangegangen waren, feste Regeln für den dichterischen Sprachgebrauch und die rhythmische Form aufzustellen und zur Anerkennung zu bringen. Dieser Forderung konnten freilich Hans Sachsens Dichtungen nicht genügen. An dichterischer Begabung aber

war er ohne Zweifel vielen seiner Tadler und Verächter weit überlegen; und daß es ihm auch nicht an dem ernsten Streben gebrach, alle Mittel der Bildung, die ihm zugänglich waren, sich anzueignen, davon geben seine Werke das sprechendste Zeugnis. So verdient er es wohl, daß als sein Ehrenretter ein Dichter auftrat, der selbst durch viele seiner Dichtungen, insbesondere auch durch diese bewiesen hat, daß er Liebe und Verständnis für deutsche Sitte und Art, für volkstümliches Wesen und Treiben besaß, der namentlich auch die Tüchtigkeit im Handwerkerstande wohl erkannte und schätzte.

Da nun Göthe den Dichter selbst als Dichter ehren wollte, so mußte er den Weg der Dichtung und der dichterischen Darstellung einschlagen. Darum sind es lebendige Gestalten, die er uns vorführt, vor allem der Meister selbst in der Ruhe des Sonntagsmorgens, die dem schöpferischen Drange seines Innern Muße und Antrieb gewährt, dann solche Wesen, die uns die Gaben und Bestrebungen des trefflichen Mannes anschaulich darstellen. Er nennt sie der Sitte der Dichter alter und neuer Zeit folgend Musen, ist aber weit entfernt die Wesen, die er unter diesem Namen einführt, nach der Vorstellung, die wir mit diesem Namen zu verbinden pflegen, zu bilden und auszustatten. Wir denken uns die Musen, so wie sie die alten griechischen Dichter und Künstler dargestellt, als jungfräuliche Wesen von hoher Schönheit und Würde, Vorsteherinnen der Dicht- und Tonkunst, gern im schwesterlichen Reigen vereinigt und der Führung des Lichtgottes Apollon folgend. Sie waren somit recht eigentlich die Vertreterinnen des höheren geistigen Lebens der Griechen, wie es sich in Künsten und Wissenschaften — denn auch Geschichte und Sternkunde waren in der Neunzahl der Musen vertreten — allmählich aus der Dicht- und Tonkunst entwickelt hatte. Diese griechische Idealbildung paßte nicht, um das Dichten und Schaffen des biedern Handwerksmannes und deutschen Bürgers zu versinnbildlichen. Darum schuf unser mit den Werken des Hans Sachs wohlvertrauter Dichter solche Gestalten, wie sie den Dichtungen desselben entsprechen und angemessen sind.

Göthe nennt sein Gedicht „Erklärung eines alten Holzschnittes.“ Was es mit dieser Angabe für eine Bewandtnis hat, wissen wir nicht, da er sich nicht näher darüber ausspricht. So viel aber dürfte von selbst klar sein, daß dem Dichter der Zeichner und Holzschneider nicht eben viel vorweg genommen haben wird. Denn wie sollte er alle die

Vorgänge, die uns der Dichter in rascher Reihenfolge vor dem Auge des Geistes mit lebendiger Anschaulichkeit vorüberführt, nur einigermaßen entsprechend zur Darstellung bringen? Wir werden also kaum fehl gehen, wenn wir das Gedicht nach Form und Inhalt dem Dichter als sein Eigentum zuerkennen und also auch die uns vorgeführten Gestalten als Schöpfungen seines Geistes betrachten.

Zuerst tritt herein in die Werkstatt ein jugendliches Weib von natürlicher Wohlgestalt und Schönheit mit edlem Anstand in Gang und Haltung. Entsprechend ist ihr Schmuck. Ein goldener Gürtel hält ihr Gewand zusammen; ein Kornährenkranz schmückt ihr Haupt, und ein Maßstab ruht in ihrer Hand, das Symbol des Handwerkes, von dem das Sprichwort sagt: es hat einen goldenen Boden. Sie begrüßt freundlich den Meister, dem sie nicht wie eine unbekannte erscheint, und thut ihm kund, sie wolle ihm die Gabe verleihen, mit klarem Blick die menschlichen Dinge anzuschauen und aufzufassen, um sie den Menschen zu Nutz und Frommen in Ernst und Scherz darzustellen. Sie beginnt ihre Unterweisung damit, daß sie dem Meister ein Fenster öffnet und ihn hinausblicken läßt in das wirre Treiben der Menschen, auf dem sein Blick nun unverwandt mit Vergnügen ruht. Der Dichter bezeichnet sie als Thätig Ehrbarkeit, Großmut, Rechtfertigkeit. Er will dadurch offenbar die hervorstechenden Züge bürgerlicher Tugend und edler Sitte kennzeichnen. Daß er mehr als einen Namen braucht, um ihr Wesen genügend auszudrücken, darf uns um so weniger wundernehmen, als auch die Griechen bei einigen Göttern z. B. 'Phoibos Apollon, Pallas Athene' diese Art der Bezeichnung in Anwendung bringen.

Doch soll der Meister das, was er in der Gegenwart beobachtet, zur Belehrung und Ermahnung der Menschen aufzeichnen, so bedarf er auch ein reiches Wissen alles dessen, was aus der Vergangenheit überliefert ist. Als die Vertreterin dieses Wissens und als Trägerin der auf die früheste Vorzeit zurückgehenden Überlieferung läßt der Dichter ein altes Weiblein erscheinen mit einer großen Tafel, auf der in Holz geschnitten allerlei Bildwerk von Ereignissen aus der Geschichte und Sage und Dichtung vorgestellt ist; ja sogar ihr weites Gewand ist mit solchen Darstellungen bedeckt. Dies ersieht der gute Meister mit inniger Freude, weil es ihm gar sehr dient, daraus nützliche Beispiele zu seinen guten Vermahnungen zu entnehmen. Der Dichter bezeichnet auch diese Person mit drei Namen; er nennt sie

Historia, Mythologia, Fabula, um die verschiedenen Arten der Überlieferung dadurch zu kennzeichnen.

Der Meister war in den Anblick dessen, was ihm hier geboten wurde, ganz versunken und konnte nur durch die laute Ankündigung einer neuen Erscheinung abgelenkt werden. Es ist ein Narr, der einen ganzen Zug von aller Art Narren mit einem Farrenschwanz regiert und allerlei Narrenpossen zum Besten gibt. Auch diese Seite des Lebens und der Dichtung ist bekanntlich in den Werken von Hans Sachs reichlich vertreten durch lustige Schwänke und Fastnachtsspiele. Es bezeichnet somit auch diese dritte Erscheinung eine der Gaben unseres Meistersängers, welche gewiß nicht am wenigsten zu seiner Volkstümlichkeit und Beliebtheit beigetragen hat. Sie in ähnlicher Weise, wie die beiden andern, durch eine Person bildlich darzustellen und dieser einen Namen zu geben, ging nicht wohl an, sollte nicht das wahre Wesen der Sache geopfert werden. Darum that der Dichter wohl, dessen hier nicht eingedenk zu sein, daß er uns im Eingang die Erscheinung von Musen angekündigt hat, was auch in dem weiteren Verlauf des Gedichtes zu bemerken ist.

Denn jetzt, wie alle diese verschiedenen Erscheinnngen auf Geist und Gemüt des guten Meisters einwirken, so daß er die mancherlei Eindrücke kaum zu bewältigen vermag, da nahet ihm erst die Muse. Sie kommt nicht herein, wie die andern, auf dem gewöhnlichen Wege für die Menschen, sondern sie steigt auf einer Wolke Saum durch das Oberfenster herein und kündigt sich dadurch als ein überirdisches Wesen an. Doch auch sie ist nicht einer griechischen Muse an Bildung und Gestalt ähnlich, sondern sie erscheint, bezeichnend für die christliche Zeit und das damals so mächtig angeregte religiöse Leben, an dem der Meister selbst so lebendigen Anteil nahm, „heilig anzuschauen, wie das Bild unserer lieben Frauen.“ In der That besser und treffender konnte der Dichter nicht die himmlische Schönheit in der menschlichen Erscheinung vereinigt mit der Gemütsinnigkeit echt deutschen Wesens zur Anschauung bringen, als durch die Erinnerung an die ganze Fülle herrlicher Kunstschöpfungen, die uns das Bild der ‘lieben Frau’ darstellen. Sie also gibt ihm mit ihrem Segen die Weihe zum Dichter; sie facht in ihm ein heiliges Feuer an, das ihu treibt das Dichten als einen ihm verliehenen höheren Beruf im Dienste der Wahrheit zu betrachten; sie stärkt ihn für alle Mühen des Lebens und Schaffens mit dem

Balsam der Liebe, indem sie ihm die künftige Lebensgefährtin zuführt, die auch seinem häuslichen Leben Reiz und Anregung geben und sein Gemüt jugendfrisch erhalten wird.

Blicken wir nun zurück auf dieses Bild wechselnder Vorgänge, die der Dichter vor unserem geistigen Auge vorübergeführt hat, insbesondere auf die handelnden Personen, die er unter dem Namen der Musen einführt, so müssen wir anerkennen, daß er von den griechischen Musen eigentlich nur den Namen und etwas von der allgemeinen Bedeutung derselben entlehnt hat, sie aber dem besondern Zweck gemäß durchaus selbständig und eigentümlich ausgestattet hat. Man könnte geneigt sein, fast mehr an jene Wesen deutscher Götterdichtung zu denken, die wir mit dem Namen Feen bezeichnen, die ja auch mancherlei gute Gaben den Menschen, meist bei ihrer Geburt freilich, verleihen. Aber da der Dichter es vermieden hat, seinen Personen diesen Namen zu verleihen, so können wir wohl daraus entnehmen, daß er auch unserer Vorstellung nicht diese Richtung geben wollte, sondern lieber noch an die griechischen Götterwesen erinnerte. Und er that wohl daran; denn mit dem Namen der Feen verknüpfen sich doch allerlei Nebenvorstellungen, wie die Unterscheidung von guten und bösen Feen, die Willkür und das Zufällige in ihrem Handeln, u. a. Vorstellungen, die zu dem Zweck des Gedichtes wenig paßten. Die Berufung des Hans Sachs zum Dichter beruht ja auf seiner ursprünglichen Naturbegabung, der nur Ziel und Weihe gegeben wird. Die Bestimmung zum Meistersänger wird dem Herkommen gemäß festgehalten, aber nur dem Namen nach, da auf die eigentlichen Meistergesänge, die Hans Sachs selbst nicht in die Sammlung seiner dem Druck übergebenen Schriften aufgenommen hat, in keinem Teile des Gedichtes besonders Bezug genommen wird. Die Meinung ist aber offenbar die, daß er unter diesem geschichtlich bedeutsamen Namen als ein seinem Volk werter Dichter anerkannt und von der lange Zeit auf ihm lastenden Geringschätzung befreit werden sollte.

Diese Absicht einer Ehrenrettung des alten Meistersängers ist dem neueren Dichter vollständig gelungen, wie das ihm in seiner Vaterstadt gesetzte eherne Denkmal beweist. Aber mehr noch! Indem Göthe sich in die treuherzige Art des alten Meisters so eingelebt hat, daß er in Sprache und Versmaß einen Ton anschlug, der einen Anklang an die Dichtungsweise des Hans Sachs

enthält, hat er unser Ohr für diese empfänglich gemacht und selbst die berufenen und verrufenen Knittelverse, wie er sie ab und zu wohl selbst auch nennt,[30]) durch seine Darstellung einigermaßen geadelt. Unsere Dichtersprache kann zwar nicht mehr die von Martin Opitz eröffnete Bahn, auf welcher Lessing und Göthe und Schiller zur klassischen Vollendung gelangten, verlassen und zu der bei allem Aufwand von Kunst und Künstelei doch vielfach form- und geschmacklosen Darstellung der Zeitgenossen des Hans Sachs und Johann Fischart zurückkehren, aber Sinn und Verständnis für das Gute und Tüchtige, das auch jenem Zeitalter nicht fehlte, dürfen wir uns doch bewahren, um die Brücke nicht ganz abzubrechen, welche die klassische Periode der Neuzeit mit der des Mittelalters verbindet. Unter den Wackeren und Edlen dieser Zwischenzeit wird dann immer Hans Sachs vor allen in Ehren bleiben und wir werden seiner nie gedenken, ohne auch dessen Lob zu verkündigen, der dem alten biederen Meister so edel die Hand gereicht hat. Hans Sachs und Wolfgang Göthe sind durch das Gedicht Hans Sachsens poetische Sendung von Wolfgang Göthe für alle Zeiten mit einander verbunden. Möge es auch ferner dazu beitragen, in unsern Herzen die Liebe zu unserm Volk, zu deutscher Art und Sitte zu kräftigen und zu mehren![31])

II.

Horatius, der Sohn eines Freigelassenen.

Daß Horatius der Sohn eines Freigelassenen war, sagt er uns selbst zu wiederholten Malen, nicht bloß in der 6. Satire des ersten Buches, in welcher er sich gegen die hämischen Verunglimpfungen seiner Neider und Feinde verteidigt, sondern auch in einem fast 20 Jahre später geschriebenen Gedichte, der zwanzigsten Epistel des ersten Buches, in der er dem Leser einige wertvolle Andeutungen über sein Leben und seine Persönlichkeit gibt. Aus der wiederholten Erwähnung dieses Umstandes können wir schließen, daß Horatius in demselben eine Thatsache sah, welche einen nicht ganz unwichtigen Einfluß auf seinen Lebensgang geübt hat. Das ist nun auch ganz und gar nicht

zu verwundern. Sind doch die Lebensverhältnisse der Eltern, ihr Stand und Vermögen, auch heutzutage nicht gleichgültig für die leibliche und geistige Entwicklung und den ferneren Lebensgang eines Menschen! Nun beruht aber der Stand eines Freigelassenen auf dem Zustand der Sklaverei, d. h. einem Zustand, der uns jetzt ziemlich fremd, weil unserer Erfahrung ferngerückt ist, aber doch allgemein als die tiefste Entwürdigung des Menschen in Bezug auf seine rechtliche Stellung betrachtet wird. Es ist somit selbstverständlich, daß auch die Freigelassenen, obwohl unter die Zahl der römischen Bürger aufgenommen, doch die niedrigste Stelle unter ihnen einnahmen, was sich auch staatsrechtlich dadurch zu erkennen gab, daß sie nur in einer der vier städtischen Tribus eingeschrieben werden konnten, welchen die große Menge der ohne Grundbesitz vom Erwerb lebenden Bürger angehörte. In dieser Lage befanden sich wohl auch in der Regel die Freigelassenen, wenn auch einzelne von ihnen nachweislich ein großes Vermögen besaßen. Es mochte wohl gewöhnlich sein, daß die Söhne dem Beispiele der Väter folgten und einem ähnlichen Lebensberuf zugeführt wurden.

Wenn dies bei Horatius anders war, so fällt das Verdienst in erster Linie wohl ganz seinem Vater zu. Dieser lebte damals, als unser Horatius geboren wurde, in Venusia, einer Stadt in Apulien, von dem Ertrag eines kleinen Gütchens in sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen. Nach allem, was der Sohn von ihm sagt, muß er ein verständiger, wohlgesinnter Mann gewesen sein, dem es ernstlich darum zu thun war, seinen Sohn zu einem sittlich und geistig tüchtigen Menschen heranzubilden. Unbekümmert darum, ob man ihm das als Überhebung anrechnen würde, suchte er seinem Sohne den besten Unterricht, den man damals haben konnte, angedeihen zu lassen und zog darum trotz seiner beschränkten Mittel nach Rom, um seinen Sohn dort den angesehensten Lehrern zuzuführen und selbst als Wächter seiner Sittlichkeit um ihn zu sein. Wie wir aus dem oben angeführten Gedichte ersehen, übernahm er bei seinem Sohne förmlich die Rolle eines sogenannten Knabenführers — wir sagen jetzt gemeiniglich Hofmeister[32]) — und übte dieselbe wahrscheinlich besser aus als manche derer, die damals den Söhnen der vornehmsten Männer beigegeben waren. Es waren dies gemeiniglich Sklaven, unter denen ja wohl manche treffliche Menschen von besserer Bildung gewesen sein mögen, aber doch wohl auch manche ungebildete und niedriggesinnte.

Überdies war auch bei dem besten Willen ihre Einwirkung auf ihre Pflegebefohlenen doch wohl auch beeinflußt von ihrem Stand und ihrer Stellung im Hause. Sie mochte sich daher wohl im besten Falle meistens darauf beschränken, daß die jungen Leute von gröberen Ausschreitungen des Mutwillens zurückgehalten und zu einem äußerlich sittsamen Benehmen angehalten wurden. Nicht so bei Horatius! Dieser versichert uns ausdrücklich, daß sein Vater es war, der seinem Denken und Dichten die Richtung gab, die wir zunächst in seinen Satiren zur Geltung kommen sehen. Der Vater wollte seinen Sohn nicht bloß vom Bösen abhalten, sondern auch zum Guten hinlenken, und benützte dazu warnende und ermunternde Beispiele, auf die er seine Aufmerksamkeit richtete. So wurde der Sinn des Jünglings frühzeitig auf Beobachtung der Menschen und menschlichen Zustände und auf sittliche Selbstbelehrung gelenkt. Von beiderlei Verfahren finden wir in seinen Gedichten anschauliche und ansprechende Beispiele. Der Vater aber, der, obwohl durch seine Verhältnisse auf gemeinen Lohnerwerb angewiesen, doch einen offenen Sinn und ein warmes Herz sich bewahrte und seine Vaterpflichten ernst nahm und mit Gewissenhaftigkeit erfüllte, verdient auch unsere Achtung und Anerkennung, ebenso wie das Lob, das ihm der Sohn in Äußerungen dankbarer Liebe an verschiedenen Stellen seiner Gedichte in einer für beide Teile ehrenden Weise gespendet hat.

Doch das beste Lob, das der Sohn dem Vater spenden kann, ist der Erfolg seiner Erziehung. Zwar ist es nicht immer die Schuld der Eltern, wenn dieser Erfolg kein erfreulicher ist. Doch ganz ohne Schuld mögen sie in diesem Falle wohl selten sein. Bei unserm Horatius können wir wenigstens so viel aus seinen Gedichten entnehmen, daß der Unterricht, den er bei dem gestrengen Orbilius und anderen Lehrern in Rom genoß, insofern kein fruchtloser war, als in ihm die Lust zu weiteren Studien geweckt wurde, die er denn nach der Sitte jener Zeit in Athen fortsetzte. Diese Stadt, damals längst zu politischer Ohnmacht verurteilt, war dafür immer noch eine der Hauptstätten geistiger Bildung, insbesondere, kann man sagen, der Philosophie, wo die bedeutendsten Schulen seit ihrem Ursprung mit einer ununterbrochenen Reihe von Vorstehern in Blüte standen. Dorthin also zog es den für griechische Kunst und Wissenschaft begeisterten jungen Mann. Auf diese künftig zu erwerbende höhere Belehrung hatte ihn ja schon der Vater hingewiesen, der verständig genug war,

um nicht zu wähnen, daß mit seiner Unterweisung alles erreicht sei, was die Liebe des Vaters dem Sohne so gerne gewähren wollte. So trat er denn in den Kreis der gebildetsten und strebsamsten jungen Männer ein, unter denen er trotz seiner Herkunft wohl nicht die unbedeutendste Rolle gespielt haben mag. Wir können dies etwa schon daraus schließen, daß, als M. Brutus in jenen unruhigen Zeiten des erneuerten Bürgerkrieges auch nach Athen kam, um für die von ihm vertretene Sache Kampfgenossen zu werben, der selbst hochgebildete Mann dem bereitwillig seiner Fahne folgenden Jüngling sofort eine der höchsten Befehlshaberstellen anvertraute. So machte denn Horatius den ersten Schritt ins öffentliche Leben dadurch, daß er in und zu den Parteikämpfen seiner Zeit Stellung nahm. Er trat auf die Seite der Republik, die in Pharsalus und Munda ihr Ende gefunden zu haben schien und durch eine Handlung von mindestens zweifelhaftem sittlichen Werte wieder ins Leben hatte zurückgerufen werden sollen. Wie wenig sie noch lebensfähig war, zeigte der Erfolg. Wenn Horatius den Irrtum anderer einsichtiger und wohlmeinender Männer teilte, die eine Wiederherstellung der Republik wünschenswert und möglich hielten, so werden wir ihn darob nicht schelten, vielmehr einen Beweis darin sehen, daß er ein warmes Gefühl für die Größe des alten Staates und die Bewährung alt römischer Bürgertugend besaß, und daß er auch bereit war, für das, was er als die bessere Sache und das gute Recht ansah, mannhaft einzutreten mit Gefahr seines Lebens. Es war freilich nur ein kurzer Traum des Aufflammens vaterländischer Begeisterung, dem die Schlacht bei Philippi ein rasches Ende bereitete. Horatius war nun auch einsichtig genug, um zu erkennen, daß auf diesem Wege dem Vaterlande nicht mehr geholfen werden könne.

So kehrte er denn mit beschnittenen Flügeln, wie er selbst in einem Gedichte sagt, und des väterlichen Vermögens beraubt, von der Nachsicht der Sieger Gebrauch machend, nach Rom zurück und suchte sich auf einem bescheidenen Wege, durch Erlangung einer Schreiberstelle beim Staatsschatz, eine Lebensstellung zu begründen. Daneben versuchte er sich auch im Dichten. Er wählte nicht eben die Dichtungsart, die am meisten Aussicht bot, sich bei seinen Mitbürgern zu empfehlen und beliebt zu machen; denn Epoden und Satiren sind mehr geeignet sich Feinde als Gönner zu erwerben. An ersteren hat es ihm offenbar auch nicht gefehlt. Doch fand er auch Freunde,

zunächst wohl im Kreise gleichgebildeter, wissenschaftlich strebsamer junger Männer. Unter ihnen war Vergilius, der nebst dem Epiker Varius auch die Bekanntschaft mit Mäcenas vermittelte. Die erste Zusammenkunft der beiden Männer, die bald eine innige Freundschaft mit einander verband, schildert uns der Dichter selbst in höchst anschaulicher und anmutiger Weise. Diese Schilderung bietet uns einen immerhin beachtenswerten Zug in dem Bilde seines geistigen Wesens. Es ist schüchterne Befangenheit, die er dem hochgestellten Manne gegenüber zeigt. Ob nicht der tiefere Grund dieser Befangenheit ein gewisser Stolz edeln Selbstgefühls war, der nach keiner Seite hin zu viel oder zu wenig thun möchte, wer weiß das? Sicher ist, daß Horatius es an Zurückhaltung nicht fehlen ließ. Denn neun Monate vergingen, bis der ersten Berufung die zweite folgte, die ihm die Aufnahme in den näheren Freundeskreis ankündigte. Wie viel Vorteile dem Dichter aus dieser Freundschaft erwuchs, davon geben Satiren, Oden und Episteln an vielen Stellen beredtes Zeugnis. Am häufigsten findet das Landgut Erwähnung, das Mäcenas dem Horatius zum Geschenke machte, das allmählich so sehr der Lieblingsaufenthalt des Dichters wurde, höchstens in angenehmem Wechsel mit anderen stillen Orten des Landes, daß er sich mehr und mehr der lärmenden Stadt entfremdete, zum großen Leidwesen seines Freundes, der seines täglichen Umgangs schwer entbehrte. Mäcenas mochte ihm seinen Verdruß darüber mehrfach zu erkennen gegeben, vielleicht auch ein Wort von Undankbarkeit haben verlauten lassen. Hier begegnete er aber dem ganzen Selbstgefühl des Mannes, der lieber auf alle Vorteile der äußeren Lage verzichtet, als auf das edle Gut der Freiheit, d. h. des Selbstbestimmungsrechtes. Dieses wurde ihm um so werter, je mehr er sich der Überzeugung hingab, daß der wahre Wert des Menschen in Erkenntnis und Tugend bestehe. Dem lustigen Treiben, dem er sich, wie aus mehreren Gedichten zu entnehmen ist, in früheren Jahren mit heiterem Sinn in guter Gesellschaft hingegeben hatte, wurde er mit zunehmenden Jahren mehr und mehr abhold, weil er keine Zeit jenen Bestrebungen entziehen wollte, die ihn, wie er glaubte, in sittlicher Erkenntnis und Wachstum im Guten fördern konnten, oder, wie er selbst in der ersten Epistel an Mäcenas sich ausdrückt, „gleichermaßen den Armen und Reichen zur Förderung dienen, gleichermaßen versäumt die Jungen und Alten gefährden.“ Von dieser Gesinnung und diesem Streben zeugen namentlich viele der Episteln

des ersten Buches, in besonders nachdrücklicher Weise die siebente, die mit dem Ausdruck wärmster Freundschaft und Dankbarkeit das größte Maß von Freimut und Entschiedenheit vereinigt. Daß durch diesen Widerspruch zwischen den Neigungen und Wünschen der beiden Freunde keine ernsteren Mißhelligkeiten und etwa bleibende Entfremdung entstanden, ersieht man daraus, daß Mäcenas, dessen Tod kurze Zeit früher fällt als der des Horatius, diesen noch in seinem letzten Willen dem Augustus aufs wärmste empfahl. Dieses zeigt, daß ihre Freundschaft wirklich das Grab überdauerte und auch in dieser Hinsicht musterhaft sich bewährt hat.

Nach allem Gesagten wird uns Horatius nicht mehr in dem Licht erscheinen, in welches er vielfach gestellt wird nach oberflächlicher Auffassung einzelner Äußerungen des Dichters selbst, nämlich als ein sogenannter Epikureer im gemeinen Sinne des Wortes, d. h. als ein nur dem Vergnügen ergebener Lebemensch. Kein Vorwurf wäre weniger begründet als dieser, wie mehrere seiner Gedichte, die das Gepräge aufrichtiger Wahrheitsliebe und ernstgemeinter Selbstbekenntnisse an sich tragen, beurkunden. Doch bleibt in der Achtung, die wir ihm wohl gerne zollen, immer noch eine Lücke, die wir zwar schmerzlich empfinden, nicht aber auszufüllen vermögen. Gerade was zuletzt bemerkt worden ist, um auf sein ernstes sittliches Streben hinzuweisen, zeigt unverkennbar die Neigung nnd den Willen, ganz und allein sich selbst zu leben. Ist das nicht auch Selbstsucht, wenn auch der feinsten und edelsten Art? Wo bleibt die Pflicht, die er dem Vaterland schuldet, die Cicero in seiner Schrift von den Pflichten[33]) so unvergleichlich schön ausgedrückt hat? Es ist nicht unsere Aufgabe, den Dichter um jeden Preis gegen jeden Vorwurf eines Fehlers zu verteidigen und ihn in einem Licht erscheinen zu lassen, in dem er sich selbst gar nicht darstellen wollte; wohl aber sind wir ihm, wie jedem andern Menschen, es schuldig, wenn wir können, ihn von einem unverdienten Vorwurf zu reinigen. Daß er der Pflicht, für das Vaterland auch das Leben in die Schanze zu schlagen, nicht bloß mit eitlen, wenn auch noch so schönen Worten[34]) genügte, zeigt, was oben von seiner Beteiligung an dem Bürgerkriege gesagt worden ist. Damit entsprach er auch der wohl von ihm als richtig erkannten Forderung des Solon, daß in Parteikämpfen und Bürgerkriegen jeder sich entschieden auf die Seite zu stellen hat, auf der nach seiner Überzeugung das Recht ist. Daß es nicht bloß ein kurzer Schlachten-

rausch war, der den Dichter nach unrichtiger Auffassung seiner eigenen Worte noch dazu mit dem Makel der Feigheit belastete, sondern eine ernstgemeinte Teilnahme, dies können wir aus dem Anfang der siebenten Ode des zweiten Buches [35]) mit ziemlicher Sicherheit entnehmen. Wenn er nach der Entscheidungsschlacht von weiterer Beteiligung an dem Kriege zurücktrat und seinen Freunden, die durch engere Bande an die Partei des S. Pompeius geknüpft sein mochten, als Horatius selbst, nicht sich anschloß, so war dies wohl ohne Zweifel das Ergebnis einer Überlegung, die das Vaterland nicht mehr in dem Lager des S. Pompeius sah, sondern die Wiederherstellung des Friedens als dringende Notwendigkeit erkannte. Dieser Überzeugung huldigte er, als er nach Italien zurückkehrte und von der dargebotenen Amnestie Gebrauch machte. Daß er darum nicht so zu sagen mit Sack und Pack ins andere Lager überging und dabei nur selbstsüchtigen Beweggründen folgte, zeigt unwidersprechlich die kühle Zurückhaltung, die er allen Zumutungen und Anerbietnngen des Oktavianus gegenüber beobachtete [36]). So haben wir hier den gewiß seltenen Fall, daß der Höhere und Mächtige um die Freundschaft des Geringeren wirbt und dieser, wenn auch in den feinsten Wendungen, jede persönliche Annäherung verweigert und auch in den Äußerungen der Anerkennung, denen er sich nicht entziehen konnte und wollte, doch sich in ungleich bescheidneren Grenzen hielt, als es damals üblich war, und sich nicht scheute, Männern der besiegten Partei warme Anerkennung zu spenden und mit manchen der Überlebenden freundschaftlichen Verkehr zu unterhalten. So verleugnete er auch dem Alleinherrscher gegenüber nicht die Selbständigkeit und Manneswürde. Aber dem Staate hat er nicht unmittelbar gedient und damit für das Wohl des Vaterlandes gewirkt. Wie konnte er dies aber? Dem Sohn des Freigelassenen war der rechtmäßige und herkömmliche Weg nicht geebnet. Wohl eröffnete sich ihm einer durch die Huld des Fürsten, den zu betreten ihn aber seine Vergangenheit und sein sittliches Anstandsgefühl hinderte. Daß Augustus dies wohl erkannte und nicht ohne Empfindlichkeit aufnahm, zeigen mehrere der brieflichen Äußerungen, die uns berichtet werden. So blieb Horatius im Privatleben, wie das auch heutzutage mancher achtungswerte Mann thut, der vielleicht nicht einmal durch solche Rücksichten und Schranken, wie sie für Horatius damals bestanden, gehemmt ist. Auch im Privatleben kann man dem Vaterlande wirksam dienen und auch Horatius hat dies gewollt und gethan.

Viele seiner Gedichte sind geeignet, sittlich belehrend zu wirken und auf Wiederbelebung altrömischer Bürgertugend hinzuarbeiten. Welch lebendiges Gefühl er für den biedern Sinn der italischen Bauersleute hegte, gibt er aufs schönste kund in einzelnen Dichtungen, z. B. der 2. und 6. Satire des II. Buches.

Noch eines vermissen wir bei ihm mit Bedauern, nämlich ein schön geordnetes edles Familienleben. Aber auch hier dürfen wir nicht vorschnell und ohne genügende Kenntnis der Umstände aburteilen. Daß die Neigung zum ehelosen Leben damals weit verbreitet war, ist bekannt; ebenso, daß Augustus alles aufbot, um auf dem Wege der Gesetzgebung dieser Sitte entgegenzuwirken, und daß er in diesem Bemühen auch durch die Bestrebungen befreundeter Dichter, insbesondere auch des Horatius unterstützt wurde. Er selbst gelangte freilich nicht zu einer Änderung seiner Lebenseinrichtung. Ging es doch fast ähnlich unserem größten deutschen Dichter, dessen Lebensgang und Sinnesweise noch manche Berührungspunkte aufweisen könnte. So bleiben seine Dichtungen das, wodurch er dem Vaterland seine Schuld bezahlte und — setzen wir hinzu — auch der Menschheit. Dieser gehören sie mit anderen edeln Schätzen an, die auf die Nachwelt gekommen und den Völkern verschiedener Zungen durch die fortgepflanzte Kenntnis der alten Sprachen zugänglich gemacht worden sind. Und Horatius ist vielen vor andern ein Liebling und Vertrauter geworden.

Blicken wir nun auf unsern Ausgangspunkt zurück, auf jene Äußerungen, in denen der Dichter sich uns zunächst als Sohn eines Freigelassenen darstellt, so werden wir es ihm nicht verargen, wenn an der später geschriebenen Stelle sich mit diesem Rückblick auf seine Herkunft ein Ausdruck von Selbstgefühl verbindet. Der Gang unserer Betrachtung hat uns gezeigt, daß der Sohn des Freigelassenen nicht bloß ohne sein Zuthun ein Freigeborener wurde, sondern daß die Arbeit seines Lebens, sein Ringen und Streben darauf gerichtet war, ihn nach menschlichem Vermögen zu einem wahrhaft freien, der Freiheit würdigen, sie zu gebrauchen fähigen Menschen zu machen. Wie viele derer, die frei, ja edel geboren sind, sind doch Sklaven ihrer Lüste und Begierden oder den Verführungen der Bösen ohne Widerstand preisgegeben! Horatius, der einen scharfen Blick für die Fehler und Gebrechen seiner Mitmenschen hatte, suchte die gewonnene Einsicht zu seiner eigenen Belehrung und Besserung nutzbar zu machen und

vor allem seiner selbst Herr zu werden, und gewann dadurch Festigkeit der Grundsätze und Überzeugungen, die ihn befähigte, seine Freiheit und Selbständigkeit auch denen gegenüber zu behaupten, die ihm leicht Zumutungen machen konnten, denen er nicht ohne Beeinträchtigung seiner bessern Überzeugung nachkommen konnte. Von diesem sittlichen Werte ebenso wie von seinem geistigen Vermögen geben seine Gedichte vielfach rühmliches Zeugnis. Wir werden ihm also auch die Anerkennung nicht versagen, auf die er in jenem kleinen Gedichte an sein Buch Anspruch macht, dem er seinen Hörern und Lesern zu vermelden gebietet:

„daß ich, des Freigelassenen Sohn, bei geringem Vermögen
größere Flügel gestreckt hervor aus dem Neste, dem kleinen,
daß du, soviel du benimmst dem Geschlecht, zulegest der Tugend.“

III.

Die Lobpreisung des Agamemnon im 3. Gesang der Ilias.

Feindes Lob schönstes Lob! So lautet ein Sprichwort, das hier zu Gunsten des Agamemnon angewendet werden könnte. Denn Priamos ist es, der König der durch langjährige Kriegsnot hart bedrängten Stadt Troja, aus dessen Mund diese Lobpreisung des feindlichen Heerführers hervorgeht. Der greise König hat sich auf den Thurm am skäischen Thore begeben, um von hier aus dem Kampfe, der sich auf dem Gefilde zwischen der Stadt und dem feindlichen Heerlager bewegt, zuzusehen. Eben dahin war auch Helena gekommen, dem Zuge ihres Herzens folgend, der sie trieb sich nach dem böslich verlassenen Gatten und den früheren Angehörigen umzusehen, oder, wie der Dichter sagt, auf den Ruf einer Gottheit, die ihr den bevorstehenden Zweikampf zwischen ihrem ersten und zweiten Gemahl, von dessen Ausgang ihr weiteres Schicksal abhängen sollte, verkündete. Von Helena also bekommt Priamos Aufschluß über die Personen, deren Erscheinung vor anderen seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und zwar ist es zu allermeist Agamemnon, dessen hehre Gestalt

und männliche Schönheit ihm den Eindruck königlicher Würde macht. Und als er hört, daß dieser wirklich der oberste Feldherr und Führer des ganzen großen Heeres sei, da bricht er ob der Menge des Volkes, das ihm untergeben ist, in jene Lobpreisung aus, die wohl in keiner Sprache so schön und wohllautend wiedergegeben werden kann, wie sie in der Sprache des Dichters lautet: *Ὦ μάκαρ Ἀτρείδη, μοιρηγενές, ὀλβιόδαιμον.* Mit Verzicht auf die rhythmische Form, die auch durch die stetig zunehmende Silbenzahl der auf einander folgenden Worte bemerkenswert ist, besagt der Vers: O seliger Atreussohn, zum Glücke geborener, gottgesegneter!

So also erscheint Agamemnon dem König der feindlichen Stadt im neunten Jahre des Krieges. Ehe wir in dieses überschwengliche Lob einstimmen, fragen wir, was der Dichter weiter über den gepriesenen Helden und König zu berichten weiß. Es ist noch mancherlei, was in demselben Gedichte von ihm erzählt wird, was nicht alles gleich sehr zu seiner Verherrlichung dient, doch aber auch abwechselnd ihn immer wieder in glänzendem Lichte erscheinen läßt. Viel düsterer dagegen und nur Gefühle des Mitleids erweckend ist das Bild, welches uns aus dem anderen Gedichte, das den Namen desselben Dichters an der Spitze trägt, entgegentritt. Verraten von dem eigenen Weibe und umstrickt durch die Tücke des bösartigen Verführers fällt der siegreiche Heerführer nach seiner Rückkehr in die Heimat als ein Opfer feiger Hinterlist. Wie nun, erschien er auch jetzt seinen Zeitgenossen, zu welchen die Kunde von diesen Ereignissen gedrungen war, als der preiswürdige Liebling des Glückes, als welchen ihn der greise König von Ilios betrachtet? und was urteilen wir von der lobpreisenden Rede, in welche sich sein Mund ergießt? Ist sie begründet oder nicht?

Zunächst ist es die äußere Erscheinung des Mannes, welche einen so tiefen Eindruck auf das Gemüt des Königs macht, der Verein von Schönheit und Würde, der ihn vor allen anderen Helden, die seinem Blick begegnen, auszeichnet. In der That, eine treffliche Mitgift, mit der die Natur einen Herrscher und Helden ausstattet, wenn sie ihm eine hehre Gestalt verleiht und würdevolle Anmut in seine Züge legt. Ist die äußere Erscheinung, wie wir gerne glauben, der Spiegel des inneren Wesens, so möchte ein so ausgestatteter König wohl des Preises wert erscheinen. Und so stellt sich allerdings Agamemnon vielfach unseren Blicken dar, wenn er als Heerführer die Pflichten

seines Berufes mit Eifer erfüllt und als Held allen voranleuchtet durch unwiderstehliche Tapferkeit. Indessen zeigt er sich nicht immer in einem so vorteilhaften Lichte. Sein Herz ist dem Wechsel von Hochmut und Kleinmut unterworfen, und wenn Leidenschaft die Oberhand gewinnt, so reißt sie ihn zu Handlungen hin, die das Wohl des ganzen Heeres gefährden und ihm selbst später zu bitterer Reue Anlaß bieten. In einem solchen Falle sehen wir ihn tiefgebeugt und gedemütigt vor dem ganzen Heere und ob seines Kleinmutes von einem tapferen Helden gescholten und zurechtgewiesen. Hier ist es nicht Bewunderung und Verehrung, sondern teils Geringschätzung, teils Bedauern, das uns wie die damals mithandelnden Personen erfüllt, recht im Gegensatz gegen das lobpreisende Wort des Priamos. Dieser begründet seine Äußerung mit einem Hinweis auf die große Menge des Volkes, das ihm unterthan ist, eine Menge, die alles, was der hochbetagte Mann bisher gesehen, übersteigt. Diese überwiegende Zahl der Kämpfer kam natürlich für den endlichen Erfolg sehr in Betracht, und so könnte sich in der Äußerung des Königs wohl auch ein Vorgefühl dessen, daß nicht ihm, sondern jenem der Preis des Sieges zufallen würde, kundgeben.

In dieser Hinsicht freilich, wenn man den Ausgang des Krieges betrachtet, möchte allerdings Priamos Grund gehabt haben, im Vergleich mit dem, was ihm bevorstand, den feindlichen Heerführer als ruhmgekrönten Sieger glücklich zu preisen. Und dennoch war es auch in diesem Betracht ein voreiliges Wort, zu dem sich der König hingerissen fühlt. Denn abgesehen von den vielen schmerzlichen Opfern, durch welche dieser Sieg, wie in der Regel jeder, besonders in einem so langdauernden Kriege, erkauft wurde, so ist es schon nicht eben ein erfreuliches Bild, welches der vielerfahrene pylische Greis vor dem jugendlichen Sohne des Odysseus von den Zuständen im Heere der Sieger entwirft, deren er nur mit schmerzlicher Erinnerung gedenken kann. Ja er nennt es eine traurige Heimkehr, die ihnen Zeus bereitet hat. Gilt dieses Wort für viele, ja für alle, so gilt es doch in ganz besonderem Maße eben für Agamemnon, für den gepriesenen Heerführer der großen Heerschaaren. Denn während im fremden Lande ihm das Glück des Sieges zu teil wird, ist sein häusliches Glück bereits zerstört; bereits lauert das Verderben im verborgenen, und schon ist ihm der schnödeste Tod bereitet. Sein Schicksal ist um so erschütternder, je schroffer der Gegensatz zwischen dem höchsten

Glücke und dem tiefsten Unheil ist. Wahrlich, weder Poesie noch Geschichte hat ein Beispiel aufzuweisen, das besser als dieses die Wahrheit des Ausspruches bestätigte, den der griechische Geschichtschreiber Herodot dem berühmten Gesetzgeber der Athener in den Mund legt, daß kein Mensch vor seinem Tode glücklich zu preisen ist, weil ja alle Menschen ohne Ausnahme einem zweifelhaften Schicksal ausgesetzt sind. Was die Sage von Agamemnon berichtet, ist jedenfalls ungleich grausenhafter, als das, was die Geschichte von dem lydischen König überliefert, der sich in den Zeiten seiner Macht gerne als den glücklichsten unter allen Menschen anerkannt gesehen hätte. Diese Selbstschätzung war thörichte Selbstüberhebung, die, da menschliche Belehrung nicht fruchtete, sondern vielmehr mit Unwillen abgewiesen wurde, eine göttliche Belehrung erheischte, oder, wie der gottesfürchtige Geschichtsschreiber selbst sagt, eine Strafe von Gott sich zuzog. Denn die göttlichen Strafgerichte sind auch zugleich Schickungen, die mehr als Worte und Ermahnungen zur Belehrung und Zurechtweisung dienen können, wenn sie der Mensch sich dazu gereichen läßt.

Ob der Dichter etwas ähnliches von dem mächtigen Heerführer, dem weitgebietenden Herrscher andeuten wollte, kann fraglich sein. Wohl sehen wir aus dem, was wir im ersten Gesang und auch an anderen Stellen lesen, daß Agamemnon bisweilen ein übermäßiges Selbstgefühl und ein zu stark hervortretendes Bewußtsein von der Höhe seiner Stellung hat, in welchem er die Rechte und Ansprüche anderer so gut wie gar nicht mehr gewahr wird und daher oft ungerecht und verletzend sich gegen dieselben benimmt. Indessen zeigt uns der Dichter auch den stolzen Herrscher so tief gebeugt und erniedrigt, daß man wohl glauben könnte, es sei der Gerechtigkeit damit genug gethan und der richtigen Erkenntnis bereits eine Stätte bereitet in dem Herzen des Mannes. Ob noch andere Schuld auf ihm lastet, die noch strengere Sühnung heischte, das gibt der Dichter nicht zu erkennen, wir müßten denn eine Andeutung davon in jener Äußerung des Agamemnon finden, daß er die kriegsgefangene Jungfrau, von deren Besitz er sich so schwer trennt, sogar seiner Ehegemalin Klytämnestra vorziehe.

Wie dem immer aber auch sein mag — denn trotz dieser leidenschaftlichen Liebe entsagt Agamemnon ja doch zum besten des Heeres seinem Wunsche die Jungfrau zu behalten — sein grausenhafter Tod

ergreift uns jedenfalls mit der ganzen Macht jener Schicksale, die wir im Leben unbegreifliche zu nennen pflegen, d. h. solche, die mehr als andere den Menschen an seine Ohnmacht erinnern und die Unsicherheit aller irdischen Größe und Hoheit anschaulich darthun. Wir sehen aber auch, wie wahr und richtig es ist, was schon ein alter Spruch zu erkennen gibt, daß die Werke der Dichter nicht bloß zur Ergetzung dienen, sondern auch ernste Lehren und Ermahnungen enthalten.

VII.

Es ist ein aus einem tiefen und wahren Gefühl hervorgehender Brauch, Anfang und Ende wichtiger Lebensabschnitte mit guten Worten sei es des Wunsches und der Bitte oder der Freude und des Dankes zu begleiten. Unsere Schule steht heute wieder an einem solchen Abschnitt ihres Lebens, und wir, die wir als Lehrende oder Lernende ihr angehören, haben allen Grund mit dankbarem Herzen anzuerkennen, daß Gottes Gnade ihr äußeres und inneres Gedeihen geschenkt hat. Die Zahl der Schüler ist gewachsen, kein Mißgeschick hat die Anstalt betroffen, und wenn teure Mitarbeiter teils zu wohlverdienter ehrenvoller Ruhe, teils durch Beförderung zu einer besseren Lebensstellung aus dem Kollegium schieden, so ist die dadurch entstandene Lücke in befriedigender Weise wieder ausgefüllt worden. Kein Lehrer, glaube ich, hat Grund zu klagen, daß seine Arbeit vergeblich gewesen ist, und wenn auch die Frucht unserer Bemühung mehrfach den gerechten Wünschen und Erwartungen wenig oder gar nicht entsprach, wie dies ja meist bei allen menschlichen Unternehmungen zu geschehen pflegt, ja wenn uns auch am Schlusse noch einige besonders schmerzliche Erfahrungen nicht erspart blieben, so dürfen wir doch im großen und ganzen mit dem sittlichen Zustand und dem wissenschaftlichen Streben der uns anvertrauten Jugend zufrieden sein. Insbesondere glaube ich die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß die Jünglinge, denen heute das Zeugnis der Befähigung zum Übertritt an die Hochschule verliehen werden wird, in der Folgezeit den Beweis liefern werden, daß sie genug gelernt haben, um mit Sinn und Verstand und wahrem Wissensdurste den reicheren Schätzen

des Wissens, die sich ihnen dort erschließen, zu nahen, und daß es ihnen nicht an der Kraft und Ausdauer gebricht, die nötig ist, um der dargebotenen Schätze sich mehr und mehr zu bemächtigen, kurz daß sie die sittliche Frucht der Erziehung und des Unterrichtes gewonnen haben.

Wie gerne würde ich, anknüpfend an einen Gegenstand unserer gemeinsamen Bemühung, Ihnen, hochverehrte Anwesende, die Sie unsere Schulfeier durch Ihre Gegenwart verherrlichen, Gelegenheit geben, sich davon zu überzeugen, daß die Geistesnahrung, die unserer Jugend geboten wird, eine für das sittliche Leben gesunde und für die geistige Entwicklung förderliche ist. Indessen legen die Umstände mir diesmal eine andere Pflicht auf, der ich genügen zu müssen glaube, so unangenehm es auch sein mag, das, was man wünschte, zu unterlassen, und dafür das, was man lieber unterließe, zu wählen, besonders, wenn zu befürchten steht, daß, mag man der Forderung, die uns entgegentritt, entsprechen oder nicht, beides der Mißdeutung ausgesetzt ist. Indessen ist zu laut und nachdrücklich schon seit längerer Zeit und neuerdings immer wieder die Mahnung an uns ergangen, in einem Kampf, der entbrannt ist — allerdings ohne unser Zuthun — der uns aber nahe genug berührt, Stellung zu nehmen nnd nicht länger die Rolle müßiger Zuschauer, die uns nicht gebühre, zu spielen, als daß wir länger eine Zurückhaltung beobachten könnten, die uns bereits so viel Tadel zugezogen hat. Man macht uns geradezu den Vorwurf, daß wir der ungemein rührigen Thätigkeit, welche auf der anderen Seite entfaltet werde, eine entweder vornehme oder schwachherzige, in keinem Falle gerechtfertigte Gleichgültigkeit entgegensetzen und dadurch mittelbar an der Schädigung oder gar Zerstörung unserer Schule mitarbeiten. Wird dieser Vorwurf noch überdies von Seiten wohlwollender Freunde unserer Schule erhoben, so gewinnt er an Bedeutung und zwingt uns wenigstens offen zu sagen, warum wir uns bisher so und nicht anders in dem fraglichen Streite verhalten haben. Ob nun hier der Ort ist, diese Antwort zu geben, könnte vielleicht darum bezweifelt werden, weil höchst wahrscheinlich diejenigen, welche diese Mahnung und diesen Vorwurf ausgesprochen haben, hier nicht anwesend sind, also die Antwort nicht vernehmen. Dieser Erwägung, welcher eine gewisse innere Berechtigung nicht abgesprochen werden soll, tritt jedoch eine andere, gleich berechtigte entgegen, daß nämlich die Angelegenheit, um die es sich

handelt, auch in den hier vielgelesenen öffentlichen Blättern verhandelt worden ist und es darum doch geboten erscheint, wenigstens die Eltern unserer Schüler und die Freunde unserer Anstalt vor der Besorgnis zu bewahren, daß den Schülern unserer Studienanstalten nicht ausreichend Gelegenheit gegeben sei, sich die Bildung zu erwerben, welche zum Studium der Medicin unerläßlich sei. Insbesondere wird darüber geklagt, daß an unseren Studienanstalten zu wenig Mathematik und Naturwissenschaften gar nicht getrieben werden.

Damit, hochverehrte Anwesende, habe ich Ihnen den Gegenstand einer lebhaft, wenn auch gleich zumeist nur von einer Seite geführten Erörterung bezeichnet. Daß der Gegenstand, so ausgedrückt, uns und unsere Interessen — und zwar meine ich hiemit Lehrer und Schüler und Eltern gemeinsam — nahe genug berührt, ist unverkennbar. Doch verbindet sich derselbe meist mit einer anderen Angelegenheit, die uns, genau genommen, gar nichts angeht, da sie sowohl über unser Urteil als auch über unsere Befugnis weit hinausgeht, nämlich mit der neuerdings ebenfalls und zwar von beiden Seiten lebhaft erörterten Frage, ob den Realgymnasien die Befugnis eingeräumt werden soll, Reifezeugnisse auszustellen, die zum Studium der Medicin berechtigen. Ich würde diese Frage schon aus Zartgefühl und Anstands halber gar nicht berühren, wenn ich nicht genötigt wäre in meiner Antwort auf jene andere Frage diese wenigstens zu berücksichtigen. Denn was läge näher, als auf jene oben erwähnte Klage zu erwidern, daß ja für dieses Bedürfnis erweiterter mathematischer Studien und der Einführung der Naturwissenschaften in den Lehrplan der Gymnasien bereits ausgiebig gesorgt ist durch die Gründung der Realgymnasien, in deren Lehrplan Mathematik und Naturwissenschaften in der wünschenswertesten Ausdehnung vertreten sind und überdies die neueren Sprachen und das Zeichnen, zwei Lehrgegenstände, die gewiß ebenfalls für die Mediciner von großem Werte sind, umfassendere Berücksichtigung gefunden haben, als dies in den humanistischen Gymnasien geschehen kann. Dazu kommt, daß die lateinische Sprache ebenfalls gelehrt wird und mit einer annähernd gleichen Stundenzahl, wie in den entsprechenden Klassen der Studienanstalten, bedacht ist. So schien in der That von seiten des Staates alles gethan, was möglich war, um für die Bedürfnisse der Medicin studierenden in ausgiebigster Weise zu sorgen. Trotzdem erklärten sich die für das medicinische Studium maßgebenden Autoritäten gegen die Gewährung

der von den Realgymnasien angestrebten Befugnis, und zwar aus dem Grunde, weil von diesen Anstalten die Erlernung der griechischen Sprache ausgeschlossen ist.

Sie sehen, hochverehrte Anwesende, bis hieher sind wir, die Vertreter der humanistischen Gymnasien, nicht unmittelbar an dem Streite beteiligt; wir könnten ja vielmehr stolz darauf sein, daß selbst die Mediciner, von denen am ehesten zu erwarten war, daß sie in Fragen des Unterrichts und der Erziehung sich nach der anderen Seite neigten, nun doch unseren Bildungsgang bevorzugen. Solche Freundschaftsbezeigung eines bereits erprobten Gegners, dem man sicherlich Kraft und Mut nicht absprechen kann, hat begreiflicher Weise etwas ungemein wohlthuendes, und nichts ist natürlicher, als daß auch der andere Teil sich entgegenkommend benimmt. In der That könnten wir uns ja den neuen Freunden gegenüber auf alte Beweise unserer unbedingtesten Verehrung und Hochachtung berufen. Denn nachdem Homer, dessen Aussprüche bekanntlich für Philologen ein unverbrüchliches Ansehen besitzen, den Ausspruch gethan hat, daß ein Arzt an Wert zehn andere Menschen aufwiegt, haben die ältesten vorchristlichen Philologen, die sogenannten Alexandriner, d. h. die Gelehrten des Museums zu Alexandria, den in den Handschriften beigefügten Vers, welcher diesen Vorzug ungebührlicher Weise auf Pfeilausschneiden und Pflasterauflegen beschränkt, als einen ungeschickten Zusatz späterer Hand verworfen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil er eine Verkleinerung enthält [37]. Dem Beispiele dieser alten Kritiker folgten die späteren Herausgeber der homerischen Gedichte. Und so ist jener verworfene Vers seit mehr als 2000 Jahren in Acht und Bann erklärt. Die Wertschätzung ist somit, wie gesagt, eine unbedingte. Gilt dies aber schon von einem Arzte, wie viel mehr von ganzen Fakultäten und Gremien! Um so willkommener könnte uns, scheint es, die Bevorzugung unserer Schulen von seiten solcher Körperschaften sein. Und doch will merkwürdiger Weise die Freude darüber nicht recht aufkommen. Dazu mag nun der Umstand etwas beitragen, daß die Bevorzugung der einen mit einer Zurücksetzung der anderen Schulen verbunden ist, und zwar derjenigen, die, weil sie von demselben Hauptstamme erwachsen sind und sich von diesem nur abzweigen, so recht eigentlich die Schwesteranstalten unserer humanistischen Schulen sind. Denn warum sollten wir ihnen, sei es nun daß sie vermöge eines gewissen inneren Naturtriebes aus dem

gemeinsamen Stamme hervorgegangen sind und ein selbständiges Leben gewonnen haben, oder daß ein schöpferischer Gedanke nach einem wohldurchdachten Plane sie ins Leben rief, nicht fröhliches Gedeihen wünschen und gönnen? Ja wir sahen es mit neidlosem Blicke, als die Sonne der Gunst sich vielfach in fast auffallender Weise ihnen zuzuwenden schien. Indessen soll doch nicht behauptet werden, daß nur selbstlose Nächstenliebe es ist, was jener Gunstbezeigung in unseren Augen Eintrag thut, sondern es ist allerdings noch ein anderer uns unmittelbar betreffender Grund, welcher uns Bedenken einflößt. Es ist eben auch hier, wie oft im Leben, daß dem Guten und Erfreulichen sich etwas beigesellt, was, wie ein bitterer Tropfen in dem Becher der Freude, leicht den ganzen Genuß verbittert und vergällt. Es sind zunächst einige Forderungen, deren Erfüllung sei es als Gegengabe oder als Kaufpreis für die erwiesene Gunst gebieterisch verlangt wird. Da nun die Vertreter derselben zahlreich und selbst untereinander nach Stellung und Ansicht verschieden sind, so ist es begreiflich, daß auch die geltend gemachten Forderungen mannigfaltig und verschieden sind. Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie und vor allem mehr Mathematik. Es sind damit noch keineswegs alle Forderungen, die von hervorragenden Vertretern der Wissenschaft gestellt und zum Teil wieder von ein und dem andern bekämpft worden sind, in erschöpfender Weise namhaft gemacht. Es ist dies auch nicht nötig, da es ja nicht meine Absicht hier sein kann, alle eingehend zu besprechen und meine Meinung über dieselben zu sagen. Es genügt zu wissen, um was es sich handelt, wenn man etwa daran dächte, diesen Forderungen gerecht zu werden.

Alle haben nun natürlich das gemeinsam, daß sie die Zahl der Lehrgegenstände an den Gymnasien vermehren wollen. Wie nun dies sich vereinigen läßt mit einer Berücksichtigung der Klagen, welche auch mitunter recht aufdringlich laut geworden sind, wegen Überbürdung der Schüler, ist eine Frage, die sich freilich gleich aufdrängt, aber doch vorläufig nicht in Betracht gezogen werden soll. Dagegen möchte es sich empfehlen, eine von den oben erwähnten Forderungen, und zwar diejenige, welche am unbedenklichsten lautet und am leichtesten erfüllt werden zu können scheint, etwas näher ins Auge zu fassen. Sie knüpft ja an einen Lehrgegenstand an, der ohnedies an den Gymnasien gelehrt wird, und lautet ganz bescheidentlich: nur etwas mehr Mathematik! oder auch: ein bißchen Kegelschnitte!

Diese Forderung könnte um so mehr als unverfänglich gelten, als sie nicht bloß von Gelehrten ersten Ranges, die mit Recht als Zierden der Hochschulen, an denen sie wirken, betrachtet werden, sondern selbst von Lehrern der Mathematik an Gymnasien gestellt und verteidigt wird [38]). Ob auf das Urteil dieser nicht eben der berühmte Name jener Einfluß geübt hat, könnte wohl gefragt werden, wenn man den Wortlaut ihrer Erklärungen und den Zusammenhang, in dem sie mit anderen Äußerungen stehen, berücksichtigt. So viel ist gewiß, daß nicht alle Lehrer der Mathematik an Gymnasien diese Überzeugung von der Notwendigkeit einer weiteren Ausdehnung des mathematischen Unterrichtes teilen, dieselbe vielmehr für unzuläßig und schädlich halten. Sie wissen zu gut, daß sie jetzt schon einen unverhältnismäßig großen Anspruch an die häusliche Thätigkeit des Schülers machen müssen und hierin nicht weiter gehen dürfen, ohne wesentliche Zwecke zu gefährden. Woher sollte denn die Zeit genommen werden zu dieser Erweiterung des Unterrichtes? Auf Kosten anderer Teile des mathematischen Unterrichtes? Das können die Vertreter desselben unmöglich wollen, weil dadurch ja nur der geordnete Stufengang des Unterrichtes durchbrochen und an Stelle der beklagten Beschränkung etwas ungleich schlimmeres, nämlich eine nicht mehr gut zu machende Lückenhaftigkeit träte. Aber auch anderen Lehrgegenständen läßt sich nichts abdingen; eher wäre zu befürchten, daß auch für andere gleiche Forderungen geltend gemacht werden [39]). Und würde man zu einer allgemeinen Vermehrung der Unterrichtsstunden schreiten, so würde man das, was anderwärts als vorhandenes Übel laut beklagt wird, hier als preiswürdiges Heilmittel einführen. Gewiß ein sehr verkehrtes Verfahren! Dem wissenschaftlichen Sinn und Streben der Jugend aber, welcher für die gedeihliche Betreibung der höheren Studien von der allergrößten Wichtigkeit ist, würde durch diese Überhäufung mit Lehrstoff, der nicht verdaut werden könnte, der allergrößte Schaden zugefügt werden. Ja das bißchen Kegelschnitte könnte wirklich zu einem Schnitt ins lebendige Fleisch werden, an dem sich der ganze Organismus verbluten könnte. Denn wäre nur einmal die besagte Forderung als eine unbezweifelbar berechtigte anerkannt, so würde man doch bald für nötig finden, für diesen und anderen Zuwachs, der ja doch ohnedies schon dem Gymnasium zugedacht ist, Raum zu schaffen. So eine kleine succisio oder auch exstirpatio — ich bitte die Kenner des Fachs um Verzeihung, wenn die Ausdrücke technisch

nicht ganz korrekt sein sollten — ist ja für die Meister des Fachs eine Kleinigkeit, und was das beste ist, der Patient fühlt sich erleichtert und vergißt dann gern die Schmerzen, die er auszustehen hatte, wenn man ihn nicht gar vorher narkotisirt hat, und ist dem Heilkünstler noch obendrein dankbar für die erfolgreiche Operation. Das lautet nun ganz hübsch, hat aber doch auch eine sehr ernsthafte Seite. Denn sieht das Gymnasium, wenn es einmal einer solchen Behandlung unterworfen wird, nicht dem bekannten kranken Mann ganz verzweifelt ähnlich, an dem man so lange herumoperirt, um ihn von all den Extuberanzen, an denen er litt und leidet, zu befreien, bis er zuletzt aus diesem Leben voll Leiden und Beschwerden erlöst wird, um einem anderen — vielleicht auch kranken Mann — Platz zu machen, mit dem man dann wieder dieselbe Not hat.

Doch nein! rufen uns die Vertreter der medicinischen Wissenschaft zu, wir haben nichts gemein mit jenen wohlmeinenden Vätern, die in aller Bescheidenheit und Offenheit sich dahin äußern, es wäre ja alles ganz schön und gut, nur sähen sie nicht ein, wozu das Griechische diene, für das man billiger Weise etwas mehr neuere Sprachen treiben könnte. Nein, sagen die Mediciner, das Griechische können wir gar nicht entbehren. Wegen dieses Mangels wollen wir ja eben nichts von den sogenannten Realgymnasien wissen. Wir möchten eher etwas mehr Griechisch, damit die jungen Leute sich noch besser, als dies bisher der Fall war, in die aus dem Griechischen stammende Terminologie unserer Wissenschaft fänden. Ein bißchen Hippokrates und Galenus, die jetzt ganz von den Gymnasien ausgeschlossen sind, obwohl ihren Wert auch die Philologen anerkennen und anerkennen müssen, könnte auch nicht schaden. Wer, der schon etwas länger gelebt hat, erinnert sich hier nicht einer Zeit, in der der Wind von einer anderen Seite herwehte, auf der es auch jetzt nicht an Bewegung fehlt, wie damals die Forderung laut wurde, die Kirchenväter an die Stelle der alten heidnischen Klassiker zu setzen. Damals ging der Sturm vorüber, ohne sein segensreiches Werk zu vollenden; ob auch der gegenwärtige so gnädig an den Gymnasien vorübergehen wird, ist freilich vorerst noch die Frage, die vielleicht erst unsere Enkel beantworten können. An dem Heidentum unserer Schriftsteller würden sich bekanntlich höchstens nur wenige der Männer des Faches stoßen. Und doch könnten sie demnächst in eine merkwürdige Allianz mit den Theologen treten. Denn wenn einmal

Forderungen an das Gymnasium gestellt werden sollen, so sehen wir nicht ein, mögen die Theologen sagen, warum wir nicht auch hervorrücken sollten. Und wenn dann, wie begreiflich, auch die Juristen nicht zurück bleiben wollen, die bei Erbteilungen doch immer das erste Wort haben, — von der bescheidenen philosophischen Fakultät gar nicht zu reden — so können wir uns auf das Kommende bereits im voraus freuen!

Doch um auf jene in Sicht befindliche Allianz zurückzukommen, so hat bekanntlich einer der berühmtesten und anerkanntesten Vertreter der Heilwissenschaft — ich glaube man nennt ihn heutzutage den Nestor derselben — ein Werk geschrieben[40]), das von den Fachgenossen sehr günstig aufgenommen wurde, weil es mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, die zu den wichtigsten Ergebnissen geführt hat, Schönheit der Darstellung in ungewöhnlichem Grade verbindet. In diesem Werke nun weist Hyrtl in Verbindung mit einem der namhaftesten Orientalisten (Müller) nach, daß sehr viele der technischen Bezeichnungen besonders in der Anatomie aus dem Arabischen, zum Teil sogar vielleicht aus dem Hebräischen herstammen. Wie nun, wenn sich die Mediciner und Theologen verbänden zu der Forderung, daß auch auf unseren Gymnasien, wie das vielleicht noch auf den Württembergischen der Fall ist, nicht nur so viel Hebräisch getrieben werde, daß die künftigen Theologen ihr Admissionsexamen in Erlangen bestehen können, wozu die Kenntnis der Psalmen und der historischen Bücher des alten Testaments ausreicht, sondern daß sie auch mit den Propheten sich vertraut machen und ihre semitischen Sprachstudien auf das verwandte Arabische auszudehnen hätten? Auch das wäre eine hübsche Zugabe von ungewöhnlichem, weil doppelseitigem Werte, die, möchte sie sich nun als Wunsch oder Mahnung oder Forderung von zwei solchen wissenschaftlichen Großmächten darbieten, leicht einen unwiderstehlichen Ausdruck annehmen könnte. Käme dann nun noch die ganze Reihe der Naturwissenschaften, Mineralogie, Botanik, Zoologie, ferner Physiologie und Anatomie auf die arme humanistische Schule angerückt, wäre es ein Wunder, wenn sie ihren neuen Freunden zuriefe, was Gretchen im Faust ihrem stürmischen Liebhaber, der sie zu befreien drängt, zuruft: Heinrich, mir grauts vor dir! In der That, wollte die humanistische Schule allen diesen Ratschlägen und Lockungen und Zumutungen folgen, so wäre es wohl für immer vorbei mit ihrem Seelenfrieden und ihrer freudigen Wirksamkeit. Sie

trüge, wie Faust selbst, zuletzt zwei Seelen in ihrer Brust. Wozu das führt, das kann uns auch der Dichter durch das Beispiel Fausts lehren. Denn wenn auch sie sich nicht mit dem begnügte, was ein redliches Streben mit ernstem Ringen zu erreichen vermag, wenn sie alles Hohe und Tiefe erreichen, allen alles sein wollte: was bliebe ihr schließlich übrig, als sich auch der Magie zu ergeben, um auf diesem Wege das Unerreichbare zu erreichen? Am besten, sie ginge gleich, wie dieser, in die Hexenküche, und ließe sich ein Elixir oder sonst ein Zaubertränklein brauen, um sei es mit oder ohne Nürnberger Trichter alle Künste und Wissenschaften der lieben Jugend beizubringen, ohne daß diese ihre roten Wangen und ihr munteres Wesen einbüßte. Denn natürlich, bleiche Stubenhocker möchten unsere Jungens mit Recht ebensowenig werden, wie der Junker Phidippides in der Komödie; und wir Alten wünschen es für sie gerade recht nicht.

Hier mag vielleicht der Ort sein, um einem Vorwurf zu begegnen, der möglicher Weise erhoben werden könnte. Denn wenn wir uns gegen die allerneusten Forderungen, die an das humanistische Gymnasium gerichtet werden, ablehnend verhalten, so könnte man uns zurufen: Ihr glaubt wohl unverbesserlich zu sein! Ihr wollt nichts hören von Reformen, weist die billigsten Forderungen, die der moderne Zeitgeist an die Mittelschulen richtet, schnöde zurück, sprecht in eurer schulmeisterlichen Beschränktheit etwa wie jener Ordensgeneral: sint ut sunt aut non sint! Kein Vorwurf wäre ungerechter als dieser! Schon die Vergleichung mit jenem Orden allein könnte lehren, daß die Abweisung aller Reformen, mögen dieselben noch so gerecht und empfehlenswert sein, nicht der Wahlspruch der humanistischen Schule sein kann. Es bedarf hier in der That nicht eines weitläufigen Beweises durch Worte, wo die Thaten so nachdrücklich sprechen. Die Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens in allen Ländern, insbesondere in Deutschland würde in erster Linie als Zeugnis dienen können. Ging es hier ebensowenig wie auf anderen Gebieten, wenn es sich um Neuerungen handelte, ohne Kampf ab, so wußte sich doch das Neue, wenn es gut und berechtigt war, Bahn zu brechen und Stellung zu nehmen und sich im Leben zu behaupten. Doch ist die Sache insofern jetzt anders als ehemals. Früher handelte es sich mehr um Behauptung der Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes, jetzt ist es, wie es scheint, mit einer solchen Alleinherrschaft gründlich vorbei! Jetzt drückt uns eher die

Vielartigkeit der Schulen, die sich uns unter dem Namen von Mittelschulen zur Vorbereitung für alle Arten von Künsten und Wissenschaften und Lebensstellungen anbieten. Und Wahl macht Qual! Das empfinden zumal die Eltern, die sich über den künftigen Lebensberuf ihrer Kinder entscheiden sollen, ehe sie oder diese im geringsten wissen, was sie aus ihnen machen sollen oder diese werden wollen und können. Genug, für jeden Bildungsweg ist reichlich gesorgt! Hier haben wir es nur mit den humanistischen Gymnasien zu thun. Auch hier wäre es zu weitläufig, alle Wandlungen, die sie teils vermöge eigenen Antriebes, teils durch fremde Einwirkung durchgemacht, nur leicht zu berühren. Vielleicht ist es mir verstattet, nur auf die Veränderungen hinzuweisen, welche ich selbst erlebt habe.

Um nun mit dem zu beginnen, was den Hauptgegenständen des Schulunterrichtes am fernsten steht, den Zwecken der Jugendbildung selbst aber keineswegs ferne steht, so war damals von einem Turnunterricht nicht die Rede. Jetzt ist er in die Reihe der für alle Schüler verbindlichen Lehrgegenstände aufgenommen. Daß ihm nur wenige Stunden in der Woche gewidmet sind, ist wohl mehr die Folge äußerer Umstände, die ihre unerbittliche Macht leider nur zu oft geltend machen, als ein Gradmesser des Wertes, der von uns Lehrern und, was ja allein maßgebend ist, höchsten und allerhöchsten Ortes auf diese Seite der Jugenderziehung gelegt wird. Möchten die Eltern unserer Schüler den gleichen Wert darauf legen und nicht ohne zwingende Gründe vermittelst ärztlichen Einspruches die Befreiung ihrer Söhne von der Teilnahme an diesem Unterrichte zu erwirken suchen!

In den Organismus des Unterrichtes ist nunmehr auch die französische Sprache aufgenommen. In meiner Jugend war dies nicht der Fall, ja er wurde an manchen Anstalten mit weit weniger Eifer besucht und betrieben, als dies jetzt bei dem Unterricht in der englischen Sprache, dessen Benützung den Schülern der oberen Klassen freigestellt ist, nach allen Wahrnehmungen, die ich zu machen Gelegenheit hatte, der Fall ist. Wenn auch diesen Lehrgegenständen nur eine geringe Stundenzahl gewidmet ist und daher auch nur bescheidene Erfolge erzielt werden können, so gab ohne Zweifel auch hier derselbe Grund, von dem oben die Rede war, den Ausschlag.

Ich glaube, daß diese Thatsachen vollkommen ausreichen, den Beweis zu liefern, daß die Gymnasien sich keineswegs gegen berech-

tigte Forderungen verschließen. Von der Mathematik habe ich allerdings in diesem Zusammenhange noch nicht gesprochen, und es könnte scheinen, es sei darüber nichts zu sagen. Denn seit der Schulordnung von 1830 bietet der Lehrplan in diesem Fache allerdings die gleichen Namen mit der gleichen Stundenzahl, wie jetzt, Algebra, Planimetrie, Stereometrie, ebene und sphärische Trigonometrie. Aber gleichwohl hatten wir damals von fern nicht nötig, so viel Zeit zu Hause diesem Gegenstand zu widmen, wie jetzt, wo er einen unverhältnismäßig großen Teil des häuslichen Fleißes in Anspruch nimmt. Und geht man nur wenige Jahre über das genannte Jahr zurück, so findet man in dem Lehrplan eines Gymnasiums in der Oberklasse die Mathematik statt mit vier Stunden, wie jetzt, mit einer Stunde bedacht, in der „nach einem eigens für die Gymnasialklassen gefertigten Lehrbuche" die Algebra kurz wiederholt, dann von der Geometrie die Longi- und Planimetrie abgehandelt wurde. Damals wurde bei uns in Bayern die Geschichte nach dem sehr schätzbaren Lehrbuch von Breyer gelehrt, das bis zum Jahre 1789 ging. Weiter wurde auch der Unterricht nicht geführt und war auch in der Ausführung nicht von fern so eingehend, wie er jetzt behandelt wird. Und doch kommt jetzt die ganze Periode von 1789 bis 1871 will ich sagen hinzu. Und welche Periode! gewiß eine solche, die an Reichtum wahrhaft welthistorischer Ereignisse und daraus hervorgehender Umwandlungen der Begriffe und Zustände keiner in der Weltgeschichte nachsteht, die uns sowohl das wissenschaftliche als das vaterländische Interesse nicht erlaubt unserer Jugend vorzuenthalten. Dazu kommt noch die ganz berechtigte Forderung, daß in Verbindung mit der deutschen auch die besondere Landesgeschichte, bei uns in Bayern also die bayerische besondere Berücksichtigung und Pflege finde. Die Geschichte ist nun der andere Lehrgegenstand, der einen unverhältnismäßig großen Teil des häuslichen Fleißes in Anspruch nimmt und nehmen muß; wir können und wollen es nicht einmal hindern, weil die Bereicherung der geschichtlichen Kenntnis geradezu eine sittliche Forderung ist, der wir uns nicht entschlagen wollen und können.

Wie viel bleibt also ohnehin noch für die lateinischen und griechischen und deutschen Klassiker und die damit notwendig in Verbindung stehenden Studien und Arbeiten, und außerdem für die Erlernung der französischen Sprache, für die schönen Künste, die auch gelernt und geübt werden sollen, und für Turnen und körperliche

Übung und Erholung, die gewiß auch die Mediciner nicht missen wollen, übrig? Wahrlich sehr wenig! Und dieses Wenige sollen wir uns noch verkümmern lassen durch ein bißchen Kegelschnitte und so heterogene Wissenschaften, wie Anatomie und Physiologie, die nach unseren Begriffen ausschließlich auf die Universität gehören? Mit Willen, nimmermehr! Und doch verlangt es einer der Hauptwortführer der naturwissenschaftlichen Forderungen, der unter seinen Fachgenossen einen der geachtetsten Namen hat [41]) und zwar aus Gründen, denen wir keineswegs principiell alle Berechtigung absprechen, die wir vielmehr als sehr beachtenswerte anerkennen. Kekulé — um den Namen des berühmten Gelehrten nicht zu verschweigen — spricht zunächst sein Bedauern darüber aus, daß die Einheit der Vorbereitung für die Universität aufgehoben sei. Diesem Bedauern könnten wir natürlich bis zu einem gewissen Grade beipflichten, obwohl man nicht verhehlen kann, daß es gegenwärtig nicht mehr an der Zeit ist, diesem Bedauern gar zu lebhaften Ausdruck zu geben, indem sich leicht noch Behauptungen damit verbinden, die nichts weniger als den Thatsachen entsprechen. Dieses Bedauern spitzt sich nämlich zu einer Angriffswaffe gegen die sogenannten Realschulen erster Ordnung mit Latein, bei uns Realgymnasien genannt, die nun als eine ganz verunglückte Schöpfung dargestellt werden. Welcher Forderung verdanken sie denn ihre Entstehung? Doch wohl derselben; die jetzt ebenfalls so laut erhoben wird! Mehr Mathematik! ausgiebige naturwissenschaftliche Studien! und natürlich auch etwas oder viel mehr neuere Sprachen! oder wären diese nicht auch für den Mediciner von höchster Wichtigkeit? Soll nun dieses Mehr zeitfordernder, zum Teil schwieriger Studien einfach auf den übrigen Organismus aufgepfropft werden? Bei Leibe! Da würden ja unsere armen jungen Leute mit einer Unzahl von Unterrichtsstunden heimgesucht werden, die alles eher als bildend wirken könnten, vielmehr Leib und Seele verderben müßten. Also vor allem Entlastung! Was aber konnte man beseitigen als das Griechische, das ohnedies von vielen verständigen Menschen als ganz überflüßig und wertlos angesehen wird. Das Lateinische freilich will man behalten, da durch die Vermittlung dieser Sprache ja doch die ganze wissenschaftliche Bildung zu den westlichen Barbaren gelangte und ihr Wert auch für die Erlernung der neueren Sprachen ein großer und bleibender ist. Eins freilich war nicht zu leugnen, daß auch nach Beseitigung des Griechischen die Zahl der Lehrstunden

an diesen Anstalten übermäßig groß ist. Doch tritt dieser Grund keineswegs in die erste Linie bei der jetzt beliebten Bekämpfung derselben. Man kann sich hiebei fast nicht erwehren, an die bekannte Lessing'sche Fabel vom Pferd und Kameel zu denken. Statt aber die sich ergebende Lehre daraus zu ziehen, will man das Experiment der Umbildung noch einmal an den humanistischen Gymnasien vornehmen. Wir könnten dem berühmten Bonner Chemiker recht wohl beistimmen in der Ansicht, daß neben den Vorbereitungsschulen für die Universität noch andere Schulen nötig sind, „in welchen bei geringerer Schulung des Geistes eine größere Summe an sich nützlicher Kenntnisse gelehrt wird, deren Besuch eine einigermaßen abgerundete Bildung verleiht." Für dieses Bedürfnis ist nun in unserem engeren Vaterland wohl auf's beste gesorgt durch die sogenannte Real- und Industrieschule, die sich darum auch großer Beliebtheit und Blüte erfreut[42]). Für das Realgymnasium bleibt dann freilich nur wenig Raum der Wirksamkeit übrig, da es zwischen das humanistische Gymnasium und die ebengenannte zweigliedrige Realschule in die Mitte gestellt, an dieser eine gefährliche Konkurrentin in der Vorbereitung für die technische Hochschule besitzt und von der alten Universität ganz ausgeschlossen werden soll.

Warum letzteres, obwohl sie doch in Mathematik und Naturwissenschaften und dem für die Übung des Gesichtssinnes so wichtigen Zeichnen so gründlich vorbereitet? Es scheint fast nur deswegen, weil sie nicht die griechische Sprache auf dem Lehrprogramm hat. So wird man wohl die Äußerung Kékulés verstehen müssen, wenn er behauptet, sollten die Realschulen zur Vorbereitung auf die Universität dienen können, „so wäre für sie eine Umgestaltung nötig, die sie fast zu Gymnasien machen würde." Wenn sie aber sonst nach keiner Richtung lebensfähig werden, warum nicht lieber diese der Umgestaltung bedürftigen Schulen wirklich umgestalten, als an den humanistischen Gymnasien wieder gewisse Änderungen vornehmen, durch welche sie besten Falles Realschulen allererster Ordnung mit Latein und Griechisch werden würden. Dieses Griechisch, vielleicht auch das Lateinische müßte aber jedenfalls so beschnitten werden, daß sie auf Sophokles und Platon und Demosthenes von vornherein Verzicht leisten müßten, vielleicht auch auf Tacitus, der uns in seiner Germania einen so wichtigen Beitrag zur Kenntnis der ältesten Lebenszustände unseres Volkes hinterlassen hat. Nein, diese Quellen sitt-

licher und ästhetischer und historischer Bildung wollen wir nicht aufgeben, um dafür andere Lehrgegenstände einzutauschen, die ihre allgemein bildende Wirksamkeit und propädeutische Brauchbarkeit doch erst erproben müßten. Daß wir aber nicht blind ablehnend verfahren, möchte etwa der Umstand beweisen, daß wir unsererseits gern eine allerdings nur elementare Botanik und Zoologie, etwa in der Gestalt einer enger oder weiter begrenzten Flora und Fauna uns gern gefallen ließen, indem wir in beiden ein treffliches Mittel, das Angenehme mit dem Nützlichen für unsere Jugend zu verbinden, erkennen würden [43]).

In diesem Kampfe für die Bewahrung der von uns hochgehaltenen Schätze der Bildung liegt durchgängig die Ansicht zu Grunde, daß wir in denselben wichtige Beförderungsmittel kräftiger Verstandesbildung und sittlicher Veredelung besitzen. Wir erkennen aber auch ausdrücklich an, daß dies nur eitle Worte sind, wenn ihnen nicht die Thaten entsprechen. An Euch, geliebte Jünglinge, ist es, diese zu bewähren, durch Euer Thun und Leben, durch Euer Wollen und Streben die geistig und sittlich bildende Wirkung Eurer bisherigen Beschäftigung darzuthun. Diese Kraft und Wirksamkeit kann sich namentlich auch bewähren in Eurem Verhalten gegen unser teures Vaterland. Ich habe neulich durch unsere Beschäftigung mit Demosthenes Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie zur Zeit unserer tiefsten Schwäche und Erniedrigung zwei der besten Männer unseres Volkes, Niebuhr und Jacobs, in den Reden des Demosthenes gegen Philippus von Macedonien glaubten durch Übersetzung derselben unserem Volke dieselbe Kraft sittlicher Erhebung zu gewähren, die sie selbst darin gefunden. Und in der That, was könnte mehr unsere sittliche Verpflichtung gegen das Vaterland uns zum lebendigen Bewußtsein bringen, als die immer erneuerte Mahnung, die der Redner so nachdrücklich an seine Landsleute richtet, da, wo es galt, drohende Gefahren vom Vaterland abzuwenden, oder eine Gelegenheit gegeben schien, die frühere Macht und Größe desselben wieder aufzurichten, jeder kleinlichen Selbstsucht, jeder trägen Bequemlichkeit zu entsagen. Dieses ist aber der innere Feind, den jeder heute noch in seinem Inneren zu bekämpfen hat. Fühlen wir die bleibende Wahrheit dieser Mahnung tief und lebendig, dann werden wir auch den Wert des Bildungsweges erkennen, auf welchem wir uns die Fähigkeit erworben haben, mit diesen edelsten Geistern

des Altertums zu verkehren, sie in ihrer eigensten Sprache zu unseren Herzen sprechen zu lassen. Dann werdet Ihr, geliebte Jünglinge, nicht nur mit uns wünschen, sondern auch mit Herz und Mund dafür einstehen, daß die durch das fürstliche Wort unseres erhabenen Königs verbürgte Grundlage der Jugendbildung auch ferner uns unverkümmert und ungeschmälert erhalten bleibe. Das walte der gnädige Gott!

VIII.

Die diesjährige Schlußfeier unserer Studienanstalt, welche Sie mit Ihrer Gegenwart beehren, will den Verhältnissen gemäß einen doppelten Zweck erfüllen: einmal soll sie, wie alljährlich, der würdige Abschluß unserer Arbeit in diesem Jahre mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Sorgen und Mühen sein; dann aber ist sie auch bestimmt, der hohen Feier, welche dem Jahre 1880 in bayerischen Landen eine besondere Auszeichnung verleiht, innerhalb unserer Schule gebührenden Ausdruck zu geben. Es kann dies selbstverständlich nur ein bescheidener sein, wie er der bescheidenen Stellung entspricht, den die Schule im großen Ganzen des Staates und Staatslebens einnimmt. Es wäre vermessen, wollte sie mit größeren Gemeinschaften in Kundgebungen wetteifern, welche selbst diese in freudiger Zustimmung zu dem ausgesprochenen Willen unseres erhabenen Königs dem Ernste der Zeiten gemäß in ersprießlicher Weise einzuschränken und auf nützliche Zwecke hinzulenken sich entschlossen. Diese zu allgemeiner Geltung gebrachten Grundsätze müssen auch für unsere Feier maßgebend sein. Dadurch ist es denn auch möglich geworden, die beiden bezeichneten Zwecke so zu vereinigen, daß sie, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen, vielmehr förderlich zusammenwirken.

Fragen wir also: Was ist der Grund unserer Festfreude? und wie können wir derselben den angemessenen Ausdruck geben?

Zur Beantwortung dieser doppelten Frage erbitte ich mir, hochverehrte Anwesende, Ihr geneigtes Gehör.

Der Grund unserer Freude besteht darin, daß in diesem Jahre sich die Zahl von 700 Jahren vollendet, seit das Haus der Wittelsbacher die Geschicke dieses Landes lenkt. Es macht in dieser Freude

keinen Unterschied, daß zu den alten Stammlanden neue im Laufe der Zeiten hinzugekommen sind, die also mit dem erlauchten Fürstengeschlechte noch nicht so lange verbunden sind wie jene. In dem Gefühl der Freude sind alle Stämme, die gegenwärtig unter dem Scepter des Königs von Bayern vereinigt sind, Eins; die Bethätigung dieser Freude ist aller Orten gleich lebhaft und aufrichtig. Wie kommt das? Die einfache Antwort ist wohl die: weil jeder Mensch sich über das freut, was ist und lebt und wirkt, nicht über das was war und im Strom des Lebens und Daseins dahingeschwunden ist. Nicht daß im Jahre 1180 der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit dem Herzogtum Bayern belehnt wurde, sondern daß sein Geschlecht noch heute in Bayern waltet, ist der Grund und Gegenstand der allgemeinen Festfreude. Unsere Huldigungen können wir nicht dem ersten Träger der herzoglichen Würde aus dem Geschlechte der Wittelsbacher darbringen, sondern sie wenden sich dem jetzigen Träger der Königskrone zu. Und zwar mit vollem Rechte! Denn wenn Land und Volk auch mit und unter seinen Fürsten aus diesem Hause wuchs und gedieh und freilich nicht ohne störende Unterbrechungen durch schwere Kriege und innere Drangsale allmählich im Laufe der Zeiten der höchsten Lebensgüter teilhaftig wurde und sich erfreuen konnte, als da sind bürgerliche und religiöse Freiheit, Blüte in Kunst und Wissenschaft, in Landbau und Gewerben: Eines ging dem großen Ganzen, dessen Glied Bayern war, nicht ohne die Schuld aller, die mit ihm in dem gleichen Verbande waren, verloren, nämlich die Einheit des deutschen Reiches! und fast schien es unwiederbringlich verloren! Da sprach Bayerns edler Fürst, der jetzt den königlichen Thron inne hat, das Wort zu rechter Zeit, das freudig in aller Deutschen Herzen widerhallte, daß des Reiches Einheit wieder herzustellen sei und daß der siegreiche Führer der deutschen Heere in dem aufgezwungenen Kriege gegen Frankreich, Preußens Heldenkönig, der würdige Träger der deutschen Kaiserkrone sei. Dieses Wort wurde durch die freudige Zustimmung aller Fürsten und Völker Deutschlands und des von ihnen Erkorenen selbst zur That, und seit dem 18. Januar 1871 waltet König Wilhelm von Preußen als erster Kaiser des wiederhergestellten deutschen Reiches, dessen erster und mächtigster Reichsfürst König Ludwig II. von Bayern ist.

Wie segensreich diese nach langen vergeblichen Mühen und Bestrebungen so spät erworbene Errungenschaft der Reichseinheit für

das ganze deutsche Volk teils schon geworden ist teils noch werden kann, dieses geht aus den Einrichtungen hervor, welche während des zehnjährigen Bestandes des deutschen Reiches in Wirklichkeit getreten sind, die alle dazu beitragen, das Bewußtsein der Reichseinheit zu fördern durch die erzielte oder erstrebte Übereinstimmung im Kriegs-, Rechts- und Unterrichtswesen und auf anderen Gebieten des Volkslebens. Es ist nicht dieses Ortes von diesen Einrichtungen im einzelnen zu sprechen, die der Hauptsache nach allen bekannt sind und von den meisten nach Gebühr gewürdigt werden. Eine tiefer eingehende Betrachtung würde einen kundigeren Sprecher und einen anderen Kreis von Zuhörern verlangen. Verstatten Sie daher, hochverehrte Anwesende, daß ich vor Ihren Ohren so zu sprechen fortfahre, als ob nur Lehrer und Schüler, die den notwendigen Bestand einer Schulfeier ausmachen, hier versammelt wären; daß ich versuche, im Namen und mit Zustimmung meiner verehrten Kollegen das auszusprechen, was unsern Schülern bei einer solchen Feier zu hören frommt. Wenn dieses auch Ihre Billigung findet, so wäre dann nur ein weiterer Wunsch meinerseits erreicht.

Wenn also, wie gesagt, der Grund unserer Festfreude darin besteht, daß noch heutzutage ein Sprosse aus demselben Geschlechte, welches vor 700 Jahren Bayern einen angestammten Herzog gegeben hat, auf dem Throne sitzt und der Regierung des Landes waltet, so ist damit doch keineswegs alles gesagt, was bei dem Gedanken an dieses Ereignis unser Herz bewegt. Solch ein festlicher Tag steht ja nicht allein und abgesondert im Leben da, sondern er ist mit dem Gang der Lebensereignisse aufs innigste verflochten. Überhaupt kommt es ja bei allen menschlichen Dingen nicht allein auf das d a ß, sondern ebensosehr und vielfach noch ungleich mehr auf das w i e an. Es ist nicht genug, daß du gesund und kräftig bist, sondern darauf kommt es an, wie du dieses hohe Gut, das dir Gottes Gnade verliehen hat, genießest und verwertest; nicht dies, daß du treffliche Anlagen besitzest, macht dich zu einem guten und tüchtigen Menschen, sondern ungleich wichtiger ist es, wie du diese Anlagen zu deinem und deiner Nebenmenschen Nutz und Frommen anwendest; denn wenn das nicht in der rechten Weise geschieht, können sie dir und andern statt zum Segen zum Unheil ausschlagen; nicht daß du reich und mächtig bist und einen hohen Rang in der menschlichen Gesellschaft einnimmst, macht dich achtungswürdig und geachtet; daß du dies seist, hängt

vielmehr davon ab, welchen Gebrauch du von diesen schätzbaren Lebensgütern zu machen verstehst und gesonnen bist, da du mit ihnen dir ebenso Unehre und Verachtung als das Gegenteil erholen kannst. Daß aber bei festlichen Gelegenheiten sehr viel auf die begleitenden Umstände ankommt, unter denen man einen festlichen Tag begeht, wie wichtig dabei die ganze Lebensverfassung ist, in der man sich befindet, die Stimmung, die uns beherrscht, wer hätte das nicht in seinem eigenen Leben selbst einmal erfahren? Und wenden wir diesen allgemeinen Grundsatz auf den vorliegenden Fall an: in wie ganz anderer Verfassung und Stimmung würde uns das Jahr 1880, welches uns diesen hehren Erinnerungstag gebracht hat, getroffen haben, wenn das denkwürdige Jahr 1870 dem deutschen Volke statt Sieg und Ehre und Wiedergewinnung eines in unglücklichen Zeitläufen verlorenen Stückes deutscher Erde — Niederlagen und Schmach und neue Verluste gebracht hätte; wenn in Folge davon nicht Einigkeit und Bruderliebe sondern Selbstsucht und Entfremdung unter den deutschen Fürsten und Volksstämmen gewachsen wäre; wenn nicht die ehedem verlorene Reichseinheit wiedergewonnen, sondern nur größere Zersplitterung eingetreten und Deutschland, wie wohl vielfach gewünscht worden, zu einem lediglich geographischen Begriffe und auch dieses in verstümmelter Gestalt herabgesunken wäre. Daß dies nicht geschehen ist, sondern Gott sei Dank das Gegenteil eingetreten ist, das war die Frucht des einmütigen und aufopfernden Zusammenwirkens von Fürst und Volk. Und daß Bayerns König und Bayerns Volk an diesem glücklichen Ergebnis hervorragenden Anteil haben, daß Bayern diesen Gedächtnistag wieder, wie dies vor 700 Jahren der Fall war, als lebendiges und lebenskräftiges Glied des deutschen Reiches begeht: dies sind die Umstände, welche unsere Festfreude zwar nicht begründen, aber doch wesentlich erhöhen. Gerade dieser letztgenannte Umstand fällt hiebei besonders ins Gewicht. Er beruht ja auf dem Akte, welcher so recht eigentlich als die Krönung des Werkes angesehen werden darf. Es ist der bleibende alle deutschen Lande umfassende Ausdruck des gewonnenen Ergebnisses, die Wiederverknüpfung und Versöhnung der Gegenwart mit der Vergangenheit des deutschen Volkes. Was der deutsche Geist durch die ihm inwohnende ursprüngliche Kraft nach langer Verdunkelung auf dem Gebiete des geistigen Lebens im vorigen Jahrhunderte erreichte, dies ist ihm in diesem Jahrhunderte nach langem vergeblichen Ringen auf politischem Gebiete

gelungen. Es mußte die schwere Arbeit des Jahres 1870 vorhergehen, um das Werk zu Stande zu bringen, auf das auch der bekannte Vers des Dichters Anwendung findet:

Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Ja, es war ein schweres Werk, das deutsche Reich neu zu begründen! Gerade aber die Schwierigkeit des Werkes läßt auch den Wert desselben erkennen, der nicht bloß in dem, **was** erreicht wurde, sondern auch in dem, **wie** es erreicht wurde, besteht. Kleinliche Selbstsucht durfte hier allerdings nicht zu Worte kommen. Es bedurfte hier vor allem jenes hohen idealen Sinnes, der genährt an den großen Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit und erfüllt mit warmer Liebe zu dem großen deutschen Vaterlande dessen Ehre und Macht über alles hoch hält und zur Beförderung derselben auch Opfer zu bringen entschlossen ist. Hier bedurfte es aber auch der Weisheit, um nicht die Eigenart des deutschen Volkes und seiner verschiedenen Stämme, in der sich Tugenden und Fehler so nahe berühren, empfindlich zu verletzen. Nichts sagt dem deutschen Volke nach seiner Naturanlage und seiner geschichtlichen Entwicklung weniger zu, als eine einförmige Einheit, die jeder naturwüchsigen Eigenart ein Ende bereitet oder doch den Krieg erklärt. Mußte diese vermieden werden, um das Einigungswerk dem deutschen Volke annehmbar zu machen, so mußte doch unbedingt darnach gestrebt werden, daß die Mannigfaltigkeit der Volksart dem Ganzen nicht widerstrebe, sondern sich zu dem Ganzen füge und diesem, wo es not thut, willig unterordne; kurz es galt durch weise Mäßigung auf allen Seiten der schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, welche in früherer politisch erregter Zeit ein sinniger Dichter [44]) in einem launigen Gedichte zum Ausdruck bringt, dessen letzte Zeile lautet: „**Brei oder Strauß, das ist die Frage.**“ Wie es gelungen diese zu lösen und ein Werk zu schaffen, das nunmehr doch schon das zehnte Jahr seines Bestandes erreicht hat, dieses nach staatsrechtlichen Grundsätzen beurteilen zu wollen liegt mir ferne; mir genügt es die sittlichen Grundsätze, welche sich wirksam erwiesen haben, nach meinem Verständnisse in Kürze darzulegen. Ich wüßte diese in keiner treffenderen Weise zu bezeichnen, als durch das schöne Wort, welches man wahrscheinlich eben wegen seines inneren Wertes, aber ohne äußeres Recht dem großen Kirchenvater Augustinus zugeschrieben hat, das Wort, welches

in seiner ursprünglichen Sprache lautet: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

Daß es einen Bereich des Staatslebens und der Staatseinrichtungen gibt, in welchem die vollste Einheit und Gleichmäßigkeit ein unabweisliches Erfordernis ist, wer wollte das verkennen, der einige Einsicht in das Getriebe menschlicher Leidenschaften hat. Diesen Bereich des Staatslebens möchte ich mit einem Worte zusammengefaßt die Wehrhaftigkeit des Staates und Volkes nennen, die sich zunächst nach zwei Richtungen hin zu bethätigen und zu bewähren hat: nach außen in seinem Kriegs- nach innen in seinem Rechtswesen. Auf diesen beiden Gebieten, auf welchen sich außerdem nur zu leicht Ehrgeiz und Eifersucht geltend machen könnten, muß jede Möglichkeit ausgeschlossen sein, daß die Angehörigen des einen und anderen der zahlreichen nach Größe und Rang und Eigenart der Staatsverfassung verschiedener Völker und Staaten, welche das deutsche Reich in sich begreift, sich entweder über andere erheben oder hinter anderen zurückbleibend erachten. Gilt es ja ohnedies bei der von allen Seiten angefeindeten Stellung des deutschen Reiches auf diesen Gebieten das höchste zu leisten, zu dem alle gleichermaßen mitwirken müssen, damit das Ganze nach außen sein Recht d. h. sein wohlerworbenes Eigentum behaupte, nach innen das von ihm anerkannte Recht zur Geltung bringe, um dadurch den äußeren und inneren Frieden zu wahren. Zu diesen zwei Bethätigungen des Staatswesens kommt als dritte das Unterrichtswesen, das zwar nicht unmittelbar die Macht des Staates vertritt, aber doch mittelbar für den Fortbestand seiner Wehrhaftigkeit mitwirkt, dadurch daß ihm die Aufgabe obliegt, einen leiblich und geistig tüchtigen Nachwuchs zu erziehen, der geeignet sei je nach Wahl seines Berufes dem Vaterlande mit einer ersprießlichen Thätigkeit zu dienen. Man kann nicht genug betonen, wie wichtig es für das Wohlbefinden des Ganzen ist, daß alle Glieder gleicher Maßen gut entwickelt und gleich tüchtig sind ihr Werk zu verrichten. Bei einem so eigentümlich zusammengesetzten und gegliederten Ganzen, wie es nun einmal das deutsche Reich ist, kommt es ganz besonders darauf an, daß alle Staaten, welche es umfaßt, so verschieden sie an Größe, Macht, Würde erscheinen, sich doch ihrem inneren Werte, ihrer inneren Güte nach gleichartig und ebenbürtig fühlen, daß nicht hier Geringschätzung, dort Eifersucht gegen andere Platz greife. Nichts aber ist gefährlicher für diese edelste

Art des Gemeingefühls als das Gefühl und Bewußtsein, daß der durchschnittliche Bildungsgrad in diesem und jenem Staate nicht auf gleicher Höhe sich befinde. Wollte man die Richtigkeit dieses Satzes bezweifeln oder bestreiten, so würde ich mich zur Erhärtung meiner Behauptung, um ein möglichst unverfängliches Beispiel anzuführen — denn nach Zeit und Ort näher liegende könnten ja leicht gehässig scheinen — auf die Geschichte Griechenlands berufen. Dort war eine Stadt, die vor andern durch Bildung und Macht hervorragte. Ihr Name ist allen wohlbekannt und steht heutzutage noch in größter Achtung bei allen gebildeten Völkern der Erde, insbesondere auch in unserm deutschen Vaterlande. Ja man überträgt ihn sogar gern auf unsere doch selbst auch im allgemeinen so hochgebildete Zeit; man spricht von einem Spree-Athen, einem Isar-Athen, einem Athen in dem freundlichen Ilmthale; und von diesem Städtchen mit seinen kaum 16000 Einwohnern kann man wohl mit vollem Rechte sagen, wenn man die Städte als Stätten der Geistesbildung betrachtet: sie ist nicht die kleinste unter den Städten unseres Vaterlandes. In dem weiland griechischen Athen nun, das durch die rühmenswerte Mitwirkung unseres Wittelsbacher Königshauses zu neuer Blüte wiedererstanden ist, war es zur Zeit seiner größten Macht und Blüte sehr an der Tagesordnung, sich in nicht eben feinen Scherzen, von denen einer der derbsten uns noch heutigen Tages aus dem unwilligen Worte des großen thebanischen Dichters[45]) entgegentönt, über die weniger gebildeten Bewohner des Nachbarlandes zu ergehen, die ihren feinsinnigen und feingebildeten Nachbarn schwerfälligen und stumpfen Geistes zu sein schienen. So wirkte persönliche Verbitterung mit der politischen Feindschaft zusammen und vergalt bei Delion, wo athenisches Blut die böotische Erde düngte, und an anderen Orten den Athenern reichlich den unfeinen Spott; und wenn auch vorübergehend die bittere Not die Nachbarn zu freundlicherem Verhalten zusammenführte, wenn auch die Thebaner durch ihren großen Feldherrn und Staatsmann Epaminondas, den der Römer Cicero geneigt ist den ersten Mann Griechenlands zu nennen, somit gewissermaßen selbst dem Perikles vorzuziehen, sich auch die Achtung und Anerkennung ihrer Nachbarn erzwungen haben: ganz erlosch das Übelwollen nicht und trug immer wieder von Zeit zu Zeit böse Früchte und half mit dazu, das ganze Volk, das eine so große Vergangenheit hinter sich hatte, unter die Herrschaft eines andern Volkes zu bringen. Darum ist es für ein

Volk, das, wie das griechische und deutsche, selbständige Staaten in sich begreift, von so großer Wichtigkeit, daß sie alle durch ein festes Band der Einigkeit umschlungen sind und ohne Eifersucht und Mißgunst zu dem Wohl des großen Ganzen zusammenwirken.

Ist die Einheit im wesentlichen gewahrt und sicher gestellt, so bleibt immer noch ein hinlänglich großer Bereich übrig, in welchem die Selbständigkeit der einzelnen Staaten den freiesten Spielraum findet, ohne dadurch das Wohl des Ganzen zu gefährden oder zu beeinträchtigen. Auch hier eine vollständige Übereinstimmung und Gleichförmigkeit zu erstreben oder einzuräumen wäre unnütz und eher nachteilig als förderlich. Sie würde vielleicht gerade in die Eigenart der einzelnen Volksstämme empfindlich eingreifen, dadurch das Gefühl verletzen und Verstimmung hervorrufen. Es war also weise gehandelt und zeugte von allseitigem hohen Verständnisse und besonnener Mäßigung, daß der in den einzelnen Staaten bestehenden Landeshoheit ihr Recht gewahrt blieb und volkstümliche Einrichtungen nicht einer wertlosen Einförmigkeit geopfert wurden.

Dieses einerseits aufopfernde, andrerseits schonende Entgegenkommen war, wenn irgend etwas, dazu geeignet, die edelste Frucht des großen Einigungswerkes wenn nicht zu zeitigen, so doch vorzubereiten. Daß sie aber sich entwickle und zu voller Kraft gelange, daran liegt viel für das Wohl und Gedeihen des Ganzen. Es ist ja begreiflich, daß ein so schwieriges Werk, wie das ist, die Einheit mit der Freiheit innig und ohne gegenseitige Gefährde zu verbinden, nicht auf den ersten Wurf vollkommen gelinge, daß immer noch hie und da etwas zu ändern und zu bessern bleibt. Ueber die Schwierigkeiten, die die Lösung dieser Aufgabe bietet, kann nur die Liebe hinweghelfen, die auf gegenseitige Achtung gegründet der Selbstsucht Schweigen gebietet, die nur zu leicht den Blick für das, was allen frommt und heilsam ist, trübt. Diese Liebe zu dem deutschen Volke, zu dem großen gemeinsamen Vaterlande, hat ja schon bei dem ersten folgenreich bedeutsamen Worte, das aus königlichem Munde hervorging, mitgesprochen und wird, wo es gilt, auch ferner mitsprechen. Auf diesem Glauben, dieser Zuversicht beruht auch unsere Hoffnung, daß das neu gegründete Werk auch ein festgegründetes sei, geeignet, allen Gefahren, die es umdräuen, Trotz zu bieten.

Wenn nun solche Gedanken, solche Gefühle sich heute vordrängen, an dem Tage, an welchem wir als Schule der Festfreude Ausdruck

geben, die sich in unserem engeren Vaterlande aller Orten kund gibt und durch irgend welche äußere Zeichen teils schon ausgesprochen hat, teils noch aussprechen wird: so können wir nicht umhin, geliebte Freunde, Lehrende und Lernende, an uns die Frage zu stellen, wie wir unserer Freude einen würdigen Ausdruck zu geben vermögen. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Sie lautet: jedenfalls nur so, wie es unserem besonderen Berufe, unserer Stellung an der Schule, entspricht und geziemt. Unser Beruf teilt sich nun, wie gesagt, in den des Lehrens und des Lernens. Betrachten wir nun zuerst ersteren, so wissen wir Lehrer, wie groß, wie schwierig, wie verantwortungsvoll unser Beruf ist. Sind uns doch Knaben, Jünglinge anvertraut, auf denen mit die Hoffnung unseres Landes beruht; Menschen, die auch einen himmlischen Beruf haben, die bestimmt sind, Glieder des großen Gottesreiches zu werden. Deren Seelen durch Zucht und Unterricht zu bilden, das ist die große Aufgabe, die uns obliegt. Wie schwer ist es, dieselbe ganz und vollständig zu erfüllen! Das empfinden wir täglich, stündlich, wenn wir das, was wir erreichen, mit dem messen, was wir wollen und sollen. Aber *wollen*, das was wir *sollen*, so gut wir *können*, mit Aufbietung aller unsrer Kräfte, das *müssen* wir, wenn wir würdig unseres Berufes sein sollen. Wenn wir bedenken, mit welcher Treue und Hingebung der Arzt, der wahre Arzt für das leibliche Wohl derer sorgt, die von ihm die Wiedererlangung ihrer leiblichen Gesundheit erwarten und erhoffen, wie sie alles aufbieten, was ihnen Wissenschaft, Erfahrung, Kunst an die Hand gibt, um diese Hoffnung zu erfüllen, wie sie in schweren Zeiten herrschender Seuchen unermüdlich und mit Aufopferung ihrem Berufe nachgehen: wie sollten diejenigen, denen die der Leitung so bedürftige Jugend gewissermaßen mit Leib und Seele anvertraut ist, weniger eifrig, weniger hingebend, weniger aufopferungswillig ihres Berufes warten? Ich sagte: mit Leib und Seele ist uns die Jugend anvertraut, und glaube von keiner Seite Einsprache befürchten zu müssen. Denn wenn ich auch die Sorge für das leibliche Wohl der Menschen also auch der Jugend eben erst den Ärzten zugewiesen habe, so ist doch nicht zu zweifeln, daß ein wichtiger Teil der Leibespflege, die Ausbildung des Leibes zu jeder Art von Tüchtigkeit durch Entwicklung der Kraft und Gewandtheit in den Bereich der Schule fällt. Ist nun auch diese Aufgabe zunächst einem für dieselbe besonders vorgebildeten Lehrer zugewiesen, so haben wir doch alle bis zu einem gewissen

Grade die Verpflichtung, diesen moralisch soweit wir können zu unterstützen; wir haben aber auch leider nur zu oft Gelegenheit, durch Ermahnung und Belehrung dahin zu wirken, daß nicht schlechte Gewohnheiten, die häufig schon in die Schule mitgebracht werden, zu einem Hange ausarten, der das leibliche Wohl beeinträchtigt und gefährdet. Indessen ist der Pflege des Leibes doch nicht die vorwiegende und hauptsächliche Sorge zugewendet; in ungleich höherem Grade beschäftigt sich die Schule mit der Pflege der Seele. Diese bedarf, wie der Leib, der täglichen Nahrung, besonders in der Jugend, in der Leib und Seele sich ja erst zur vollen Tüchtigkeit zu entwickeln haben. Wie der Leib verkommt, wenn ihm nicht die nötige und zuträgliche Nahrung zu teil wird, so und noch in viel schlimmerer Weise verkümmert auch das Seelenleben, wenn es nicht durch die angemessene Pflege entwickelt und gefördert wird. Hier gilt es also dafür zu sorgen, daß der Seele vor allem die rechte, gesunde Nahrung gereicht werde. Bei der Schwierigkeit der Wahl und Entscheidung, bei der Unmöglichkeit für jeden einzelnen, die Pflicht der Seelenpflege neben allen anderen Sorgen und Aufgaben bei den Seinigen ganz und vollständig zu erfüllen, mußte hier die Fürsorge des Staates helfend eingreifen. In gegenwärtiger Zeit hat man keinen Grund zu der Klage, daß der Staat sich der Erfüllung dieser Pflichten entziehe. Es bestehen Schulen aller Art, die sämtlich, selbst die, welche den Namen Privatschulen tragen oder zunächst der Fürsorge der Gemeinden oder Gemeindebehörden anvertraut sind, unter der Oberaufsicht des Staates stehen. In noch höherem Grade sind begreiflicherweise die eigentlichen Staatsschulen der Leitung und Aufsicht des Staates unterstellt. In erster Linie hat sich hier wieder seine einigende Wirksamkeit geltend zu machen. Diese hat sich vor allem dadurch bewährt, daß auf Grund der geschichtlichen Entwicklung des Schul- und Erziehungswesens, also nach dem Urteil der gelehrtesten und erfahrensten Männer, die Grundlinien der Lehr- und Erziehungsthätigkeit gezogen und namentlich auch der Kreis der Lehrmittel bezeichnet ist, innerhalb dessen sich die Wahl der einzelnen Lehranstalten zu bewegen hat. Dieses Maß von Übereinstimmung war für die Zwecke der Staatsanstalten durchaus notwendig und verträgt sich mit der auch hier wünschenswerten und ersprießlichen Freiheit noch ganz wohl. In Deutschland wird es wohl nie das höchste Ziel und Ideal der Staatslenker, insbesondere der Unterrichtsminister sein, was man einem solchen aus einem anderen

Reiche wahrscheinlich auch nur angedichtet hat, in jeder Viertelstunde einer üblichen Schulstunde sagen zu können, welche Stelle in der Aeneide oder Anabasis jetzt gerade in allen Gymnasien des Reiches erklärt werde. Solche Bevormundung würde durchaus gerade das Gegenteil einer segensreichen Einwirkung auf das Wohl und Gedeihen der Schulen sein. Dieses hängt doch vor allem davon ab, daß der Unterricht den rechten Männern anvertraut ist, die, von wahrer Liebe zur Jugend beseelt, ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf richten, das beste, was sie haben und vermögen, dazu anzuwenden, ihren Geist zu bilden und zu kräftigen, damit sie den Aufgaben, welche das Leben dereinst an sie stellen wird, gewachsen sind, und zwar nicht bloß durch ein gewisses Maß erworbener Kenntnisse, die, wie eine Geldsumme als Kapital angelegt, ihre Zinsen tragen und darum zu weiterer Verwendung ohne Gefahr des Verbrauches geeignet sind, sondern zu allermeist durch die in ihnen gegründete und genährte und befestigte sittliche Gesinnung, durch die allein der Mann der rechte Mann an seinem Platze werden kann. Wenn damit richtig die Aufgabe bezeichnet ist, welche die Lehrer an einer Bildungsanstalt zu erfüllen haben — und ich darf ja die Überzeugung hegen, daß keiner meiner geehrten Mitarbeiter in dieser Beziehung anders denkt — wenn wir also in der Erfüllung dieser Aufgabe unseren wahren Beruf erkennen: so werden wir auch über die Grundsätze, die uns bei der Ausübung unseres Berufes leiten müssen, nicht in Zweifel sein können.

Vor allem werden wir uns immer dessen bewußt sein, daß es ein gemeinsames Werk ist, zu dessen Hervorbringung wir berufen sind; daß es also vor allem des gemeinsamen Zusammenwirkens aller bedarf, um dieses Werk in ersprießlicher Weise soweit zu fördern, als es nach dem Maße menschlichen Vermögens, hier insbesondere unserer Kräfte, unseres Könnens, unserer Fähigkeiten, verstattet ist. Diese aber ganz und vollständig in den Dienst der Sache zu stellen, der wir uns gewidmet haben, dies ist das erste und notwendigste Erfordernis zu dem Gedeihen des ganzen Werkes. Wer gleichsam vorsorglich ausrechnen wollte, wie er mit möglichst wenig Aufwand von Kraft und Mühe sich leidlich mit seiner Pflicht abfinden könnte, selbst wenn der Beweggrund solch haushälterischen Gebahrens nicht in gemeiner Bequemlichkeit läge, sondern vielmehr das Absehen nur darauf gerichtet wäre, auch für andere ebenfalls löbliche Zwecke, die aber mit seinem Hauptberuf in gar keiner Beziehung ständen, noch Zeit zu erübrigen: der

würde kaum das Recht haben, sich als einen treuen Arbeiter im Weinberg des Herrn anzusehen. Ich scheue mich nicht zu sagen, daß selbst wer den edelsten Bestrebungen wissenschaftlicher Forschung, mit welcher doch der Lehrberuf vielseitige und nahe Berührungen hat, ergeben wäre, aber ihnen so huldigte, daß er jede Minute, die er diesem abgeizen könnte, als einen Gewinn für jene ansähe, vielleicht auf dem Wege wäre, ein großer Gelehrter zu werden, schwerlich aber dazu gelangte, ein rechter Lehrer zu sein. Dieser wird auch aus seinen wissenschaftlichen Forschungen Gewinn für seinen eigentlichen Lebensberuf ziehen; er wird den Wert seines Thuns und Wirkens nicht nach dem Maß und der Höhe wissenschaftlicher Kenntnisse, die er dazu bedarf, sondern vielmehr darnach bemessen, was er in den Seelen der ihm anvertrauten Jugend Gutes anpflanzt und zum Gedeihen bringt. Die Liebe zur Jugend, die treue Fürsorge für ihr Wohl wird ihm auch alle Mühe und Beschwerde erleichtern, die mit seinem Beruf, wie ja mit jedem, untrennbar verbunden ist. In diesen Grundsätzen muß ein Lehrerkollegium sich einig wissen, wenn sein Zusammenwirken ein gesegnetes sein soll. Es müßte ja geradezu niederdrückend für den einzelnen sein, das Bewußtsein in sich zu tragen, daß durch seine Schuld, mag diese bestehen worin sie will, die Knaben oder Jünglinge, deren sittliche Bildung er zu fördern übernommen hat, unter seiner Hand schlechter geworden sind, als er sie empfangen hat.

Besteht über diese Grundsätze volle Einigkeit und kommt diese auch zu richtiger Geltung und Bethätigung, so bleibt immerhin noch für die individuelle Begabung ein hinreichender Spielraum zu freier Entfaltung ihrer Wirksamkeit. Ohne diese Freiheit des Wirkens gäbe es auch keinen Segen desselben. Wie sollte man auch gerade das Geschäft des Lehrens dem, der es übt, bis ins einzelne durch Vorschriften geläufig machen können? Eine Manier ließe sich etwa auf diesem Wege erzielen, die aber von der wahren Kunst eher abführt als zu derselben hinführt. Sind die notwendigen Vorbedingungen vorhanden, Naturgabe und wissenschaftliche Vorbildung, so wird Beispiel und Übung bei ernstem Willen auch die erforderliche Sicherheit und Gewandtheit in der Ausübung der Lehr- und Erziehungsthätigkeit herbeiführen.

Ist auf diese Weise der Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen ihr Recht gewahrt, so gilt es natürlich vor allem, diese nicht so anzuwenden, daß der Zweck des Ganzen gefährdet oder auch nur beein-

trächtigt wird, vielmehr so, daß sie zum Wohl des Ganzen sich wirksam erweise. Wie in allen Verhältnissen, so ist auch hier und hier vielleicht ganz besonders die Vereinigung von Freiheit und Ordnung, von Selbständigkeit und Zusammenwirken ein außerordentlich schwieriges Problem, das aber bis zu einem gewissen Grade doch gelöst werden muß. Auch hier kann nur die über allem stehende Liebe zur Sache helfend und fördernd eingreifen. Diese wird bewirken, daß, wo die Verschiedenheit der Ansichten und Überzeugungen stärker, als zu wünschen, hervortritt, die gegenseitige Achtung diese Verschiedenheit nicht zum schroffen Gegensatz oder gar zur lieblosen Verurteilung anderer ausarten läßt.

Sie sehen, verehrte Herren Kollegen, daß, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, wir in unserem kleinen Gemeinwesen dieselben Pflichten zu üben haben, welche unsere Fürsten in so rühmenswerter Weise erfüllt haben und fortwährend erfüllen, um das große Ganze, unser neugewonnenes deutsches Reich zu begründen und zu erhalten. Diesem erhabenen Beispiele, so viel an uns ist, zu folgen und dadurch zum Wohl und Gedeihen unserer geliebten Studienanstalt nach Kräften beizutragen, dazu ermahnt uns dieses hehre Fest mit besonderem Weihegefühl.

Dazu ermahnt es aber auch euch, geliebte Schüler, euch mit ganz besonderem Nachdrucke. Denn — eure Bescheidenheit erschrecke nicht, wenn ich ein großes Wort gelassen ausspreche — denn ihr seid doch unter uns allen, die wir hier versammelt sind, die Hauptpersonen. Um euretwillen, um der sich alljährlich erneuernden lernbegierigen Jugend willen, ist diese Anstalt gegründet, wird sie mit namhaftem Aufwand erhalten, kommen wir Lehrer täglich herein, wir zu euch um euretwillen, nicht ihr zu uns um unsertwillen. Erkennet darum, geliebte Schüler, in dem Bestehen dieser mit Lehrern und Hilfsmitteln wohl ausgestatteten Anstalt vor allem die Fürsorge unseres erhabenen Königs, die euch hier den Weg zur höchsten Bildung eröffnet hat. Es liegt nun nur an euch, daß ihr auf der eröffneten Bahn rüstig und mit ausdauerndem Eifer fortschreitet. Daß euch dies verstattet ist und gerade euch verstattet ist, vor vielen tausenden, die diesen Weg nicht gehen dürfen, dafür seid ihr vor allem Gott Dank schuldig, der euch in diese Lage versetzt hat; und es wäre der größte Undank gegen Gott, den Geber aller guten Gaben, wenn ihr die euch verliehenen Anlagen nicht mit allem Eifer und an-

gestrengtem Bemühen zur Ausbildung brächtet. Nur wenn ihr dies thut, wenn ihr alle euere Kräfte aufbietet, um auf der eingeschlagenen Bahn mit Erfolg weiter zu wandeln, werdet ihr auch unserm geliebten Könige den Dank erstatten dafür, daß er euch diesen Weg eröffnet hat. Ihr seid verpflichtet, euch dem Vaterlande, dessen Wohl und Größe unserem erhabenen Könige über alles teuer ist und auch uns allen über alles teuer sein sollte, dereinst, wenn ihr an das Ziel dieser Laufbahn gekommen seid, als solche die besser geworden sind und tüchtig zu jedem guten Werke zurückzugeben. Jetzt gilt es — und hier wende ich mich zunächst an euch, die ihr eben erst begonnen habt, auf dieser Bahn zu wandeln — gleich vom Anfang den richtigen Weg, der sicher zum Ziele führt, einzuschlagen. Wie können wir es machen, so könntet ihr mich fragen, daß wir den rechten Weg, der uns doch ganz unbekannt ist, nicht verfehlen? Darauf antworte ich euch: Ihr habt es ganz leicht, meine Lieben! Dazu hat euch eben euer guter König Führer gegeben, denen ihr unbedingt folgen könnt. Thut das und ihr werdet das Ziel erreichen. Und überdies habt ihr dann auf eurem ganzen Wege das freudige Gefühl zur Begleitung, daß ihr euren Lehrern Freude macht, daß diese euch lieben, euch ihre Zufriedenheit zu erkennen geben, und ihr dadurch eure Eltern wahrhaft beglückt, denen ihr ja doch vor allen Dank und Liebe schuldig seid. Dieses Verhältnis von Lehrern und Schülern ändert sich auch auf den höheren Stufen des Unterrichtes im wesentlichen nicht. Doch ist es später mit dieser einfachen Regel und deren einfacher Befolgung auch nicht abgethan. Ihr wißt es, geliebte Jünglinge, die ihr dem vorzugsweise Gymnasium genannten Teile unserer Studienanstalt angehört, daß eure Lehrer, denen ihr auch jetzt als euren Führern unbedingt folgen dürft, doch in etwas anderer Weise sich über die Pflichten, die ihr zu erfüllen habt, auszusprechen pflegen. Fast scheint es, sie verlangen mehr von euch oder etwas anderes, als daß ihr ihnen blindlings folgt. Es mag dies zusammenhängen mit dem Umstande, daß ihr aus den Jahren der unbefangenen Kindheit ausgetreten und in das Jünglingsalter eingetreten seid. Es wird euch dieser Wendepunkt in eurem Jugendleben sowohl durch die kirchliche Konfirmation zum Bewußtsein gebracht als auch in der Schule dadurch zu erkennen gegeben, daß wir Lehrer mit euch nicht mehr wie mit Kindern reden, sondern wie mit Jünglingen, die sich dessen bewußt zu sein anfangen, daß sie einmal Männer werden wollen und sollen, die selbst

auch ihren Mitmenschen in irgend einem Lebensberuf, den sie sich erwählen werden, nützliche Dienste leisten. Darum wird so oft die Gewissenhaftigkeit und das Pflichtgefühl des einzelnen in Anspruch genommen; darum wird so oft darauf hingewiesen, daß es nicht genügt, die Aufgaben richtig und sorgfältig zu fertigen, sondern daß euer Bemühen nur dann einen Segen hat, wenn ihr eure Studien mit Lust und Liebe betreibet, wenn ihr euch für die Gegenstände derselben erwärmet, ihnen auch mit selbständigem Streben nahe tretet! Das sind allerdings Forderungen, die schwerer zu erfüllen sind als jene, die ich oben bezeichnet habe; deren Erfüllung mehr Kraft, mehr Einsicht erheischt, aber auch durch das Gefühl der mit der Anstrengung zugleich wachsenden Kraft belohnt wird. Ihr wißt, geliebte Schüler, daß eure Lehrer nur an einem solchen Fleiße, an einem solchen Wohlverhalten, welches auf der sittlichen Grundlage wachsender Einsicht und wachsender Willenskraft beruht, wahrhaft Freude haben. Und Sie, meine lieben Freunde, mit denen ich in diesem Jahre näher verkehrte, wissen, mit welch zwingender Überzeugungskraft ein weiser Mann des Altertums in einer Schrift, mit der wir uns eingehend beschäftigt haben, die wahre Lebensaufgabe, den wahren Lebensberuf eines jeden Menschen uns darlegte. Sie wissen namentlich, was er als das erste Erfordernis eines guten Staatsbürgers erklärt, mag derselbe nun in dieser einfachen Stellung verbleiben, in der alle unter einander gleich sind an Rechten und Pflichten, die in einem Staate mit einander leben, von dessen Gesetzen geleitet und behütet sind, oder mag er dazu berufen sein, in irgend einer besonderen Stellung an der Verwaltung des Staates teilzunehmen und für das Gemeinwohl zu wirken. Das erste Erfordernis ist nach seiner Überzeugung, daß er vor allem selbst ein guter Mensch wird; denn sonst kann er auch kein guter Bürger werden. Bewahren Sie, meine Freunde, diese Überzeugung, besonders in der Zeit und in der Laufbahn, die sich jetzt vor Ihnen aufthut, in der Sie ja auf Grund der im Laufe Ihrer Schulzeit gewonnenen geistigen und sittlichen Bildung durch ernste Berufsstudien sich auf Ihren künftigen Lebensberuf vorbereiten wollen und sollen. Sie wissen, welche Versuchungen, welche Gefahren Sie umgeben werden. Es ist dies oft beklagt worden. Wir wollen es nicht beklagen, sondern vielmehr denken: wie sollte sich denn die sittliche Gesinnung bewähren, wenn sie keinen Gefahren, keinen Versuchungen ausgesetzt wäre? Halten Sie nur eben diese Überzeugung,

die Sie gewonnen haben, fest, daß keiner, wenn er nicht ein guter, d. h. sittlich guter Mensch, ein guter Staatsbürger, und wenn er nicht ein guter Staatsbürger ist, ein guter Staats- oder Kirchendiener werden kann; und das wollen Sie doch alle werden; und wenn Sie dies wollen, wenn dies das Ziel Ihres Strebens ist, so müssen Sie auch die Voraussetzungen wollen und können sich dieser nicht entschlagen. So werden Sie denn auch ferner Ihrer wissenschaftlichen Ausbildung in der Weise obliegen, daß dadurch auch die sittliche Bildung gefördert, die sittliche Gesinnung gekräftigt und befestigt wird. Sie werden dann auch dem Vaterlande Ihre Schuld bezahlen, Sie werden die Huldigung, die wir heute bei dem hehren Feste unserem geliebten Könige darbringen, zur That und Wirklichkeit werden lassen und dadurch würdigen Dank für die empfangenen Wohlthaten erstatten.

So kehrt meine Rede wieder auf den Punkt zurück, von dem sie ausgegangen ist. Wir haben uns hier versammelt, um auch in dem Bereich unserer Schule der Freude Ausdruck zu geben, welche in dem ganzen Lande ihren Widerhall findet, der Freude darüber, daß noch heute ein Sprosse desselben Fürstengeschlechtes, welches vor 700 Jahren Bayern einen Herrscher gegeben, in königlichen Ehren der Regierung des Landes waltet. Was dieses seinen Herrschern in dieser langen Reihe von Jahrhunderten verdankt, dies ist in die Bücher der Geschichte eingezeichnet und ist euch, geliebte Schüler, von euern Lehrern ins Gedächtnis und, wie wir hoffen, ins Herz geschrieben oder wird es noch werden.

Unsere Freude, unsern Dank aber fassen wir zusammen in dem Wunsche:

Gott schütze Wittelsbachs erlauchtes Fürstenhaus zum Heile Bayerns und des gesamten deutschen Vaterlandes!

IX.

Wenn ich es mir nicht versage, bei dieser festlichen Gelegenheit einen Rückblick auf das vorige Jahr, dem der Anfang des nun zu Ende gehenden Schuljahres noch angehörte, zu werfen, auf ein Jahr, das den bayerischen Landen eine unvergleichlich hehre Feier brachte, so fühle ich mich dazu um so mehr gedrungen und berechtigt, als in einer Zeit, die ganz von inneren Parteikämpfen erfüllt scheint, dem Vaterlandsfreunde nichts mehr Trost und Beruhigung zu geben vermag, als der Anblick eines Volkes, das ganz von einem Gefühl durchdrungen und beherrscht ist, dem einmütigen Gefühl der Liebe zu dem angestammten Fürstenhause und dem erlauchten Träger der Königskrone. Dieses Gefühl nährt und stärkt das Bewußtsein der inneren Zusammengehörigkeit, der unveräußerlichen Einheit des ganzen Volkes. Dieses Bewußtsein auch in der heranreifenden Jugend zu wecken und zu erhalten geziemt ja ganz besonders auch denjenigen, welchen es obliegt durch den Unterricht in der Geschichte diesem Gefühl und Bewußtsein die feste Grundlage des Wissens und der Einsicht zu gewähren.

Doch auch auf das große deutsche Vaterland, auf das ganze Reich, das durch den gemeinsamen Willen, durch die vereinte Kraft von Fürsten und Völkern ins Leben gerufen worden ist, wendet sich der Blick. Auch hier scheint ihm vorzugsweise Unfriede und Unzufriedenheit zu begegnen. Ja mit Schmerz nehmen wir wahr, daß das deutsche Volk, das nur von außen genötigt den Weg der Waffen beschritten und sich sein seit Jahrhunderten geschmälertes Recht wieder erkämpft, sonst aber hinlängliche Beweise seiner Friedliebe und der bereitwilligen Anerkennung fremder Rechte gegeben hat, doch von fast

allen Völkern mit Mißgunst angesehen und angefeindet wird, ja daß es sogar in einem Staate, in dem ihm durch seine überwiegende Bildung und durch die geschichtliche Entwicklung von Jahrhunderten ein hervorragender Platz der Achtung und des Einflußes gebührte, den Verfolgungen blinder Leidenschaft ausgesetzt ist. Es scheint fast, als könnten sich die anderen Völker nicht an den Gedanken gewöhnen, daß dieses Volk, dem man schon lange nur eine Anwartschaft auf jene idealen Güter eingeräumt hat, die unser Schiller in dem bekannten Gedichte dem Dichter zuspricht, nun auf einmal seine unveräußerlichen Rechte auch auf einen Teil dieser Erde geltend macht. Doch auch hier, in diesem Bereiche der allgemeinen Weltstellung, die das deutsche Volk einnimmt, fehlt es nicht an einzelnen Erscheinungen, die für ein deutsches Gemüt wohlthuend und erhebend sind. Und gerade dieses Jahr, in dem wir jetzt stehen, brachte auch solche Erscheinungen zu Tage, die hier einer näheren Betrachtung darum würdig sind, weil sie zu den Aufgaben und Bestrebungen unserer Schulen eine nahe Beziehung haben. Lassen Sie mich darum, hochverehrte Anwesende, einer solchen Thatsache mit kurzen Worten gedenken.

Das Jahr 1881 rief in allen Teilen Deutschlands, ja auch an vielen Orten des Auslandes laute und beredte Kundgebungen der Anerkennung und Bewunderung für Lessing hervor[46]). Anlaß dazu bot der hundertjährige Gedächtnistag seines Todes, der am 15. Februar 1781 erfolgte. Sein Leben war ein Leben des Kampfes und der Entsagung, der Verkennung und Verbitterung gewesen. Er war, so lange er lebte, wie irgend einer, ein rastloser Streiter auf dem Kampffelde des Geistes. Als er von diesem Schauplatze des Lebens abgerufen wurde, mochte er nicht gerade das freudige Gefühl haben, daß die Früchte seiner Mühen heranreiften und anerkannt wurden; und nun nach einem Jahrhunderte ist diese Anerkennung eine fast allseitige[47]). Man sieht, das geistige Kapital, das er in seinen Schriften hinterlassen hat, hat reichliche Zinsen getragen; der ausgestreute Same war nicht gehalt- und kraftlos; er trieb neue Halme und Schößlinge und diese brachten neue Früchte hervor. Auch das ist nicht bedeutungslos, daß zu einer Zeit, wo die deutsche Sache zu Sieg und Ehren gelangt ist, das deutsche Volk seines Lessings mit Dank und Anerkennung gedenkt; denn daß Lessing einer der kräftigsten Vorkämpfer der deutschen Sache war, wer wollte dies verkennen, der mit seinen Schriften einigermaßen bekannt ist? Aller-

dings von Deutschtümelei hatte Lessing keine Ader, ja keine Faser an sich; er hatte Sinn und Verständnis für die künstlerischen Bestrebungen und Leistungen jeder Nation, und nur wo er selbstgefälligen Stolz auf eingebildete Vorzüge erblickte, da trat er ihm mit der ganzen Schärfe der Kritik entgegen und bewährte dem verbildeten Geschmacke seiner Zeit gegenüber den in der Schule der Griechen gebildeten geläuterten Geschmack. So wurde er ein Lehrer seines Volkes zu einer Zeit, wo der Genius desselben erst angefangen hatte wieder mächtiger die Fittige zu regen und auch schon hohe Flüge gewagt hatte, aber doch in einer einseitigen Richtung, die zu einer volkstümlich kräftigen Dichtkunst wohl schwerlich gelangt wäre [48]). Lessing versuchte sich gerade auf dem Gebiete der Dichtkunst, das am ehesten eine tiefgreifende Wirkung auf das Volk hervorzubringen vermag. Bekanntlich hat er sich selbst die wahre Dichtergabe abgesprochen. Was es aber auch immer mit diesem bescheidenen Geständnis für eine Bewandtnis gehabt haben mag, so viel ist gewiß, daß seine Befähigung so weit reichte, Schauspiele verschiedener Art hervorzubringen, die nicht bloß in der Geschichte der Dichtkunst und Literatur eine Stelle gefunden haben, sondern noch immer auf der Bühne fortleben und von diesen Brettern, die die Welt bedeuten, aus ihre lebendige Wirkung auf das empfängliche Gemüt des Volkes üben. Und eines dieser Schauspiele hat sich, wie irgend eines, den Ruhm, ein echt deutsches Lustspiel mit volkstümlichem Gehalte zu sein erworben.

Doch nicht von dem Lehrer des Volkes und von dem Dichter Lessing, wollte ich hier reden; mein Zweck ist vielmehr ein enger begrenzter; er bezieht sich nur auf das Gebiet der Schule und zwar insbesondere unserer Mittelschule. Zwar haben auch für diese jene Schauspiele ihren Wert. Sie sind ja in mancher Beziehung Muster für das tiefere Verständnis der Kunstregeln. In dieser Hinsicht aber, wenn es sich um wissenschaftliche Belehrung zum Zweck des Kunstverständnisses handelt, ist doch das Gebiet, dem sie sich zuwenden, ein etwas höheres, als das, dem unsere heutige Betrachtung gewidmet sein soll. Dieses weist uns vorzugsweise auf seine prosaischen Schriften hin, in denen er vielfach gerade die Gegenstände, mit denen wir uns vorzugsweise in dem Unterrichte beschäftigen, einer Betrachtung und tief eingehenden Erörterung unterzieht. Es ist natürlich nicht die Absicht, auf alle einzelnen Abhandlungen, die es mit Gegenständen aus dem Bereich des klassischen Altertums zu thun haben,

hier unser Augenmerk zu richten; eher möchten wir betonen, daß es unter den prosaischen Schriften Lessings auch solche gibt, die, obwohl sie dem Bereich der Schule nahe stehen, doch für diese ihren Wert verloren haben, wie z. B. die immerhin berühmten Rettungen des Horaz. Damit, daß ich sage, sie haben ihren Wert verloren, habe ich auch anerkannt, daß sie einen besessen haben, und zwar zu ihrer Zeit einen hohen; und haben ihn verloren, eben wieder nur wegen ihrer Vortrefflichkeit, weil sie nämlich ihren Zweck so vollständig erreicht haben, daß eine Rettung und Verteidigung des Dichters gegen diese Angriffe und Verunglimpfungen eben durchaus gegenstandslos geworden ist und die Schrift somit nicht wegen der Behandlung der Sache, sondern wegen der Sache selbst nur noch für die Literaturgeschichte einen Wert hat[49]).

Drei Schriften sind es zunächst, die ich hier beispielsweise hervorheben möchte: seine Abhandlungen über die Fabel, der Laokoon und die Hamburgische Dramaturgie. Die erste dieser drei Schriften erschien 1759 und nachher noch einmal zu seinen Lebzeiten 1777 unter der Aufschrift: „Gotthold Ephraim Lessings Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.“ Wir sehen hier gleich einen eigentümlichen Zug seines Denkens und Schaffens. Beides geht gern Hand in Hand und läßt es wohl auch zweifelhaft, was als das frühere und spätere anzusehen und wo der ursprüngliche Keim zu suchen ist. Hier kommt uns nun Lessing selbst mit seiner Vorrede zu Hilfe. Wir sehen daraus, daß diese Ausgabe ihre Entstehung dem Vorsatze verdankt, seine früheren Schriften einer durchgreifenden Verbesserung zu unterziehen und daß von den frühern Fabeln, die schon von 1751 an in gebundener Form erschienen waren, nicht mehr als sechs Aufnahme in der neuen Sammlung fanden. Bezeichnend für Lessings Art und Weise ist auch der Umstand, daß, indem er in der Vorrede die Wahl der ungebundenen Rede, oder, wie er sich ausdrückt, „der einfältigen Art des alten Phrygiers“ rechtfertigt, er diesen Gedanken gleich selbst in die Form der Dichtung kleidet und eine Erzählung daraus macht, die in der neuen Sammlung unter der Aufschrift „die Erscheinung“ die erste Stelle einnimmt. Wichtiger noch, um sein Wollen und Wirken zu beurteilen, ist folgende Stelle der Vorrede: „Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunkt, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu sein wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich bloß meinen Leser, die

Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum besten geschrieben habe; so entlehnen doch beyde, als Dinge, die zu Einer Zeit aus Einem Kopfe entsprungen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch ebendieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabey entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack und in den Abhandlungen meine Gründe." Daß übrigens Lessing kein Verächter der Regeln und der Theorie war, ist bekannt und geht auch aus der angeführten Stelle selbst hervor; nur war er auch kein so eingebildeter Lobredner der letzteren, wie Gottsched, gegen dessen anmaßliche Beschränktheit jene Worte gleichsam eine entschiedene Absage sind. Die Abhandlungen selbst können übrigens als ein Muster wissenschaftlicher Behandlung betrachtetet werden. Besonders tritt das dialektische und dialogische Element aufs lebendigste und wirksamste darin hervor, und zwar jene Art der wissenschaftlichen Erörterung, die überall da am Platze ist, wo der Gegenstand schon eine wissenschaftliche Vorgeschichte hat. Lessing läßt nämlich die bedeutendsten Vertreter der Theorie der Fabel einzeln der Reihe nach zu Worte kommen und ihre Ansicht aussprechen. Die erläuternde Prüfung dieser Ansichten bildet den an einen anderen Vertreter sich anknüpfenden Fortschritt der Untersuchung. Diese Art der wissenschaftlichen Erörterung wurzelt in der altbewährten dialektischen Methode, die sich an die berühmten Namen des Sokrates und Platon knüpft und mit besonderem wissenschaftlichen Erfolg von Aristoteles z. B. in dem ersten Buch seiner Metaphysik angewendet worden ist. In Lessings Behandlung, die für den angehenden Jünger der Wissenschaft höchst anregend zu wirken vermag, tritt wohl auch die Geistesverwandtschaft mit dem römischen Dichter Horatius und am Ende auch die ursprüngliche Anlage zum Dramatiker fühlbar zu Tage. Daß aber auch die Hinneigung zur Schule sich geltend macht, davon zeugen schon die Überschriften der einzelnen Abhandlungen. Sie lauten: I. Von dem Wesen der Fabel. II. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel. III. Von der Eintheilung der Fabeln. IV. Von dem Vortrage der Fabeln. V. Von einem besonderen Nutzen der Fabeln

in den Schulen. Als diesen bezeichnet er die Anregung der eigenen Erfindungskraft und die zweckdienliche Anleitung zu deren Ausübung. Auch hier erläutert Lessing die Anwendung durch passende Beispiele. Es wäre zu bedauern, wenn die Lehrer der Jugend verschmähten, von der Handreichung eines Lessing Gebrauch zu machen. Sie würden sich dadurch ein wirksames Mittel zur Belebung des Unterrichtes und zur Erweckung fruchtbarer Erfindsamkeit und zur Beförderung folgerichtigen Denkens entgehen lassen. Daß die Benützung der Lessingschen Fabeln in mannigfachem Gebrauche eine treffliche Bildung und Übung des Sprachsinnes gewährt, bedarf wohl kaum noch einer besonderen Bemerkung [50]).

In eine höhere Sphäre des Unterrichtes schlägt der Laokoon ein. Diese Schrift kann geradezu das Hauptwerk sowohl unter den Lessing'schen Prosaschriften überhaupt, als auch in ihrer Beziehung zur Schule insbesondere genannt werden. Dafür spricht schon genugsam der zweite Titel: „oder über die Grenzen der Mahlerei und Poesie." Denn wenn auch die Malerei zunächst weniger in das Gebiet der Schule einzuschlagen scheint, so beschäftigt sich diese doch um so angelegentlicher mit der Dichtkunst verschiedener Völker und Zeiten, und eine möglichst genaue Abgrenzung eines Gebietes gegen das andere, welche im politischen Leben der Völker so wichtig ist, hat auch in der Wissenschaft ihren großen Wert; ist doch jede Begriffsbestimmung oder, wie wir in deutschen Landen gewohnt sind zu sagen, Definition nichts anderes als die Abgrenzung des Gebietes, den ein Begriff beherrscht. Unkenntnis der Grenzen, welche im Völkerleben leicht Gebietsüberschreitungen herbeiführt und noch andere unliebsame Folgen mit sich bringt, vermag auch auf geistigem Gebiete viel Verwirrung und Schaden anzurichten. Lessing zeigt nun an schlagenden Beispielen, zu welchen Nachteilen sowohl für die Hervorbringung als für die Beurteilung der Kunstwerke ein Übergreifen der einen Kunst in das Gebiet der andern führt. Zu bemerken ist dabei, daß Lessing den Namen der Malerei als den geläufigsten für jede Art der bildenden Kunst gebraucht. Ist es ja doch ein vielbewundertes Werk der plastischen Kunst, von dem seine Erörterung ausgeht. Er hätte in der That keinen besseren Ausgangspunkt wählen können als dieses Kunstwerk, das schon bei seiner Wiederauffindung im Jahre 1506, als es nach langer Verschollenheit dem bergenden Schoß der Erde fast unversehrt entstieg, die ganze gebildete Welt in freudige Aufregung

versetzte. Die freigebigste Belohnung des glücklichen Finders von seiten des kunstsinnigen Papstes, das begeisterte Lob des herrlichen Kunstgebildes durch den Mund eines begabten Dichters, die freudige Anerkennung der hohen Vortrefflichkeit, welche dieser wundervollen Kunstleistung die größten Künstler und Kunstkenner entgegenbrachten, endlich die eifrigsten Bemühungen der wissenschaftlichen Forschung zum Zweck der richtigen Würdigung des Kunstwerkes wetteiferten mit einander, um den Wert desselben der Mit- und Nachwelt zu verkündigen. Es ist begreiflich, daß ein so tiefer Kenner und begeisterter Bewunderer der griechischen Kunst und insbesondere der Plastik, wie Winckelmann war, seiner Bewunderung auch einen entschiedenen Ausdruck gab.[51]) Er thut dies schon 1755, in welchem Jahre er nach Rom übersiedelte, in der Schrift, „von der Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst", und neun Jahre später in seinem Hauptwerke „Geschichte der Kunst des Alterthums", und zwar in einer Weise, welche deutlich zeigt, daß auf den Verfasser dieser Werke „die edle Einfalt und stille Größe", welche er als das allgemeine Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst anerkennt, auf seine Denk- und Ausdrucksweise selbst den nachhaltigsten Einfluß geübt hat. Doch hat ihn die Bewunderung der in Marmor ausgeprägten Kunstschöpfung zu einem mißgünstigen Seitenblick auf die Darstellung eines Dichters verleitet, welcher dem scharfen Geiste Lessings sich als unberechtigt zu erkennen gab. Er glaubte den Grund des Tadels in einer unrichtigen Auffassung des Wesens beider Künste zu entdecken, und diese Wahrnehmung bildete nun den fruchtbaren Keim, aus dem sich die weitere Erörterung entwickelte. Was man allgemein an seinen Schauspielen, besonders an Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, gerühmt hat, nämlich die musterhafte Klarheit der Exposition, das gilt in vollkommenem Maße auch von dieser wissenschaftlichen Untersuchung. Es sind besonders die ersten vier Abschnitte, von denen jeder lernen kann, dem es darum zu thun ist, für eine wissenschaftliche Erörterung eine feste Grundlage zu gewinnen, auf der man dann mit einiger Sicherheit weiter bauen kann, und zugleich bei dem Bau selbst so zu Werke zu gehen, daß man sich der selbstthätigen Mitarbeit der Teilnehmer, d. h. hier der Leser versichert halten kann. Schon dadurch ist Lessing auch für die Schule ein so ganz ausnehmender Lehrer. Denn für diesen ist es ebenso, wie für den Schriftsteller, die höchste Aufgabe, die selbstthätige

Mitarbeit des Teilnehmers zu erwecken. Hier aber kommen doch noch ganz besonders auch die Gegenstände, über welche gehandelt wird, in Betracht. Diese sind teils solche, welche in den Kreis der bisherigen Beschäftigung des Schülers einschlagen, wie das Heldengedicht des Vergilius und die Tragödie des Sophokles, und vor allem die homerischen Gedichte, teils solche, mit denen er sich bekannt zu machen Trieb und Befähigung hat, wie die Werke der griechischen Plastik und Malerei. Man dringt jetzt mehr als je auf die Betrachtung dieses Teils der antiken Kunstschöpfungen. Aber soll dieselbe nicht zu sehr äußerlich erzwungen oder als unterhaltendes Beiwerk betrachtet werden, so ist eine Anknüpfung an das durch den Organismus des Unterrichtes Gegebene von besonderem Werte. Die Betrachtung gewinnt dann sogleich einen anregenden und förderlichen Zusammenhang, in welchem das Neue durch das bisher Geübte eingeführt und unterstützt wird. Und nun die Gedankenentwicklung! Winckelmann sagte von dem Laokoon des Bildhauers: „Er erhebt kein schreckliches Geschrey, wie Virgil von seinem Laokoon singet; die Öffnung des Mundes gestattet es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgeteilet, und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet, wie des Sophokles Philoklet: sein Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können.“ Man sieht, Winckelmann setzt hier zwei Dichter in einen gewissen Gegensatz; er lobt den Dichter der griechischen Tragödie auf Kosten des römischen Epikers; er stellt diesen in Gegensatz mit den plastischen Künstlern und findet jenen in vollster Übereinstimmung mit diesen. Über diese Auffassung des plastischen Kunstwerkes haben sich neuerdings Zweifel erhoben. Hervorragende Kenner der Kunst und Vertreter der Kunstgeschichte, wie Braun und Overbeck, bestreiten die Wahrheit der Auffassung Winckelmanns, daß das körperliche Leiden des Mannes nicht zu vollem, wirksamstem Ausdruck gebracht sei. Lessing schließt sich der Auffassung Winckelmanns bezüglich des Geschreis vollkommen an; er bestreitet nicht die Richtigkeit der Anschauung Winckelmanns, wohl aber der von ihm gegebenen Erklärung, vor allem der Behauptung, daß der leidende Philoktetes des Sophokles mit dem leidenden Laokoon des plastischen Künstlers mehr übereinstimme als mit dem leidenden Laokoon des römischen Dichters. Lessing erinnert an die „Töne des

Unmuts, des Jammers, der Verzweiflung, von welcher auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ." Er knüpft daran eine Bemerkung, die auch von der feinsinnigen Beobachtung und der künstlerischen Einsicht, die ihm eigen war, zeugt. Ein französischer Kunstrichter namens Brumoy weist darauf hin, daß der dritte Akt dieses Stücks ungleich kürzer sei als die andern und schließt daraus, daß es den Alten um die gleiche Länge der Akte wenig zu thun gewesen sei, auf die die neueren Schauspieldichter vor allem der Franzosen, die ja die muster- und regelgebenden waren, einen Wert legten. Lessing, der ja das Wesentliche von dem Unwesentlichen recht wohl zu unterscheiden wußte, stimmt zwar mit der Bemerkung des genannten Kunstrichters im allgemeinen überein, läßt aber dieses Beispiel gerade nicht als Beweis gelten. Denn, sagt er, die jammervollen Ausrufungen, die ganze Zeilen ausfüllenden abgebrochenen Wehlaute, „die mit ganz anderen Dehnungen und Absetzungen declamieret werden mußten, als bei einer zusammenhangenden Rede nöthig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich ebenso lang dauern lassen, als die andern. Er scheinet dem Leser weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen sein." Es ist somit nicht richtig, daß Winckelmann die Äußerung des Schmerzes im Philoktetes des Sophokles der dem Laokoon in dem plastischen Kunstwerke zugeschriebenen gleichstellt und von der bei dem epischen Dichter hervortretenden unterscheidet; sondern die beiden Dichter unterscheiden sich gemeinsam und gleichermaßen von dem Bildhauer in der Darstellung des Schmerzes; und was für Lessing noch wichtiger ist, auch Homer verfährt in dem gleichen Falle nicht anders als die beiden genannten Dichter. Dies ist für Lessing, der den Homer mit ähnlichen Augen ansieht, wie dies die griechischen und lateinischen Dichter ehemals auch thaten, nämlich als Muster und Vorbild, an dem man sich wie an der Natur bilden und belehren kann, ausreichend, um den Vergilius gegen Winckelmanns Tadel gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Ja, er gehet noch einen Schritt weiter, er bemerkt, daß, wenn einen der genannten Dichter je ein Vorwurf treffen könnte, eher noch der dramatische als der epische Dichter dies wäre. Denn bei dem letzteren ist das Geschrei doch nur durch einen Vers ausgedrückt, der ein erhabener Zug für das Gehör ist, während wir in der Tragödie nicht bloß einen schreienden Philoktetes zu hören glauben, sondern ihn wirklich schreien hören. Lessing fragt daher mit Recht, ob in der

Rechtfertigung des erzählenden Dichters auch der dramatische Dichter mitbegriffen sei. Er beantwortet die Frage nun allerdings bejahend, aber nicht ohne sie durch eine Reihe höchst feinsinniger Bemerkungen, die zur richtigen Auffassung und Würdigung der Tragödie manches beitragen, zu begründen. Er macht vor allem auf die Umstände aufmerksam, die sich mit dem körperlichen Schmerz verbinden, der selbst schon nach Ursprung und Art ein außerordentlicher war, die Einsamkeit einer menschenleeren Insel, die Hilflosigkeit in Folge des körperlichen Gebrechens, und nun auch noch die Entziehung des Bogens, der bisher noch sein einziger Schatz, sein einziges Hilfsmittel, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen, gewesen war: wen sollte dies alles zusammen nicht zum tiefsten Mitleiden bewegen? Und wenn er nun sieht, wie dieser Mann, der in Gefahr ist, dem tiefsten Elend, dem jammervollsten Untergang anheimzufallen, doch entschlossen ist, lieber alles über sich ergehen zu lassen, als in etwas zu willigen, was nach seinen Begriffen seiner unwürdig ist: wie sollte ihm da noch beikommen, die Klagerufe, die der Schmerz diesem so felsenfesten Herzen erpreßt, als weibisch und entwürdigend anzusehen? Der Dichter läßt der Natur ihr Recht zu teil werden, aber weiß auch, was Ehre und Pflicht von dem Manne fordern.

Viele andere treffliche Bemerkungen und Ausführungen, welche die ersten vier Abschnitte enthalten, insbesondere die nicht unergötzliche Vergleichung der griechischen Tragödie mit einer modernen desselben Namens übergehe ich, da auch das bereits Gesagte genügt, um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß Lessing mit vollkommenem Rechte den Grund, warum der Bildhauer in der Darstellung des Schmerzes anders verfuhr als der Dichter, nicht in dem Ausdruck der edlen Seele, sondern in dem inneren Gesetze der Kunst selbst sucht, welches dieser verbietet, den Ausdruck des Schmerzes auf den höchsten Grad zu steigern. Der Künstler kann von der immer veränderlichen Natur, insbesondere von einer Handlung, die einen gewissen Verlauf hat, nur einen Augenblick zur Darstellung bringen. Da nun aber seine Werke gemacht sind, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: so ist gewiß, daß dieser einzige Augenblick nicht fruchtbar genug gewählt werden kann, also auch noch der Einbildungskraft freies Spiel lassen muß. In dem ganzen Verlaufe eines Affektes aber ist kein Augenblick, der diesen Vorteil weniger bietet, als die

höchste Stufe desselben, da dieser z. B. bei dem körperlichen Schmerz nur entweder ein Nachlassen desselben oder ein Erliegen des leidenden Gegenstandes zu denken übrig läßt. Beides sind aber Zustände, die den Eindruck mindern. Es ist also schon das Gesetz der inneren Wahrheit, welches dem Künstler gebietet, in dem Ausdruck des körperlichen Schmerzes Maß zu halten. Ebenso aber auch das Gesetz der Schönheit, das nach Lessings Ansicht den Griechen unverbrüchlicher galt als den Neueren, die mehr das Ausdrucksvolle überhaupt erstreben und in diesem Streben sogar das Häßliche nicht verschmähen, wenn es ihnen Gelegenheit bietet ihre Kunst in der Nachahmung desselben zur Geltung zu bringen. Mit dem Gesetz der Schönheit aber läßt sich der höchste Ausdruck des körperlichen Schmerzes, der sich in dem Gesichte durch häßliche Verzerrungen äußert, namentlich auch ein lautes Geschrei, welches eine unschöne Öffnung des Mundes verlangt, nicht vereinigen. Darum also, meint Lessing, mußte der Künstler des Laokoon, wenn er auf die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes hinarbeitete, das Schreien in Seufzen mildern.

Weiter dem Gange der Lessingschen Untersuchung zu folgen verbietet der Zweck dieser Darlegung. Wie anziehend und belehrend zugleich namentlich für einen angehenden Jünger der Wissenschaft die Methode Lessings in der Behandlung solcher ganz in das Gebiet der Schule einschlagenden Fragen ist, dies dürfte auch aus diesem kurzen Umrisse der ersten Abschnitte des berühmten Werkes, das auch ein Meisterwerk in seiner Art genannt werden darf, hervorgehen.

Verstatten Sie, hochverehrte Anwesende, daß ich nun auch noch einen Blick auf das dritte der genannten Werke Lessings werfe. Zunächst bedarf es einer Rechtfertigung, warum ich auch die Hamburgische Dramaturgie in den Kreis dieser Betrachtung ziehe. Auf den ersten Blick scheint sie doch dem Gesichtskreis der Schule ganz ferne zu liegen. Hören wir Lessing selbst in der Vorrede oder vielmehr Ankündigung — denn die Schrift erschien in der Form eines Tag- oder Wochenblattes — sich über den Zweck derselben aussprechen: „Diese Dramaturgie, sagt er, soll ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers hier — d. h. in Hamburg auf der unter einer neuen Verwaltung stehenden Bühne — thun wird." Also ein ganz auf die praktischen Bedürfnisse des Thea-

ters gerichtetes Blatt! und noch dazu des vorigen Jahrhunderts! was geht dieses die Schule an? Und doch ist gleich dies zu bemerken, daß ein solches Blatt, das dem vorigen Jahrhundert angehört, eben dadurch auch eine literaturgeschichtliche Bedeutung hat, und zwar in doppelter Hinsicht, sowohl um seiner selbst willen, als wegen der in ihm besprochenen Schauspiele. Lessing bemerkt über diese: „Die Wahl der Stücke ist keine Kleinigkeit: aber Wahl setzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meisterstücke aufgeführt werden sollten, so sieht man wohl, woran die Schuld liegt.“ Es ist selbstverständlich, daß man unter diesen Umständen auch zu Übersetzungen seine Zuflucht nahm: thut man es doch heutzutage noch oft genug und zwar ohne daß gerade die Not dazu drängt. Um so mehr mag es gerechtfertigt scheinen, wenn man damals zu französischen, englischen, italienischeu, spanischen Bühnenstücken griff. Dadurch hat Lessing, und wir mit ihm, es vielfach mit Heroen wie Corneille, Racine, Voltaire zu thun und richtet auf Shakespeare, Calderon, und namentlich auch auf die Dichter des klassischen Altertums seinen Blick. So gewinnt Lessing Gelegenheit und Anlaß, auch auf die tiefsten Fragen der dramatischen Kunst und der philosophischen Kunstlehre einzugehen. Der Meister der griechischen Wissenschaft, Aristoteles, und seine Poetik werden dabei nicht oberflächlich berührt, sondern gründlich zu Rate gezogen und geprüft. Doch hat seine Untersuchung nicht bloß um dieser Erörterungen willen, die vielleicht mancher Leser jener Zeit als gelehrtes Beiwerk und lästige Auswüchse der dem Bedürfnisse des Tages gewidmeten Berichte betrachten mochte, für uns einen Wert. Es ist, wie schon oben bemerkt worden, für uns Deutsche, wenn unser geistiges Leben nicht in den Bestrebungen des Tages aufgeht, anziehend und belehrend, zu erfahren, wie es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem Bühnenwesen in deutschen Landen bestellt war. Daß das Bild, welches sich vor unseren Augen darbietet, kein ganz erfreuliches ist; wurde schon oben angedeutet. Lessing gibt uns noch besonders über die Sachlage Aufschluß in folgenden Worten: „Der Stufen sind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat; aber eine verderbte Bühne ist von dieser Höhe natürlicher Weise noch weiter entfernt: und ich fürchte sehr, daß die deutsche mehr dieses als jenes ist.“ Lessing hat gewiß das Seine dazu beigetragen, um eine Wiedergeburt vorzubereiten. Von den Meisterwerken der deutschen Bühnendichtung konnte er natürlich noch

10*

nicht berichten; deren Entstehung fällt ja in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und zwar, abgesehen von Lessings eigenem Lustspiele, das den Meisterwerken beigezählt zu werden pflegt, später als die Dramaturgie, deren erstes Stück vom 1. Mai 1767 datiert ist. So werden also vorzugsweise solche Stücke besprochen, die jetzt nicht leicht mehr auf der Bühne erscheinen, und soweit es ursprünglich deutsche Stücke sind, Werke von geringem Werte. „Indeß,“ sagt Lessing, ist es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es ist, und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urteilen lernt.“ Diesen Gewinn kann sich auch der Leser verschaffen, und er wird es gern thun an der Hand eines solchen Führers, wie Lessing ist, dessen Belehrung so sehr das Gepräge eines anziehenden Gespräches an sich trägt. Es ist schwer, aus der reichen Fülle des Inhaltes das auszuwählen, was einerseits sich durch bleibenden Gehalt auszeichnet, andrerseits doch nicht durch die eingehende Gründlichkeit der Behandlung eine ungebührlich lange Zeitdauer in Anspruch nimmt. Begreiflicherweise war es Lessing vor allem darum zu thun, den Vorurteilen zu Leibe zu gehen, welche jeder freieren Entwicklung der Kunst hemmende Fesseln anlegten. Als solche betrachtete er die von den Franzosen so ganz besonders gepriesene Lehre von den sogenannten drei Einheiten, deren einzig richtige Grundlage die schon von den Griechen geforderte und beobachtete Einheit der Handlung sei. Die Hinzufügung der Einheit des Ortes und der Zeit war für das neuere Drama umsoweniger erforderlich, als der bei den Alten durch die Anwesenheit des Chors in der Orchestra geübte Zwang für die neueren Dichter ja nicht vorhanden war. Für jene hätten diese beiden Einheiten daher als eine natürliche Folge ihrer Bühneneinrichtung, die selbst in dem religiösen Ursprung derselben ihren Grund hatte, gelten können; und doch machten sogar sie sich um höherer Zwecke willen von diesem Zwange los; bei den Neueren war sie eine willkürliche Satzung, mit der die Gesetzgeber selbst sich oft mehr zum Schein als in Wahrheit abfanden. Lessing hatte Veranlassung bei der Besprechung von Voltaires Merope und bei Berücksichtigung der selbstgefälligen Kritik, welche dieser an seinem Vorgänger, dem Italiener Maffei übte, diese Frage der Theorie zu erörtern. Eben dieses Drama führte auch zu einer eingehenden Betrachtung der verschiedenen Arten der Handlung, wie sie aus der Schrift des Aristoteles über die Dichtkunst bekannt waren und vielfach falsch beurteilt wurden, so daß Lessing manche

Irrtümer zu berichtigen in der Lage war. Daß aber keine Voreingenommenheit gegen die Nation, welche gern die Rolle von Gesetzgebern im Gebiete des guten Geschmackes spielte, sondern nur der lautere Zweck der Wissenschaft, die Erkenntnis der Wahrheit zu fördern, ihn bei seiner Kritik leitete, mag man daraus abnehmen, daß er mit einem Landsmann, der ihm sogar befreundet war, gleich unerbittlich ins Gericht geht.

Es war dies Christian Felix Weiße, der bekannte Herausgeber des vielgeliebten Kinderfreundes, der aber auch als Verfasser von Lustspielen einigen Beifall fand. Eines dieser Lustspiele, Amalie, wird in dem zwanzigsten Stücke mit einiger Anerkennung besprochen; doch ist Lessing mit der Gestaltung der Handlung nicht ganz einverstanden und gibt dem Freunde einige gute Ratschläge zu Verbesserungen. Viel entschiedener und herber dagegen verurteilt er dessen Tragödie Richard der Dritte. Weiße tritt hier gewissermaßen als Nebenbuhler Shakespeares auf: eine Kühnheit, die um so bedenklicher wird, da Weiße versichert, sich dieses Vorgängers nicht eher erinnert zu haben, als bis sein Werk bereits fertig gewesen sei. Er will sich dadurch wenigstens vor dem Vorwurf eines Plagiums bewahrt haben. Lessing meint, die Gefahr, ein Plagium an Shakespeare zu begehen, sei überhaupt nicht sehr groß. Denn „was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares. Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!" Diese Äußerung Lessings erklärt einer der bedeutendsten Kenner Shakespeares der neuesten Zeit, Kreyssig, als durchaus zutreffend. Sie bezeugt zugleich die nationale Unbefangenheit, zu der sich z. B. Voltaire in der Beurteilung Shakespeares nicht zu erheben vermochte. Was Lessing hier weiter über das Studium Shakespeares sagt, weist auf den Weg der künstlerischen Ausbildung hin, den unsere größten Dichter wirklich beschritten haben. Lessing hat sich durch diese Hinweisung als einen derjenigen gezeigt, die zuerst den hohen Wert des englischen Dichters erkannten, und er hat sich dadurch, daß er neben den Alten auch Shakespeare zum Studium empfahl, um das deutsche Volk wahrhaft verdient gemacht.

Die Hauptsache ist jedoch das Urteil über Weißes Richard.

Lessing erklärt diese Tragödie als eine solche, die ihren Zweck verfehlt. Er begründet dieses strenge Urteil auf die Zeichnung des Charakters Richards. Dieser sei, so wie ihn Weiße geschildert habe, unstreitig das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. „Ich sage," fügt er bei, „die Bühne; daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich." Die Geschichte läßt freilich in diesem Manne bei allen hohen Talenten, die ihm nicht abzusprechen waren, uns einen Ausbund von Heuchelei und Grausamkeit erkennen. Lessing geht auf die geschichtliche Würdigung des Mannes nicht näher ein; er bedarf es auch nicht, wenn es sich um die Beurteilung der künstlerischen Auffassung und Darstellung handelt. Denn der Dichter steht der Geschichte mit der Freiheit gegenüber, ohne die er seiner künstlerischen Aufgabe nicht gerecht werden kann. Wie in der früheren Erörterung über die richtige Gestaltung der Handlung, so zieht Lessing auch hier, wo es sich um die Charakterzeichnung handelt, die Lehre des Aristoteles in Erwägung. Dieser auf allen Gebieten wissenschaftlicher Erkenntnis bahnbrechende Philosoph sagt, die Tragödie soll Mitleid und Furcht erwecken. Daraus folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann noch ein völliger Bösewicht sein müsse. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke lasse sich jener Zweck erreichen. „Räume ich dieses ein," sagt Lessing, „so ist Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt; räume ich es nicht ein, so weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie ist." Lessing erkennt damit die berühmte Erklärung des Aristoteles als zu Recht bestehend an. Sie war damals großen Mißverständnissen ausgesetzt, die Lessing bekämpft und berichtigt. Es ist indessen daraus eine Streitfrage erwachsen, über welche in der neueren Zeit eine große Literatur sich entwickelt hat. Es mögen auch manche unberufene Geister mitgesprochen haben, die besser geschwiegen hätten. Im großen und ganzen aber läßt sich auch daraus wahrnehmen, wie das Streben nach Erkenntnis, und zwar nach Erkenntnis der Wahrheit als des einzigen Gegenstandes und Zieles wirklicher Erkenntnis, die Menschen beherrscht und somit dem wahren und höchsten Berufe, zu dem der Mensch von Gott selbst berufen ist, angehört. Es ist dies zugleich seine höchste sittliche Aufgabe, die sich als das Streben nach sittlicher Vervollkommnung bezeichnen läßt.

Daß dieses Streben — und damit wende ich mich an euch, geliebte Jünglinge, die ihr auf der Bahn dieses Strebens nach Erkennt-

nis und sittlicher Bildung die ersten Schritte unter der Leitung euerer Lehrer thut, insbesondere an Sie, meine lieben Freunde, die Sie im Begriffe sind, das was Sie sich an dieser Anstalt von Kenntnis und sittlicher Einsicht erworben haben, sei es auf einer höheren Stufe wissenschaftlicher Bildung oder auch im Leben, mit dem Sie je nach der Wahl Ihres Berufes, jedenfalls aber mehr als bisher in Berührung kommen, zu bewähren — daß dieses Streben, sage ich, nicht ohne Kampf bleibt, ja recht eigentlich in einem fortwährenden Kampf besteht, das wissen Sie. Sie haben es auf verschiedenen Wegen der Lehre und der Erfahrung gelernt. Sie haben auch unseren Lessing als einen der mannhaftesten Vorkämpfer auf diesem Kampfselde kennen gelernt. Sie wissen — und das, was ich im Eingange dieser Rede gesagt habe, bestätigt es — wie dieser im Laufe eines Jahrhunderts, das seit seinem Tode verflossen ist, fortwährend in der Liebe und Achtung seines Volkes, ja der gebildeten Menschheit gestiegen ist. Möge er auch Ihnen, geliebte Freunde, als eines der edelsten Vorbilder vorleuchten. Sie sind verpflichtet je nach dem Maße Ihrer Kräfte und nach der Richtung Ihres Strebens, jedenfalls auf dem Wege der sittlichen Erkenntnis zu folgen. Sie können nur dadurch die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott erfüllen, der Sie vor so vielen anderen, die dieses Glückes nicht teilhaftig werden, begnadigt hat, dadurch daß Sie Ihre ganze schöne Jugendzeit mit allen Kräften des Leibes und der Seele, die Ihnen Gott verliehen hat, diesem edelsten Berufe des Strebens nach sittlicher Bildung widmen dürfen. Wohlan, machen Sie sich durch die That dieser Auszeichnung würdig, und versäumen Sie nicht, wenn Sie dazu reif geworden sind, mit ganzer Gewissenhaftigkeit und voller Aufopferung die Pflicht des Mannes zu erfüllen, an die uns ganz kürzlich der Dichter gemahnte. Diese besteht, Sie wissen es, meine Freunde, darin, daß jeder an dem Platz, an den ihn das Schicksal gestellt, insbesondere in der sittlichen Gemeinschaft, der er angehört, nach dem Maß seiner Kräfte mit voller Hingebung für das Wohl seiner Mitmenschen wirke und schaffe. Mögen Sie Sich der Überzeugung, nach diesem Grundsatz gehandelt zu haben, dereinst getrösten können!

X.

Eines der Losungsworte, die in unserer Zeit vielfach vernommen werden, ist ohne Zweifel das Wort **Bildung**. Der Trieb nach Bildung ist, kann man wohl sagen, in alle Schichten des Volkslebens eingedrungen. Sie ist darum wohl auch **Volksbildung** genannt worden. Wenn man nun alle diejenigen, welche dieses Wort im Munde führen, fragen würde, was sie unter Bildung oder Volksbildung verstehen, so würde man wahrscheinlich ziemlich verschieden lautende, klarere und unklarere, richtigere und unrichtigere Antworten bekommen. Selbst die berufenen Vertreter der Volksbildung, die an mannigfachen Bildungsanstalten, sowohl denen, die schon von alters her bestanden, als auch denen, welche die neuere Zeit ins Leben gerufen hat, lehren und wirken, würden sich vielleicht nicht ganz einhellig über das Wesen der Bildung aussprechen, da je nach dem angestrebten näheren Ziele auch der Gesichtspunkt, aus welchem die Sache überhaupt betrachtet wird, sich verändert. Es muß aber doch wohl eine Auffassung denkbar sein, in der sich alle, auf welchem Standpunkte sie immer stehen, sei es auf dem der Bildung suchenden oder dem der Bildung verleihenden, und auf welchem Wege immer sie dieselbe finden oder gewähren zu können glauben, vereinigen werden, wenn sie nur ausgesprochen wird. Wenn es eine solche Auffassung gibt, so wird es wohl die rein natürliche, ich möchte sagen urwüchsige sein, die in ursprünglichen Verhältnissen des Menschen- und Völkerlebens begründet ist. Volk, Geschlecht, Familie, das sind die natürlichen und sittlichen Gemeinschaften, auf denen auch der Staat mit allen seinen Einrichtungen, Rechten und Pflichten beruht, und gerade die tüchtigsten Völker haben diesen Zusammenhang mit Geschlecht und Familie am zähesten festgehalten und zur Geltung gebracht. Zum Wesen einer sittlich wohl gearteten Familie gehört aber ohne Zweifel dies, daß sie das erworbene oder ererbte Gut zu

erhalten und zu mehren und auf die Nachkommen zu übertragen sucht. Ist sie von edlerer Art und geht ihr Dasein und Lebensglück nicht im äußeren Besitz auf, so hat sie wohl auch noch einen geistigen und sittlichen Schatz, den sie eben so treu wahren und pflegen und vermehren zu müssen glaubt, um auch ihn für fernere Zeiten ihren Nachkommen zu überliefern. So hat auch ein Volk, das in der Geschichte der Menschheit etwas bedeutet, eine Summe von materiellen und geistigen Gütern zu verwalten und zu pflegen und zu mehren, um sie nicht bloß in der Gegenwart zu gebrauchen und zu genießen, sondern auch auf die Nachkommen zu weiterer Nutzung und Vermehrung zu vererben. Was nun die materiellen Güter betrifft, so kann ein Volk noch weniger als eine Familie auch bei der treuesten Verwaltung der ungeschmälerten Erhaltung derselben sicher sein. Um so mehr muß es auf die Wahrung und Pflege des geistigen Schatzes bedacht sein, damit er ihm für immer erhalten bleibe und wo möglich wachse und gedeihe. Hat ein Volk diesen verloren, so hat es sich selbst verloren, und es könnte immerhin sich in sich spalten und je nach Vorteil und Gelüste sich anderen Gemeinwesen anschließen. Die Erhaltung dieses Schatzes aber kann sich nur dadurch vollziehen, daß er sich in Herz und Geist des Volkes selbst einprägt, in ihm Bestand gewinnt und so sich auf die Nachkommen fortpflanzt. Der Jugend also vor allem muß er eingeprägt und eingebildet werden, und aus dieser Jugendbildung entwickelt sich naturgemäß die Volksbildung, an der alle Glieder des Volkes, mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar teilnehmen.

Daß also auch die Jugend, und zwar diese in erster Reihe, bei der Wahrung dieses Schatzes beteiligt ist, unterliegt keinem Zweifel. Freilich ist er ihr nicht in seinem ganzen Umfang und Reichtum anvertraut, sondern nur in dem Teile, für den ihre Seele empfänglich ist. Die Wissenschaften berührt sie ja nur erst mit dem Lippenrande; tiefer ins Herz dringen die Töne der Dichtkunst ein und das Wort des Dichters haftet leicht und fest in der Seele. Vor allen natürlich sind es die heimischen Dichter, denen dieses Recht zusteht; ihnen gebührt es, die Laute der Muttersprache dem Kinde schon in süßen Melodien lieb und vertraut zu machen und zu verhüten, daß fremde Laute tiefer in der Seele sich einnisten und das reine Bild des Volkstums trüben. Wie schwer versündigen sich diejenigen an der Pflicht gegen ihr Volk, die darauf ausgehen, gleich das erste Lallen des Kindermundes zwei-

züngig zu machen. Wahrlich, es thut uns nicht not, nach fremden Schätzen zu schielen, da ja unser Volk einen Schatz der Dichtkunst besitzt, der so reich und edel ist, wie nur irgend einer eines anderen der neueren Völker. Fangen ja doch diese selbst mehr und mehr an, mit diesem Schatze sich bekannt zu machen und aus ihm Nutzen zu ziehen! Genügt es nicht einen Namen zu nennen, den die Welt kennt, um den die Welt uns beneidet? einen Namen, dem unser Gedenken zuzuwenden gerade dieses Jahr, dieser Monat uns besonders gemahnt [52]). Es ist in diesem Jahre ein halbes Jahrhundert, seit Göthe nach einem gottgesegneten Alter aus dieser Welt schied. Damals machte die Kunde von seinem Tode einen tiefen Eindruck auf die weitesten Kreise. Ein hochangesehener Philosoph, dem selbst das Wort der Dichtkunst nicht versagt war, gab der allgemeinen Trauer einen Ausdruck in dem Worte, daß das deutsche Volk, so lange es ihn besaß, nicht verwaist war, jetzt verwaist ist. Dieses Gefühl ist freilich in der Gegenwart nicht mehr lebendig. Wir haben uns nun schon ganz daran gewöhnt, ihn jener Reihe großer Geister einzuordnen, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete der Dichtkunst dem deutschen Volke eine ebenbürtige Stellung neben anderen Völkern verschafft haben, deren ältester und jüngster Genosse in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts aus dem Leben schieden [53]). Daß Göthe 27 Jahre, also beinahe ein volles Menschenalter später als Schiller starb, hindert nicht jenem in der Geschichte die Stellung des älteren Zeitgenossen zu sichern. Die tiefstgreifende Wirkung auf sein Volk und die Menschheit haben ja ohnedies diejenigen Dichtungen geübt, die nach Ursprung und Vollendung, letzteres freilich nur theilweise, dem vorigen Jahrhunderte angehören. So mag es verstattet sein, wie ich im verflossenen Jahre aus Anlaß des hundertjährigen Gedächtnistages von Lessings Tod dessen Bedeutung für unsere Schule zum Gegenstande meiner Betrachtung wählte, heute aus Anlaß des halben Jahrhunderts, welches seit Göthes Tod verflossen ist, der Bedeutung, die Er und seine Schöpfungen für die Schule haben, eine kurze Betrachtung zuzuwenden.

Fragen wir nun, was macht ihn unserer Jugend vor allem lieb und teuer, so sagen wir: wohl dasselbe, was in dem Herzen des ganzen Volkes die tiefsten Wurzeln geschlagen hat: sein echt deutsches Wesen, das, durch und durch wahr und frei, sich gibt, wie es ist, ohne Scheu und Verstellung. Es ist natürlich nicht unser Vornehmen,

mit literargeschichtlicher Vollständigkeit die frühesten Schöpfungen seines Dichtergeistes, die hier zunächst und zu allermeist in Betracht kommen, aufzuzählen; es genügt ja diejenigen hervorzuheben, an denen unsere heranwachsende Jugend am meisten Wohlgefallen findet. Da ist nun zuvörderst Götz von Berlichingen zu nennen. Er ging nicht gleich unter dieser Aufschrift aus Göthes Hand hervor, sondern als „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt." Diese ursprüngliche Bearbeitung gab der Dichter selbst bei Lebzeiten nicht heraus, sie durfte nach seinem Willen erst nach seinem Tode unter den nachgelassenen Werken in die Öffentlichkeit treten. Denn unmittelbar nach der Vollendung des Werkes, wie es in der ersten Handschrift vorliegt, ging er an eine Umarbeitung, die unter dem Titel: „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel" im Jahre 1873 „als ein Drama neuer Gattung die Nation überraschte", wie Michael Bernays in seinem verdienstlichen Werke, „Der junge Göthe" sich ausdrückt [54]). Diese zweite Bearbeitung hat nicht unbedeutende Kürzungen erfahren. Sie betragen in der Ausgabe von Bernays 15 Seiten. Der Dichter hat, um sein Werk der dramatischen Einheit, welche der künstlerische Verstand fordert, näher zu bringen, die gewaltigsten und glänzendsten Scenen und Stellen geopfert. Bedenkt man, daß dies ein 24jähriger Jüngling that, so weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die ureigene Schöpferkraft, die sich in diesem Werke offenbarte, oder den hohen Kunstverstand, der sich in dieser Selbstkritik kund gab, oder die sittliche Kraft, die den Dichter zu solcher Strenge und Selbstentsagung befähigte. Man könnte fast meinen hier einen Jünger des Dichters vor sich zu haben, den er selbst in einem Gedichte Roms Priester nennt, der aber jedenfalls einer der feinsten Kunstkenner seines Volkes war und die Dichter seiner Zeit dringend ermahnte, das kritische Messer nicht gar zu selten anzuwenden: eine Mahnung, die nach solchem Vorgange unseres genialsten Dichters wohl auch die heranwachsende Jugend unserer und aller Zeiten als eine sittliche Forderung für ihre eigenen Hervorbringungen sei es in dieser oder in späterer Zeit sich stets vor Augen halten möge. Bemerkt sei nur noch, daß der Götz, den wir gewohnt sind über die Bühne schreiten zu sehen, wie er in Göthes Ausgabe letzter Hand vorliegt, noch weitere nicht unbedeutende Kürzungen zum Zweck der Aufführung erfahren hat. Doch sind dies Angelegenheiten, die zunächst der Teilnahme der Jugend ferne liegen.

Diese wendet sich, und zwar mit vollem Rechte, ganz und voll dem Inhalte zu, der volkstümlich wirksamen, tiefergreifenden Handlung. Bei all dem Gräßlichen, Schauder Erregenden, das sie enthält, hat man doch immer das wohlthuende Gefühl, daß man auf trautem Heimatboden sich befindet, auf dem auch herrliche Tugenden ersprießen, Tapferkeit, Edelmut, Standhaftigkeit, Treue, Liebe, Geduld: Tugenden, die um so mehr zum Herzen sprechen, weil die Personen, in denen sie zum Vorschein kommen, so echt deutsch fühlen und handeln: vor allen der ritterliche Götz selbst, dessen Biederkeit so groß ist, daß sie kluger Vorsicht entraten zu können glaubt; dann seine starkmütige Heldengattin und seine liebevolle Schwester, dann, um von den historisch bedeutenden Personen ganz abzusehen und von denen, die um des Widerspiels willen da sind, der traute Junge Georg und der wackere Freund Lerse. Dieser ist ein überaus treffendes Beispiel für Göthes hohe Begabung, aus dem Leben und der Erfahrung zu schöpfen und diese seinen künstlerischen Zwecken dienstbar zu machen, so daß die Naturwahrheit und künstlerische Wahrheit sich zu einer lebendigen Einheit verbinden. Lerse war ein junger Mann aus Göthes Straßburger Bekanntenkreise. Er nennt ihn selbst in seinen Aufzeichnungen aus seinem Leben „ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart“, und an einer anderen Stelle einen, den man „als Muster eines deutschen Jünglings hätte aufstellen können.“ Wahrlich, was könnte es Anziehenderes geben für einen solchen, der auch die Art und Fähigkeit zu einem echt deutschen Jüngling in sich spürt, der es auch da bewähren möchte, wo die Gelegenheit und Versuchung zur Ausartung so nahe liegt, als an solchem Beispiel sich innerlich zu stärken und zu erheben? Wenn Göthe es für möglich und geeignet hielt, seinen Studiengenossen, den friedlichen Franz Lerse, der von sich selbst zu sagen pflegte, daß ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so mitten in das Kriegsgetümmel und die innigste Verbindung mit dem tapfersten Ritter zu versetzen, was könnte unsere Jünglinge, die sich mit ganzer Seele den wissenschaftlichen Studien hingeben, hindern, an dem tapferen, im Angriff und in der Verteidigung, in Not und Gefahr so treu und beständig ausharrenden Reitersmann die Gesinnung zu erkennen und sich tief ins Herz zu prägen, deren er unter Versuchungen und Gefahren anderer Art so dringend bedarf: der Treue und Beständigkeit bei dem, was er als das Rechte und Gute erkannt und erwählt hat. Vor

allem aber wende sich die Treue des Herzens und der Gesinnung dem Vaterland, dem Volkstum und seinem köstlichsten Gut, der **Muttersprache** zu. Auch hier kann unseren Jünglingen diese Tischgesellschaft und vor allem Göthe selbst als Muster vorleuchten. Er gehörte ja mit nichten zu den engherzigen und einseitigen Deutschtümlern, ja er war von Haus aus selbst etwas angesteckt von dem mit der Tugend unbefangener Anerkennung fremder Vorzüge so eng verbundenen Grundfehler unseres Wesens, das Fremde uns so anzueignen, daß es in unserem Wesen die Oberhand gewinnt. Ihm war die französische Sprache von Jugend auf lieb gewesen; er hatte sie, wie er sagt, in einem bewegteren Leben und ein bewegteres Leben durch sie kennen gelernt; sie war ihm ohne Grammatik und Unterricht durch Umgang und Übung zu eigen geworden. Weil er sich aber derselben mit größerer Leichtigkeit zu bedienen wünschte, so hatte er zum zweiten akademischen Aufenthalt Straßburg anderen Hochschulen vorgezogen. Die Gelegenheit war günstig. Göthe selbst auch durchaus fähig, die gute Eigenschaft der Franzosen, mit schonender Nachsicht und Feinheit die Anfänger in französischer Conversation zu meistern, anzuerkennen. Und doch war der Erfolg gerade der entgegengesetzte von dem, den er wünschte und erwartete. Wie das zugegangen, das muß man bei ihm selbst nachlesen; es gehört zu dem Köstlichsten, was dieses köstliche Buch in so reichem Maße enthält. Kurz! sie fassen den Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen. An ihrem Tische ward nur deutsch gesprochen. So zeigt alles, auch was auf eine andere Richtung hinzudeuten schien, das kerndeutsche Wesen unseres Dichters an, das ihn zu solchen Personen, wie Götz, hinzog und ihn, wie wenige, befähigte, solche Zustände, wie die im Götz dargestellten, mit Verständnis zu erfassen und mit innerer Wahrheit wiederzuspiegeln.

Diese Gesinnung und diese Fähigkeit führte noch zu anderen Hervorbringungen, die ebenfalls von hohem volkstümlichem Werte und für unsere deutsch gesinnte und nach wahrhaft deutscher Bildung verlangende Jugend gar köstlich sind. Hier kommt vor allem die auch noch aus der Jugendzeit Göthes stammende Dichtung „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung" in Betracht[55]. Wer weiß nicht, wie geringschätzig dieser „Meister des Handwerks" von den gelehrten Dichtern des 17. Jahrhunderts angesehen

wurde. Hatte sich auch eine richtigere Würdigung schon früher Bahn gebrochen, so war doch Göthe der erste, der ihm eine vollständige Ehrenrettung in dem oben bezeichneten Gedichte zu teil werden ließ. Es ist bewunderungswürdig, wie sehr Göthe es verstand, in Gehalt und Wesen der Dichtung des Meistersängers oder richtiger Volksdichters einzudringen und in diesem Sinne dessen inneren Beruf und höhere Weihe zum Dichter auszudrücken. Er bedient sich dabei der herkömmlichen Bezeichnung durch den Namen Muse und Musen und gebraucht ihn in dieser doppelten Weise mit Läßlichkeit und Freiheit, die ganz zu dem Wesen dieser Dichtung paßt. War doch der biedere Meister selbst so gut im hohen Olymp und im christlichen Himmel, wie auf der niedrigen Erde, in gegenwärtigen wie in vergangenen Dingen heimisch, die er allen seinen dichterischen und sittlichen Zwecken dienstbar zu machen versteht. Auch Göthe verstand es, seine Musen so auszustatten, daß sie nichts dem heimatlichen Boden und dem Vorstellungskreis des biederen Meisters Fremdes an sich tragen. Die Gaben, die sie ihm verleihen, stimmen ganz mit Gehalt und Form seiner Dichtungen überein. Hehrer als die anderen, die ihm auf irdischem Wege nahen erscheint „die Muse, heilig anzuschau'n, wie'n Bild unserer lieben Frau'n." Auch sie stellt sich nicht in einer dem deutschen Gemüte fremden Gestalt dar. Die Meister der bildenden Kunst, von denen Göthe selbst in schicklicher Weise den älteren Zeitgenossen und Landsmann des Hans Sachs, Albrecht Dürer, nennt, haben ja dieses Bild uns längst lieb und vertraut gemacht. Göthe selbst hat sich so sehr in die Sprech- und Reimweise des alten Meisters hineingelebt, daß er sie uns in veredelter Gestalt wiedergibt und so sich und anderen eine Art geläufig gemacht hat, die sich so bequem zur Poesie des Tages verwenden ließ. Jedenfalls aber hat auch diese Dichtung trotz ihres geringeren Umfanges und ihrer beschränkteren Beziehung dazu beigetragen, Liebe zu deutschem Wesen und Verständnis desselben zu wecken und zu fördern.

Freilich, sein höchstes und edelstes Erzeugnis in dieser Richtnng war diese Dichtung noch nicht; jenes gehört einer viel späteren Zeit und anders gearteten Kunstübung an. Daß dies so ist, zeigt schon die Versart, deren er sich in „Hermann und Dorothea" bedient. Diese unvergleichliche Dichtung, für die man noch keine allgemein anerkannte Artbezeichnung gefunden hat, ist in der Form des aus dem griechischen und römischen Altertum stammenden Hexameters

gedichtet, mutet aber uns doch nicht steif und fremd, sondern vertraut und wohlklingend an. Er befragte eben mehr sein an den klassischen Mustern und durch eigene Bemühung gebildetes Ohr als die Forderungen strengster Theorie, die denn doch mit sich selbst noch nicht ins reine gekommen war. Die Hauptsache war, daß sich ihm ein Stoff dargeboten hatte, wie er besser nicht erdacht werden konnte, und daß er an denselben herantrat mit der vollen Kraft jugendlicher Empfindung und der vollen Reife einer durch Erfahrung geläuterten Kunst.

Denn vor diese edelste Schöpfung seines Geistes fällt der für seinen Dichterberuf folgenreichste Abschnitt seines Lebens: seine Übersiedelung nach Weimar, sein Aufenthalt in Italien und sein Verkehr mit Schiller. Konnte jenes erste Lebensereignis in seinen unmittelbaren Folgen leicht den Anschein gewinnen, als ob der Einfluß des Hoflebens seinem dichterischen Schaffen hemmend und gefährdend entgegengetreten sei: nun, seine innere Kraft war nicht geschwächt worden; sie verstand es Fesseln zu sprengen, die sein Dichtergenius nicht zu ertragen geneigt war. Das Land, das ja von alten Zeiten her das deutsche Gemüt mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog, gab den Dichter sich selbst wieder und zeitigte manche der herrlichsten Früchte seines Geistes, denen nicht nur der beständiger blaue Himmel und die bezaubernde Schönheit des Landes, sondern auch die ganze Fülle der edelsten Erzeugnisse der Kunst, an denen sich die Anschauung und der Geschmack des Künstlers bildete, zu gute kam. So empfingen Iphigenie und Tasso die Gestalt, in der diese Dramen als unvergängliche und unvergleichliche Muster klassischer Schönheit dastehen. Daß mit dieser Kunstvollendung die volkstümliche Wirkung nicht auf gleicher Stufe steht, ist bei diesen Dichtungen sowohl um ihres Inhalts als ihrer Form willen begreiflich. Gleichwohl würde man fehl gehen, wenn man nur griechischen Geist, nichts von deutschem Gemüt darin erkennen wollte. Die Innigkeit und Zartheit der Empfindung, die in beiden Dichtungen waltet, stammt unzweifelhaft aus dem innersten Kern des eigenen Wesens. Daß aber in dieser Schule des klassischen Altertums und in diesem lebendigen Verkehr mit einem fremden Volkstum und einer fremden Sprache Sinn und Verstand für das eigene Volkstum und die heimische Sprache nicht Schaden litt, dies beweist eben jenes herrliche Gedicht, das ganz auf dem Boden deutschen Bürgertums erwachsen ist und zugleich in der ungezwungensten Natürlichkeit und Wahrheit einen weltgeschichtlichen Hintergrund hat, der an großartiger

Bedeutung dem der Ilias nicht nachsteht. So mag man es immerhin in Ermanglung einer besseren Bezeichnung ein Epos, und wenn man will, ein bürgerliches Epos nennen, eine Verbindung, die nicht in dem Grade, als manche glauben, einen inneren Widerspruch in sich birgt. Wie das aber immerhin sich verhalten mag, jedenfalls hat das deutsche Volk, hat die deutsche Jugend einen Schatz in ihm, den immer und immer wieder zu heben und sich zu eigen zu machen höchstes Recht und höchste Pflicht und höchster Genuß ist. Ein deutscher Jüngling insbesondere kann an dieser Dichtung sich selbst, seine Sinnesart und die Wahrheit und Echtheit seiner Bildung prüfen. Findet er an diesem Werke kein Wohlgefallen, vermag er nicht sich für dasselbe zu erwärmen, ja zu begeistern, kehrt er nicht immer von Zeit zu Zeit zu demselben zurück, so ist zu befürchten, daß sein Geschmack mehr verbildet als gebildet ist, daß sein deutscher Sinn erloschen, das Verständnis des klassischen Altertums, namentlich der homerischen Gedichte nie in ihm lebendig geworden ist. Der Dichter aber, der wohl einmal, als ihm der Wohllaut der fremden Sprache bezaubernd ins Ohr tönte und ohne Beschwer ihm von den eigenen Lippen floß, einen Unmutsseufzer über den rauheren Laut der Muttersprache sich entschlüpfen ließ, hat doch durch das, was er in jenem schöneren Lande selbst und nach seiner Rückkehr in die Heimat geschaffen hat, hinreichend gezeigt, daß das schöne Wort, „mein geliebtes Deutsch“ für ihn selbst keine gehaltlose Redensart war oder wurde.

Das eben angeführte Wort gemahnt an ein Werk, das, wenn irgend eines, die ganze Größe und Tiefe des geistigen Vermögens des Dichters zu erkennen gibt. Es steht auch wenigstens in seinem ersten Teile mit den besprochenen Schriften durch seinen volkstümlichen Ton und Gehalt in so naher Verwandtschaft, daß die Aufforderung zu einer näheren Betrachtung desselben groß genug zu sein scheint. Doch will ich ihr aus dem Wege gehen und zwar aus mehrfachen Gründen. Wie das Werk selbst in seinen beiden Teilen fast die ganze Lebenszeit des Dichters erfüllt, so ist auch sein Inhalt so vielgliedrig und mannigfaltig, so reich an Fragen und Rätseln, daß der zulässige Umfang einer solchen Rede, selbst wenn sie dieser Dichtung allein gewidmet wäre, nicht ausreichte, um nur einigermaßen Befriedigendes zu sagen. — Dann — und das fällt hier am meisten ins Gewicht — liegt sie doch den Zwecken der Schule ferner, die diese großartige Dichtung kaum in den Bereich ihrer eingehenden Betrachtung ziehen

könnte, ohne über die Grenzen ihres Berufes hinauszugreifen. Hier gilt es ja ohnedies nur auf einzelnes von besonders hervorragender Bedeutung für die Zwecke der Jugendbildung die Aufmerksamkeit meiner geehrten Zuhörer hinzulenken. Darum gehen wir an vielen der ihrem inneren Werte nach bedeutsamsten Werke in gebundener und ungebundener Rede ohne ein Wort vorüber und werfen nur noch einen Blick auf die lyrischen Gedichte.

Viele derselben erfüllen die Aufgabe des Liedes, sang- und volksmäßig zu sein, in hohem Grade und nähern sich dadurch mehr als viele andere Erzeugnisse dieser Art dem wahren Volksliede. Sind sie doch zum großen Teile aus eigener Herzens- und Lebenserfahrung hervorgegangen. Manche der in die erzählende Art einschlagenden Gedichte, wie „die wandelnde Glocke“, „der getreue Eckart“ sprechen schon das Kindesalter lockend und fesselnd an; andere haben durch ihre klassisch edle Einfalt in Sprache und Form für höher gebildete einen großen Reiz, wie „Adler und Taube“, „Seefahrt“, „das Göttliche“ und ganz besonders „Mahomets Gesang“, an dem, so wie es losgelöst von einem größeren Ganzen, dem es angehören sollte, unter seinen vermischten Gedichten steht, die Überschrift allerdings wunderlich anmutet[56]). Keines aber unter allen seinen Gedichten ist an sich und für die Auffassung der durch die klassischen Studien gebildeten Jugend wertvoller als die der Sammlung seiner Gedichte vorangehende Zueignung. Unter seinen frühesten Gedichten steht eins mit gleicher Aufschrift, das freilich weder im Ton noch Inhalt einige Verwandtschaft mit dem späteren an bezeichneter Stelle hat[57]). Dieses zeigt schon durch die edle Würde und Schönheit der Sprache und des Versmaßes die höchste Kunstvollendung. In dem edeln Gefäße aber wird uns der edelste Inhalt geboten, die reifste Frucht der Erkenntnis. Was die Überschrift besagt, ist klar. Der Dichter bringt dem Leser die gesammelten Gedichte dar. Dieseu Zwecke dient in leichterer, fast humoristischer Form das unmittelbar folgende kleinere Gedicht, Vorklage überschrieben. Es ist ein Wink für den Leser, der der ursprünglichen Entstehung und Beziehung, den Stimmungen und Seelenzuständen des Dichters, aus denen sie erwachsen sind, fremd gegenüberstehend wohl manchem Rätsel, manchem ungelösten Widerspruch begegnen wird. Das größere Gedicht dagegen ist seinem Hauptinhalte nach eine Selbstoffenbarung seines eigenen Dichterberufes. Ganz im allgemeinen genommen könnte man es mit jenem über

Hans Sachs vergleichen. Aber welche durchgreifende Verschiedenheit, wie in Form, so in Inhalt! Der Dichter verschmäht es hier ganz und gar den überkommenen mythologischen Namen der Muse nur zu nennen. Hier ist es die Wahrheit, die in göttlich hehrer Gestalt dem nach ihr strebenden, sich sehnenden Menschenkinde naht. In ihrem unkörperlich reinen Wesen kann sie ja dem sinnlichen Auge des Sterblichen sich nicht kund geben. So ist es auch nicht die reinste Gabe der Wahrheit, die ihr Schützling und Pflegling aus ihrer Hand empfängt, es ist vielmehr der Dichtung Schleier, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit", den sie ihm bietet als die Gabe, die seinem Wesen, seinem Drang und Streben entspricht, deren er aber nur wegen dieses heißen Strebens ,würdig und empfänglich ist. In der That, ein Wort der tiefsten Einsicht und Erkenntnis. Was wäre alle Dichtung, wenn ihr nichts von Wahrheit zu Grunde läge? was wäre der Dichter, wenn in jenem alten Sprichworte „die Dichter reden viel Lügen" das Urteil über diese gesprochen und besiegelt wäre? Auch durch ihre Gebilde, mögen wir sie auch Gebilde der Phantasie nennen — diese ist ja nichts anders, als die gestaltende Schöpferkraft, das Darstellungsvermögen — leuchtet etwas von göttlicher Wahrheit hindurch, wenn sie anders Wesen und Bestand gewinnen sollen. Damit hat aber auch der Dichter sein Wollen und Streben uns enthüllt und wir können mit aller Bestimmtheit annehmen daß er sich nicht als einen Lügendichter erweist. Sein ganzes Leben vom frühesten Knabenalter bis zum spätesten Greisenalter mit allen seinen Trübungen und Verirrungen gibt von diesem unablässigen Streben nach Wahrheit und Erkenntnis Zeugnis. Diesen Grundzug seines Wesens haben wir schon früher angedeutet. Er zeigt sich auch in der Offenheit seiner Selbstgeständnisse, in der rücksichtslosen Strenge seiner Selbstbeurteilung, die das Beschönigen anderen überläßt, auch das Verketzern, dem er ebenfalls nicht entgangen ist. Man könnte nun freilich sagen: Solche Selbstbekenntnisse sind ja nichts gerade seltenes! sie kommen sogar auch bei schwachen Menschen vor, die dies vor wie nach bleiben. Gewiß! und solche Selbstbekenntnisse sind ohne allen sittlichen Wert, wenn keine Kraft, kein Wollen, kein Wachstum im Guten daraus hervorgeht. Ja oftmals mögen sie auch, wenn sie sich der Öffentlichkeit aufdrängen, Erzeugnisse eitler Selbstbespiegelung sein, die besser im stillen Kämmerlein blieben und in dieser Kundgebung vor dem Einen unbestechlichen Zeugen eher rechtschaffene Frucht

der Besserung brächten. Nicht jeder ist berufen, sein Inneres dem Auge der Öffentlichkeit zu enthüllen. Aber auf den Dichter seines Volkes hat das Volk ein heiliges Recht, ihn ganz und wahr zu erkennen, damit auch von ihm gelte, was er die hehre Göttin in jenem Gedichte sagen läßt:

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt.

Mögen wir dieses Gute unserseits erkennen und uns, so viel wir vermögen davon anzueignen bestrebt sein! Möge insbesondere euch geliebte Jünglinge, die ihr nach den Schätzen der Weisheit, die sich euch nun aufthun werden, begierig seid, das Wort der Wahrheit gelten, daß an sie zu ewigem Bunde sich euer strebend Herz fest und fester schloß. Jedes edle und wahre Streben ist seines Lohnes gewiß. Denn nicht auf die Größe der Gaben, die man empfangen hat, kommt es an, sondern auf die Treue, mit der man das empfangene Pfund verwaltet und zu mehren bestrebt ist. Solchem Streben ist Gottes Segen gewiß.

XI.

Wenn wir am Schlusse dieses Schuljahres einen Blick auf den Verlauf desselben zurückwerfen, so begegnet unserer Erinnerung gleich in dem ersten Teile desselben eine erhebende Feier, welche diesem Schuljahre eine auszeichnende Zierde verleiht. Sie galt zwar nicht zunächst und unmittelbar dieser unserer Studienanstalt, die vielmehr schon ein halbes Jahrhundert früher in der Lage gewesen war, die gleiche Feier zu begehen, wie die, welche in den ersten Decembertagen des Jahres 1882 diese Räume in ungewöhnlichem Maße belebte und erfüllte; aber doch einer seit ihrer Gründung mit dem St. Anna-Gymnasium aufs engste verbundenen Anstalt, die von Anfang an bestimmt war, die Zwecke der schon in Wirksamkeit bestehenden Lehranstalt förderlich zu unterstützen. Daher konnte die Jubelfeier der jüngeren Anstalt sich gar nicht vollziehen ohne die innigste Teilnahme und Mitwirkung der älteren. Kurz, es war doch ein gemeinsames Fest für beide Anstalten, das von beiden in einmütiger Herzlichkeit begangen wurde. Damals war der Gegenstand der mit großem Beifall aufgenommenen Festrede, welcher sich dem Redner mit innerer Notwendigkeit aufdrängte, die Darlegung der Vorteile, welche durch die öffentlichen Erziehungsanstalten im Gegensatz von der Privaterziehung der Jugend unseres Volkes geboten werden [58]). Diese Vorteile ließen sich in bestimmte kurze Sätze zusammenfassen, denen unter dem nicht außer Acht gelassenen Vorbehalt eine überzeugliche Wahrheit nicht abzusprechen ist.

Indessen die Zahl der Zöglinge des Kollegiums bildet ja doch nicht mehr als den sechsten Teil der Gesamtheit der Schüler unserer Studienanstalt. Also fünf Sechstel derselben leben in anderen Verhältnissen als jene, leben in dem engeren Verbande der Familie, sei es derjenigen, der sie von Geburt an und somit durch göttliche

Fügung angehören, oder solcher, die sich ihnen geöffnet haben, in der Absicht, ihnen die fehlende Heimatstätte zu ersetzen. Bedenken wir, welch große Verschiedenheit der Lebensverhältnisse zwischen diesen Familien stattfindet, so ergibt sich auf den ersten Blick auch in Bezug auf die Studienverhältnisse der etwa 300 Stadtschüler ein nicht bedeutungsloser Gegensatz, in dem sie zu den Zöglingen des Kollegiums stehen. Für diese, mögen ihre Eltern auch in den verschiedensten Verhältnissen nach Wohnort, Stand, Vermögen und dgl. sich befinden, sind doch die Lebensverhältnisse innerhalb des Kollegiums in Bezug auf Wohnung, Kost, Aufsicht durchaus gleich; sie nehmen alle gleichmäßig teil an den Vorteilen des für die häuslichen Arbeiten der Schüler in Bezug auf Luft, Licht, Wärme trefflich eingerichteten Sales und können ungestört ihre Vorbereitung für die Unterrichtsstunden betreiben. Wie ganz anders steht es in dieser Hinsicht bei den Stadtschülern! Die ganze Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und Bedingungen, unter welchen diese ihre häuslichen Arbeiten verrichten, eingehend zu schildern wäre ja teils unmöglich, teils ungehörig und zwecklos. Darum begnüge ich mich den Blick meiner hochgeehrten Zuhörer auf einzelne hervorstechende und für die Leistungen der Schüler nicht ganz unwichtige Unterschiede hinzulenken. Diese sind teils innerer, teils äußerer Art, d. h. teils solche, die unmittelbar auf das sittliche Verhalten und die geistige Thätigkeit des Schülers einen förderlichen oder nachteiligen Einfluß üben, teils solche, die nur mittelbar auf den inneren Menschen wirken, die also zunächst das leibliche Leben betreffen. Für den Zweck der Schule aber kommt doch vorzugsweise die Rückwirkung, die bei der innigen Verbindung von Leib und Seele die leiblichen Zustände auf das Seelenleben ausüben, in Betracht. Von diesen also lassen Sie mich zuerst reden, da gerade in diesem Bereiche der Unterschied in den Verhältnissen der Stadtschüler und der Zöglinge des Kollegiums am augenfälligsten zu Tage tritt.

Während letztere, wie schon bemerkt worden, einen Einfluß der Vermögens- und Standesverhältnisse ihrer Eltern auf die Bedingungen, unter denen sie ihre Studien betreiben, wenig oder gar nicht zu empfinden bekommen, macht dieser sich für die Stadtschüler auf die mannigfaltigste Weise fühlbar. Ich muß zu letzteren auch diejenigen rechnen, die außerhalb der Stadt in den umliegenden Ortschaften wohnend oft einen nicht unbeträchtlichen Weg täglich mindestens zweimal zurückzulegen haben. Mag nun die Leibesbewegung als

Gegengewicht gegen die sitzende Lebensweise und Beschäftigung an sich wohlthätig und erfrischend wirken, das ist doch nicht zu leugnen, daß ein stundenlanger Weg, zumal im Winter und gegen Abend, eine Ermüdung hinterläßt, die der frischen Arbeitslust leicht einigen Eintrag thut. Denken wir uns aber noch hinzu oder nehmen wir diesen Fall auch für sich allein an, daß Armut in dem Hause herrscht, welche die Eltern zwingt in allen äußeren Lebensbedürfnissen sich aufs äußerste zu beschränken, welche nicht erlaubt, dem Sohne ein anderes Arbeitszimmer zu gewähren als die gemeinsame Wohnstube einer vielleicht kinderreichen Familie, von welchen dieser das älteste ist, denken wir dazu eine vielleicht recht unzulängliche Beleuchtung und manches andere, was mit solchen Verhältnissen gar leicht verbunden ist, so wird man wohl zugeben müssen, daß unter solchen Umständen dem Schüler es schwerer gemacht wird, seine Aufgaben gut zu lernen oder schriftlich auszuarbeiten und sich auf die Unterrichtsstunden vorzubereiten, als dem, der in einem schönen geräumigen und wohlbeleuchteten Studirsale bei allgemeiner Stille unter guter Aufsicht dieselben Pflichten zu erfüllen hat. Ich beschränke mich absichtlich auf diese ganz allgemein gehaltene Betrachtung, obgleich noch mancherlei Nebenumstände hereinspielen mögen, die auch ganz und gar nicht ohne Einfluß auf die Thätigkeit und Leistung des Schülers sind, um nicht der Annahme Raum zu geben, daß geradezu bestimmte Fälle der Darstellung zu Grunde liegen, was dem Zwecke derselben nicht entspräche. Dieser geht ja doch nur darauf hin, zu allererst uns Lehrern selbst, dann, soweit Gelegenheit dazu gegeben ist, den Eltern Erwägungen nahe zu legen, die sie zu einer billigeren Beurteilung mancher Thatsachen und Erscheinungen veranlassen und den Entschluß bestärken wird, nur um so mehr die liebende Fürsorge für das Wohl der anvertrauten Seelen walten zu lassen. Am allerwenigsten aber möchte ich mit den vorgehenden Bemerkungen lässigen und pflichtvergessenen Schülern einen Vorwand zur Bemäntelung und Beschönigung ihrer Versäumnisse und unbefriedigenden Leistungen bieten. Vielmehr möchte ich ihnen die oft gemachte Wahrnehmung, die ihnen selbst im Laufe ihrer Studien an den Beispielen berühmter Männer entgegentreten wird, zu Gemüte führen, daß bei gutgearteten Naturen gerade äußere Erschwerungen die innere sittliche Kraft wecken und stählen und somit einen wesentlichen Anteil an der Heranbildung ihrer geistigen Tüchtigkeit haben. Um aber ein dem hier vorliegenden Falle näher kommendes

Beispiel anzuführen, so erwähne ich, daß ich aus dem Munde eines Mannes [59]), der zu den angesehensten Gelehrten unseres Vaterlandes gerechnet wird, mehrfach die Äußerung vernahm, es falle ihm nicht schwer, auch in lärmender Umgebung ungestört zu arbeiten, weil er sich schon als Knabe daran habe gewöhnen müssen, am gemeinsamen Familientische unter jüngeren Geschwistern seine Aufgaben zu fertigen. Ein ermunterndes Beispiel für willige und pflichteifrige Schüler, die in ähnlicher Lage sich befinden!

Indessen, wer sollte sich nicht freuen, daß doch wohl nur der geringere Teil unserer Schüler in dieser ungünstigen Lage sich befindet, daß vielmehr nicht wenige derselben sich glücklicher Lebensverhältnisse zu erfreuen haben und daher auch die äußeren Bedingungen zur Betreibung ihrer Studien so günstig sind, als sie nur sein können. Glücklich der Mensch, den frohe Erinnerungen aus der Jugend durchs Leben begleiten! Sie sind ihm ein Quell der Gemütserfrischung, dessen Wirkung mit den zunehmenden Jahren nicht abnimmt, sondern vielmehr in verjüngter Kraft sich erneuert. Denken wir also Knaben und Jünglinge, in deren Leben keine Kümmernisse und Nahrungssorgen der Eltern ihren trüben Schein werfen; denken wir, daß von frühester Jugend an Leib und Seele bei ihnen die sorgfältigste Pflege genossen und daß die Einwirkung einer gebildeten Umgebung zunächst auf Sprache und Ausdruck, dann aber auch auf Anregung des Denkvermögens einen förderlichen Einfluß übt, der ihnen auch später bei der Aufnahme des Unterrichtes in der Schule zu statten kommt. Überdies werden ihnen frühzeitig allerlei Mittel der Unterhaltung und Belehrung zugeführt, deren unsere entwickelte Industrie im Bunde mit der Kunst eine reiche Fülle in schönster Auswahl darbietet. Freilich ist nicht zu verkennen, — die Erfahrnng hat es zu oft gezeigt, — daß diese Vorteile der ersten häuslichen Erziehung nach dem Eintritt der Kinder in die öffentliche Schule sich nicht immer thatsächlich bewähren. Es sind eben doch nur äußere Einflüsse, die ihre Wirkung nur in dem Maße und in der Weise zur Geltung bringen, als die innere Empfänglichkeit, die geistigen und sittlichen Anlagen des Menschen es verstatten. Liegt doch auch die Gefahr nahe, daß die Fülle des Guten und Schönen, welche das jugendliche Leben umgibt, eine gewisse Überreizung und Übersättigung hervorbringt, welche der Empfänglichkeit für das, was der Unterricht später bietet, eher Abbruch thut als Förderung verleiht. Es ist selbstverständlich,

daß zwischen den geschilderten Gegensätzen sich noch zahlreiche Zwischenstufen befinden, die mehr oder weniger an den Vorteilen oder Nachteilen der einen oder anderen Art teilnehmen. Weiter auf einzelnes einzugehen ist weder nötig noch angemessen. Hier handelt es sich nur um die Frage, wie sich die Schule gegenüber dieser Mannigfaltigkeit der häuslichen Verhältnisse in Bezug auf die Erfüllung der ihr obliegenden Aufgabe gestellt findet und zu verhalten hat.

Zuvörderst ist soviel klar, daß Schule und Haus zu gemeinsamer Arbeit berufen sind an dem Werk der Erziehung der heranwachsenden Jugend. Wie groß und wichtig und schwierig dieses Werk ist, ersieht man sofort, wenn man sich die ganze Verpflichtung, die es in sich schließt, klar zu machen sucht. Sie stellt sich uns bei näherer Betrachtung als eine dreifache dar. Zunächst gilt sie dem zu erziehenden Menschen selbst. In diesem alle guten Anlagen zu pflegen und zu entwickeln, die bösen Triebe und Neigungen, die sich ja auch frühzeitig in der menschlichen Brust regen, zu bekämpfen und niederzuhalten, jene durch Unterricht und Gewöhnung so zu stärken, daß die guten Bestrebungen allmählich die Oberhand in dem Menschen gewinnen. Dies ist die Pflicht des Erziehers, durch deren treue Erfüllung er das Seinige thut, um den seiner Pflege anvertrauten Menschen zu dem Ziele hinzuführen, ein guter Mensch zu werden, der in sich selbst die Bedingungeu menschlicher Glückseligkeit trägt, wie und soweit dieselbe menschlichem Wesen zukommt. Da dieses aber sowohl von Natur als vermöge seiner eigenen Thaten fern steht jeglicher Vollkommenheit, die allein in Gott ist, so kann seine Glückseligkeit auch nicht auf seinem Wesen beruhen, sondern nur Gottseligkeit sein, die auf der Erkenntnis und Liebe Gottes beruht. Diese zu gründen und zu mehren in den Herzen der Jugend, dies ist um ihrer selbst willen die erste und heiligste Pflicht des Unterrichts und der Erziehung: den Menschen fähig zu machen ein Glied des großen Gottesreiches zu werden.

Wo aber die Gottesliebe im Herzen wohnt, da wohnt auch die Menschenliebe. Jene kann sich ja thatsächlich nur durch diese bewähren. Diese aber bewährt sich darin, daß jeder, so viel an ihm ist, beiträgt zu dem Wohle seiner Nebenmenschen. Zu diesem Zwecke muß er sich vor allem frei machen von Eigenliebe und Selbstsucht, die, mag sie sich als Ehr- oder Habsucht oder wie immer darstellen, den Menschen dazu treibt, alles seinem vermeintlichen Nutzen unterthan zu machen,

nicht aber das Seinige auch zum Wohle anderer gedeihen zu lassen. Um dieses fördern zu können, muß er sich aber auch tüchtig machen an Leib und Seele. Er muß jenen üben und stärken, damit er fähig und geschickt sei, als Organ des Geistes zu dienen, der selbst in seinen Fähigkeiten entwickelt und gestärkt werden muß, um der hohen Aufgabe, die ihm zufällt, gewachsen zu sein. Dazu bedarf es mannigfaltiger Kenntnisse, klaren Verstandes und entwickelter Einsicht. Der Wille muß auf das Gute gelenkt, die Willenskraft gestärkt werden, damit sie im Kampf des Lebens nicht erlahme oder von den Kräften des Bösen, die von innen und außen drohen, übermocht werde. Zu so hoher Einsicht und Erkenntnis, zu so mächtiger Thatkraft, als erforderlich ist, um eine auf das große Ganze der Menschheit sich erstreckende Wirksamkeit zu entfalten, vermögen freilich nur wenige sich zu erheben. Es sind dies die wahrhaft gottbegnadeten Menschen, die auserlesenen Rüst- und Werkzeuge in der Hand Gottes, die durch ihre schöpferischen Thaten und Leistungen auf der höchsten Höhe der Menschheit stehen. Der weitaus größte Teil auch der tüchtigsten muß sich einen engern Kreis der Wirksamkeit erwählen, der aber immer noch groß genug ist, um die ganze Kraft der Begabtesten und Strebsamsten in Anspruch zu nehmen. Dieser engere Kreis der Menschheit ist selbstverständlich das Vaterland.

Wer könnte dieses Wort aussprechen, diesen Begriff in sein Herz fassen, ohne sich in seinem Innern erwärmt und gehoben zu fühlen! Der Deutsche darf es ja jetzt in besonderem Maße, nachdem sein Vaterland, sein Volk eine Probe seiner Tüchtigkeit vor der ganzen Welt abgelegt hat, die ihm keines der anderen Völker vorher zugetraut haben mochte. Jeder Deutsche ist nun aber nach dem Gange, den die Geschichte des deutschen Volkes genommen hat, in der Lage, außer dem großen, gemeinsamen noch ein besonderes engeres Vaterland zu besitzen. Auch dessen, mag es groß oder klein sein, braucht sich kein Deutscher zu schämen; denn alle haben teilgenommen an der gemeinsamen Gefahr, an der gemeinsamen Arbeit, an dem gemeinsamen Ruhme, und Bayern insbesondere hat unter dem erhabenen Vorgange seines Königs seinen hervorragenden Anteil daran. Dies also ist der nächste Bereich, in dem unsere heranwachsende Jugend die Frucht der gewonnenen Bildung, die Tüchtigkeit des Wollens und Könnens zu erproben hat. Es ist ja nur die Schuld des Dankes, die jeder entrichtet, für das, was er selbst unter der Obhut und Fürsorge des Staates

geworden ist, eine Schuld, die erleuchtete Männer des vorchristlichen Altertums besser erkannten und würdigten, als es heutzutage vielfach zu geschehen scheint.

Wenn also in die hohe und verantwortungsvolle Aufgabe der Erziehung und Bildung der Jugend sich Haus und Schule teilen, so ist es begreiflich, daß dieselbe in möglichster Vollkommenheit nur dann gelöst werden kann, wenn beide einträchtig zusammenwirken. Daß ein Zusammenwirken zwischen zwei — wollen wir sagen gleichberechtigten Gewalten — denn eine Gewalt muß ja der Erzieher über den zu Erziehenden haben — nicht immer leicht ist, zeigt die Erfahrung, am wirksamsten und anschaulichsten in jenen Thatsachen, die in der Geschichte der Menschheit verzeichnet sind. Ist diese nicht erfüllt von Streit und Kampf um sei es wirkliche oder vermeintliche und angemaßte Rechte, über dessen lautes Tosen der stille Gang der Entwicklung und Fortbildung des Menschengeschlechtes kaum bemerkt wird? Zu dieser stillen Thätigkeit gehört aber gerade auch das Werk der Erziehung. Aber auch dieses geht nicht ohne Kampf von statten; ist doch Erziehung und Unterricht selbst ein steter Kampf mit Unwissenheit und schlimmen Neigungen, der sich indessen von den meisten anderen Kämpfen und Streitigkeiten dadurch unterscheidet, daß der Sieger den Besiegten nicht in eine schlimmere, sondern in eine bessere Lage zu versetzen, ja ihn eigentlich frei zu machen sucht von jenen Mächten, die über ihn Gewalt haben und das Bessere in ihm nicht aufkommen lassen. Damit nun aber der Lehrer und Erzieher das ihm vorgesteckte Ziel erreiche, muß er den Kampf in den zu erziehenden Menschen selbst übertragen, er muß den Willen zum Guten in ihm so beleben und kräftigen, daß er über die widerstrebenden Neigungen Herr und somit der hilfreichste Bundesgenosse des Erziehers selbst werde. So schwierig die Lösung dieser Aufgabe an sich und so unvollkommen vielfach der Erfolg ist, über die Richtigkeit des Grundsatzes selbst besteht wohl kein Zweifel und Streit. Schwieriger ist die Verständigung über das Zusammenwirken von Schule und Haus, über den Anteil, den jede von beiden Gewalten an dem gemeinsamen Werk der Erziehung hat. Darüber herrschten von jeher verschiedene Ansichten, die auch in dem Leben der Völker und den Einrichtungen der Staaten Geltung zu gewinnen wußten. Am anschaulichsten hat sich diese Verschiedenheit in zwei Staaten des griechischen Altertums ausgeprägt, deren innerer Widerstreit durch das Streben nach Vorherrschaft bekanntlich in

äußeren Krieg ausartete und durch die Folgen desselben für die Freiheit und das Wohlbefinden des griechischen Volkes selbst verhängnisvoll wurde. In dem spartanischen Staatswesen war das Recht der Familie aufs äußerste beschränkt und die Jugend schon von frühester Kindheit an ganz der Pflege und Leitung des Staates überantwortet, der freilich in der Erziehung die Ausbildung zu kriegerischer Tüchtigkeit und Ueberlegenheit gar zu einseitig zur Geltung brachte. Die entgegengesetzte Richtung schlug das athenische Staatswesen ein, das der persönlichen Freiheit und dem Selbstbestimmungsrecht des einzelnen möglichsten Spielraum bot und darum auch die Erziehung der Jugend zwar im großen nnd ganzen unter die Obhut der Gesetze nahm, aber doch das Recht der Eltern möglichst wenig beschränkte und auch Kunst und Wissenschaft wenigstens grundsätzlich sich frei entfalten und auf dem Gebiete der Jugendbildung bewegen ließ. Darum wurde Athen im fünften Jahrhundert v. Chr. der Sammelplatz von Männern aus allen Ländern des weitverzweigten Griechenvolkes, die in irgend einer Kunst oder Wissenschaft Meister waren, oder zu sein glaubten. Manche unter ihnen boten um geringeres oder größeres, zum Teil sehr hohes Honorar[60]) der bildungsbedürftigen und begierigen Jugend Lehre und Unterweisung an und fanden besonders dann, wenn ihr Unterricht sich auf die Ausbildung der Redegewandtheit und die zur Beteiligung am Staatswesen erforderlichen Kenntnisse erstreckte, zahlreichen und eifrigen Zuspruch.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn wir heutzutage nur die Wahl zwischen diesen beiden Wegen der Bildung und Erziehung der Jugend hätten, die meisten wohl unbedenklich das Verfahren der Athener dem der Spartaner vorzögen. Denn wenn man auch gerne die Mühe und Sorge für die Erziehung und den Unterricht der Kinder dem Staate überläßt, ganz entschlagen des Rechtes über seine Kinder will man sich denn doch nicht. In Wirklichkeit stimmen die heutzutage geltenden Grundsätze, so verschieden auch sonst die bestehenden Staatseinrichtungen unter sich sein mögen, weder mit dem Verfahren des einen noch des anderen jener beiden alten Staaten ganz überein. Es ist dies um so mehr begreiflich, als die heutzutage bestehenden Ordnungen das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung sind, bei der eine andere Grundlage gegeben war und andere Kräfte mitwirkten, als bei jenen Staaten des Altertums. Betrachtet man die Verschiedenheit nur äußerlich und oberflächlich, so kann man sagen,

daß die Einrichtungen der Gegenwart auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichtes weder so weit in dem Zwang gehen, wie in dem spartanischen, noch so weit in der Freiheit, wie in dem athenischen Staatswesen. Wenn das letztere wohl in dem Bereich des eigentlichen Elementarunterrichtes etwas unserem Unterrichtszwange annäherungsweise entsprechendes aufzuweisen hatte, so ging es doch über diesen Bereich gesetzlicher Einwirkung in keiner Weise hinaus. Ob ein Vater seinen Sohn noch etwas weiteres zum Zweck der Ausbildung seines Geistes lernen lassen wollte, als er sich in der Elementarschule angeeignet hatte, und auf welchem Wege er dies bewerkstelligen wollte, war jedem selbst anheimgestellt. Lehrer und Führer in dieser Richtung boten sich ja seit dem 5. Jahrhundert vor Chr., wie oben bemerkt worden, zahlreiche dar. Daß von diesen Anerbietungen in der Regel nur die Söhne wohlhabender Familien Gebrauch zu machen in der Lage waren, ist nach dem Gesagten selbstverständlich, da ja die ärmeren sich damit begnügen mußten, ihre Söhne irgend ein nährendes Gewerbe erlernen zu lassen. Heutzutage ist es zwar auch noch den Eltern überlassen zu entscheiden, ob sie ihren Kindern eine weitere Bildung, als die in der Elementarschule gewonnene, angedeihen lassen wollen oder nicht; aber es sind doch auch den ärmeren durch das Bestehen öffentlicher Schulen aller Art Mittel und Wege gegeben, von den höheren Bildungsanstalten Gebrauch zu machen. Ferner sind diese zum größeren Teile Staatsanstalten, deren Bestand und Einrichtung ganz durch die Fürsorge des Staates geregelt ist, aber, selbst wenn sie Privatanstalten sind, doch der obrigkeitlichen Aufsicht unterliegen, die sich auf äußere und innere Verhältnisse erstreckt. Es ist gewissermaßen nur die Bewährung eines Naturgesetzes, daß, was der Staat dem einzelnen an Vorteilen gewährt, er ihm an der Bethätigung seines Selbstbestimmungsrechtes entzieht. Jedem bleibt es unbenommen selbst zu entscheiden, ob er seine Kinder einer der höheren Bildungsanstalten anvertrauen will oder nicht; entschließt er sich aber dazu, so übernimmt er zugleich die Verpflichtung, die bestehende Ordnung thatsächlich anzuerkennen. Es mag nun wohl vorkommen, daß einzelne Bestimmungen den Eltern als willkürliche Eingriffe in ihre unveräußerlichen Rechte erscheinen. Eine billige Erwägung wird aber wohl leicht zu der Vermutung oder Einsicht führen, daß auch für solche Bestimmungen triftige Gründe und zum Teil sogar zwingende Erfahrungen maßgebend waren, und daß die dem einzelnen zugemuteten Opfer somit dem

Gemeinwesen, von dem er selbst ein Glied ist, dargebracht werden. Das aber wird gerade von allen, die in Fragen der Erziehung eine umfassendere Erfahrung und Einsicht besitzen, als ein Hauptvorzug des Schulunterrichtes auch vor dem besten Einzelunterrichte betrachtet, daß ersterer das Gemeingefühl weckt und stärkt und manche sittliche Tugend, insbesondere die im Leben so oft dringend nötige Selbstverleugnung fördert. Indessen selbst der Eigennützigste, dem jede Rücksicht auf das Gemeinwohl fremd ist, würde bei unbefangener Prüfung leicht wahrnehmen, daß bei dem Opfer an Selbstbestimmungsrecht, welches der Staat von ihm fordert, der Gewinn für ihn größer ist als der Verlust. Denke er sich nur einmal die höheren Schulen, welche jetzt von dem Staate eingerichtet sind und geleitet werden, weg und sich selbst in der Frage über die weitere Ausbildung seiner Kinder seinem Selbstbestimmungsrechte ganz wieder zurückgegeben, so wird er bald bemerken, wie groß die Schwierigkeiten sind, denen er gegenübersteht, und die Opfer, die er zu bringen hat, und wie dann doch immer noch die Gefahr besteht, Mißgriffe zu machen, die vielleicht nicht mehr gut gemacht werden können.

Eine recht anschauliche Schilderung solcher Zustände finden wir in einem der schönsten Dialoge Platons. Ein junger Mann aus einem der angesehensten Häuser Athens kommt spät abends von der Verfolgung eines flüchtig gewordenen Sklaven nach Hause zurück. Da erfährt er, der berühmte Protagoras sei in Athen. Er hat von ihm gehört, er sei einer der ersten Meister der Rede, der sich erbiete auch andere in dieser Kunst zu unterrichten und in all den Kenntnissen zu unterweisen, die sie befähigen im Staate dereinst eine hervorragende Rolle zu spielen. Der ehrgeizige Jüngling ist Feuer und Flamme. Darauf war ja sein ganzes Verlangen gerichtet. Am liebsten wäre er gleich auf der Stelle hingegangen in das Haus des reichen und gastlichen Kallias, wo Protagoras nebst andern ebenfalls berühmten Lehrern Aufnahme gefunden hatte. Allein es ist zu spät, er muß sein Verlangen auf den nächsten Tag versparen. Da aber am frühesten Morgen eilt er in das Haus eines älteren Freundes, der ihn bei Protagoras einführen und die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches vermitteln soll. Kaum vermag dieser seinen Feuereifer so lange zu zügeln, um die passende Morgenstunde zu dem beabsichtigten Besuche abzuwarten. Dieser Verzug gibt nun Gelegenheit zu einem Gespräche, in welchem der junge Mann zeigt, daß er sehr unklare Vorstellungen

hat von dem, was er von Protagoras zu lernen hofft. Gleichwohl ist er bereit jeden Preis für den Unterricht zu bezahlen; er ist weder mit Vater noch Bruder noch mit dem älteren Freunde darüber zu Rate gegangen, ob er diesem fremden Manne sich anvertrauen solle, der sich einen Weisheitslehrer nannte und an vielen Orten schon unter diesem Namen aufgetreten war und sich Geld und Ruhm erworben hatte. Er muß erst auf die Gefahr aufmerksam gemacht werden, die darin besteht, daß er, ohne zu wissen, ob die Kenntnisse, die er sich in dem Unterrichte des Protagoras anzueignen gedenkt, der Seele, in die er sie aufzunehmen hat, zuträglich sind oder nicht, sich doch ohne weiteres dazu entschließt. Besonnener pflege man bei der Wahl und Aufnahme leiblicher Nahrung zu Werke zu gehen.

Doch — so möchte mancher sagen — dieses Bild von Zuständen einer längst vergangenen Zeit paßt doch ganz und gar nicht auf unsere dermaligen Verhältnisse. Dieser Einwand ist allerdings wohl berechtigt, aber eben nur deswegen, weil es öffentliche Schulen von Staats wegen gibt, und zwar für alle Stufen des Unterrichtes und der wissenschaftlichen Ausbildung, außer den unerläßlich notwendigen Elementarschulen auch Mittel- und Hochschulen. Denken wir nur, diese letzteren beständen nicht, so würden wir sofort einsehen, daß die an unseren Hochschulen von Staats wegen wirkenden Vertreter der verschiedenen Wissenschaften, denen unsere auf den Mittelschulen vorbereiteten Jünglinge mit vollem Vertrauen, die für ihren künftigen Lebensberuf erforderliche Unterweisung zu empfangen, nahen können, sofort die Stellung von Privatgelehrten und Privatlehrern einnähmen, die nicht gesichert wären gegen das laute Vordrängen großsprecherischer Schwindler, die ihre wissenschaftliche und sittliche Hohlheit durch marktschreierische Ankündigungen zu ersetzen suchten. Der Bestand der Hochschulen ist aber nur unter der Voraussetzung vom Staate eingerichteter und überwachter Mittelschulen denkbar. Die diesen angehörigen Knaben und Jünglinge genießen nun bekanntlich nicht alle die Rechte und Freiheiten, die den Studirenden der Hochschule zukommen; durch Schulordnung und Disciplinarsatzungen sind ihnen mancherlei Beschränkungen auferlegt, die auch in die Verhältnisse des Familienlebens mitunter fühlbar eingreifen. Die Lehrer sind nun verpflichtet, diese Bestimmugen in ihrer Wirksamkeit aufrecht zu erhalten, und haben kein Recht sich dieser Verpflichtung zu entschlagen. Es ist diese auf Zügelung und Überwachung gerichtete Erziehungsthätigkeit sicherlich

nicht die angenehmste Seite des Lehrberufes, welcher ja doch naturgemäß auf liebevoll hingebende Mitteilung gerichtet ist und in der fördernden Wirkung dieser Mitteilung seine Befriedigung findet. Um so mehr aber sollte die Schule in der Erfüllung ihrer Erziehungsaufgabe nicht durch das Widerstreben der Eltern gehemmt, sondern durch ihre bereitwillige Mitwirkung unterstützt werden, wie andererseits auch die Schule sich aller willkürlichen Übergriffe in das Gebiet des häuslichen Lebens und der häuslichen Erziehung zu enthalten hat. Auf diesem heiklen Gebiete gilt es also vor allem gegenseitige Achtung und, soweit möglich, zarte Rücksichtnahme auf berechtigte Ansprüche zu üben, um nach keiner Seite hin zu verletzen. Dies ist aber nur möglich unter der Bedingung, daß beide Teile sich rückhaltslos auf den Boden der in gesetzlicher Geltung stehenden Ordnung stellen und, soviel an ihnen ist, Überschreitungen, zu welchen die Jugend ja immer geneigt ist, hintanzuhalten und durch eigene Fürsorge zu verhüten, bestrebt sind.

Freilich — und damit wende ich mich an Euch, geliebte Schüler — vermögen weder Eltern noch Lehrer, weder Schule noch Haus noch Kollegium, mit aller ihrer Fürsorge und Bemühung das angestrebte Ziel zu erreichen, wenn ihr selbst nicht wollt und das Beste dazu thut. Wir können — ich spreche hier im Namen eurer Eltern und Lehrer — euer Streben und Bemühen unserseits leiten und fördern und unterstützen, ersetzen aber können wir es nicht. Schade, möchte mancher denken, der wohl auch einmal etwas Rechtes werden möchte, jetzt aber noch wenig Lust verspürt, die Mühe des Lernens und Arbeitens, die ihm zugemutet wird, auf sich zu nehmen und zu üben, schade, daß unsere Eltern und Lehrer das nicht für uns besorgen können. So zu denken wäre aber nur kindischer Unverstand! Ihr würdet, wenn ihr das reiflich überlegtet und richtig zu beurteilen vermöchtet, euch selbst am meisten für ein solches Geschenk, für einen solchen Gewinn bedanken, der gleichbedeutend wäre mit freiwilligem Verzicht auf das edelste Vorrecht des Menschen vor solchen Geschöpfen, die der Willensfreiheit entbehren. Das ist es, was allein unser sittliches Gefühl befriedigt, daß wir uns bewußt sind, nicht alles, was wir sind und haben, andern Menschen oder den Umständen und dem Schicksal zu verdanken; und wenn wir auch mit vollem Rechte sagen, und uns dessen jederzeit mit tiefstem Danke bewußt sein sollen, daß wir Gottes Güte alles verdanken was wir sind und haben, so

dürfen wir doch dabei nicht vergessen, daß wir ihm auch dies und zwar als die edelste Gabe verdanken, daß wir nicht bloße Naturprodukte sind, die in ihrem Wesen und Dasein ganz bestimmt werden durch die äußeren Bedingungen ihres Entstehens und Bestehens, sondern ein Selbstbestimmungsrecht besitzen und dadurch berufen sind, an unserm Schicksal mitzuarbeiten und für unser Thun und Lassen verantwortlich zu sein. Dieses Bewußtsein in euch zu wecken und immer mehr erstarken zu lassen ist eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung und Bildung der Jugend. Sie muß bis zu einem gewissen Grade gelöst sein bei euch, geliebte Abiturienten, wenn euer Abgang von der Schule kein verfrühter, für den Fortgang eurer sittlichen und wissenschaftlichen Entwicklung nachteiliger sein soll.

Möget ihr denn den höheren und schwierigeren Aufgaben, denen ihr entgegengeht, gewachsen sein, um am Ziele dieses neuen Bildungsganges, auf den ihr euch nun begebet, das befriedigende Gefühl selbst zu haben und euren Angehörigen, die sich um euer Wohl und Wehe bekümmern, zu gewähren, daß ihr, gerüstet und gestählt fürs Leben, in demselben eine würdige Stellung finden und mit Ehren einnehmen werdet; daß ihr in dieser, sei sie welche sie will, hoch oder niedrig, im öffentlichen oder Privatleben, in Staat oder Kirche, im Wehr- oder Lehrstand, zum Wohl eurer Mitmenschen und künftiger Geschlechter nach eurem besten Vermögen mit hingebender Treue wirken und dadurch dem Vaterland und der Menschheit die Schuld des Dankes gegen Gott, der euch die Gabe verliehen hat, erstatten werdet. Das walte Gott!

XII.

Das Schuljahr, dessen Schluß wir heute feierlich begehen, war, wie das vorhergehende, in seinem Anfang bewegt durch ein hehres Fest, das zwar weit über die Grenzen unseres engeren und weiteren Vaterlandes hinausging, das sich auf die ganze evangelische Christenheit erstreckte, doch aber auch für unsere Stadt und für unsere Schule eine noch ganz besondere Bedeutung hatte und in Anspruch nehmen durfte. Ich könnte mich also der Verpflichtung nicht entziehen, wenigstens noch bei der Schlußfeier diesem Bewußtsein auch äußeren Ausdruck zu geben, wenn nicht dieser Pflicht schon durch einen dazu besonders berufenen Kollegen Genüge geschehen wäre in einer Rede, die, durch den Druck veröffentlicht, wohl nicht bloß von der Mehrzahl unserer Schüler, sondern vielleicht von vielen oder den meisten meiner geehrten Zuhörer, die das heutige Fest mit ihrer Gegenwart beehren, mit Genuß und Erbauung gelesen worden ist.[61])

Es wird darum gerechtfertigt erscheinen, wenn ich dem Vortrage zu dem ich mir Ihr geneigtes Gehör erbitte, einen anderen Gegenstand zu Grunde lege. Derselbe braucht darum doch nicht ein jener großartigen Feier durchaus fremder und fernliegender zu sein. Weltbewegende Thaten und welterschütternde Ereignisse, zu welchen das unwidersprechliche Zeugnis der Geschichte unzweifelhaft die von Luther ins Werk gesetzte Reformation des 16. Jahrhunderts rechnet, pflegen ja überhaupt nicht eine nur vorübergehende Wirkung zu entfalten, sondern hinterlassen die Spuren ihrer Wirksamkeit auf Jahrhunderte, ja nach der Verkettung menschlicher Ereignisse und Zustände wohl auf alle Zeiten. Zu den Nachwirkungen der Reformation; insbesondere der Bibelübersetzung und des mächtig angeregten Studiums der h. Schriften alten und neuen Testamentes wird man aber unbedenklich die Hervorbringung von Klopstocks Messias rechnen dürfen. In

gewissem Betracht war auch diese Dichtung ein Werk von tiefgreifenden Folgen in der Geschichte, zwar zunächst auf dem enger begrenzten Gebiete der deutschen Literatur, das aber doch seine Wirkung weit über die Grenzen des deutschen Volkes ausdehnte. Wir sind heutzutage nicht mehr in der Lage, die ganze Gewalt dieser Wirkung, wie sie sich bei dem Erscheinen der drei ersten Gesänge im Jahre 1748 kundgab, vollständig und unmittelbar an uns selbst zu empfinden; aber die Stimmen der Zeitgenossen, das prüfende Urteil der Geschichte, der mächtige Nachhall in der lebendig angeregten Empfindung später lebender bezeugen dieselbe in einer auch für uns noch erfaßbaren Weise. Sehr bedeutsam scheint mir in dieser Hinsicht die Kundgebung eines hochgesinnten Königs, des Gründers der Walhalla, der in seiner Schrift „Walhallas Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhallas“ sich in folgender Weise über Klopstock ausspricht:

„Friedrich Gottlieb Klopstock, der heilige Sänger. Geboren in Quedlinburg 1724. Gestorben in Hamburg 1803. Klopstock, eines Pächters Sohn, empfing für Geist und Körper günstige Erziehung. In der hochverdienten Schulpforte, der griechischen und lateinischen Sprache sich vorzüglich befleißend, sprühte sein Geist die ersten dichterischen Funken, entwarf er die Messiade, welches Epos schon allein seinen Namen erhebt über viele unsterbliche. Mehr als Worte hatte Teutschland dem nicht gegeben, auf welchen es stolz, als Dänemark in sorgenfreie Lage ihn setzte. Dem Erhabenen nur, dem Edlen tönte Klopstocks Leyer. Einzig, nicht vergleichbar, steht er unter den Teutschen; dem Schwunge seiner Messiade, seiner Oden naht keiner, und die wenigsten sogar kennen ihre Sprache hinlänglich, sie ganz zu verstehen „Nie endlich, seit die Herrlichkeit Roms und seine tönende Sprache unterging, war der stolze hexametrische Rhythmus in einer neuen versucht worden und erklungen, wie in der teutschen.“ Klopstock war Christ und Teutscher, (dies drückt seiner Gedichte hohe Begeisterung aus) tugendhaft, heiter, schwelgte im Anblicke der Natur, von froher Jugend gerne umringt; die sich selbst die gute nennende Gesellschaft sah ihn selten. Als Greis freute er sich noch des Lebens, dem Tugendhaften blüht immer Genuß. Ein Begräbniß, feyerlich wie das seinige, hatte, wenigstens seit der Minnesänger Zeit, kein teutscher Dichter. Klopstocks Todtenfeyer begingen mehrere Städte.“

Wir sehen, aus dieser Darstellung sprüht selbst noch die ganze Begeisterung eines Zeitgenossen, der die Offenbarungen des dichterischen Geistes mit unmittelbarer Frische und Empfänglichkeit aufnahm. König Ludwig war allerdings noch Zeitgenosse. Der heranreifende Jüngling — König Ludwig ist 1786 geboren — erlebte sichtlich mit teilnehmendem Bewußtsein die, wie bezeugt wird, wahrhaft fürstliche Begräbnißfeier, durch welche die Mitwelt die schon etwas abgekühlte Begeisterung noch einmal entflammte und dadurch bezeugte, was der Dichter ihr einst, ein halbes Jahrhundert früher, gewesen war. Diese fortdauernde Verehrung sprach sich in den mannigfachsten Kundgebungen aus, wie z. B. überliefert wird, Blücher, der Fürst von der Walstatt, sei nie vor dem Grabe Klopstocks vorübergegangen, ohne das Haupt zu entblößen. König Ludwigs Begeisterung, das darf man wohl unbedenklich behaupten, beruhte auf der eigensten Empfindung. Denn gerade die Eigenschaften, deren Vereinigung dem Dichter des Messias als auszeichnender Vorzug von den berufensten Stimmführern zuerkannt wird, besaß auch König Ludwig in hohem Maße. Sie geben sich in dieser Würdigung Klopstocks selbst zu erkennen, sie haben sich aber auch in seinem Leben und Wirken in mannigfacher Weise bewährt. Von seiner wahrhaft deutschen Gesinnung gab er ja vor und nach seiner Thronbesteigung, ja auch nach seiner Thronentsagung die unzweideutigsten Beweise; ebenso von seinem kirchlich-christlichen Gefühle, das sich ebenfalls vor und während seiner Regierung in Wort und That kundgab, hier aber in dieser Schilderung Klopstocks in der unbefangensten und edelsten Weise sich ausspricht; endlich von seiner Begeisterung für die Schönheit der Werke des klassischen Altertums, die einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Form der Dichtungen Klopstocks geübt hat, zeugen unverkennbar die mancherlei Kunstschöpfungen König Ludwigs, mehr als alle der Tempel, den er den Überresten griechischer und römischer Kunst in der Glyptothek zu München geschaffen hat. So liegt uns in der mit wenigen aber kräftigen Zügen gezeichneten Darstellung König Ludwigs die Auffassung eines verständnisvollen Verehrers vor, die auch durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung vollkommen bestätigt wird. Ich führe zum Beweise gern Vilmars Geschichte der deutschen Nationalliteratur an, die in ihrer ersten Gestalt drei Jahre nach König Ludwigs Walhallagenossen ans Licht trat und seitdem in nicht ganz 40 Jahren

20 Auflagen erlebt hat, durch welche Thatsache allein schon dargethan wird, daß dieses Buch, wozu es auch vollkommen berufen ist, in vielen Familien heimisch geworden ist und der heranreifenden Jugend zum Leitstern auf diesem Gebiete der Erkenntnis gedient hat. Dieser sagt, seine vorhergehende ausführliche Erörterung zusammenfassend: „Daß Klopstock diese drei Eigenschaften, den deutschen Sinn, das christliche Gefühl und den antikklassischen Geist besaß, und daß sie in so eminentem Grade seine Eigenschaften waren — während seit Jahrhunderten nur wenige Dichter sich gefunden hatten, welchen Eins von diesen dreien, das christliche Gefühl, eigen gewesen wäre, keiner, der das erste, und noch niemals jemand, der das dritte, geschweige denn alle drei zusammen besessen hätte — das läßt ihn als großes, schöpferisches Dichter-ingenium, als den von Bodmer seit beinahe dreißig Jahren erwarteten und erhofften Dichtermessias erscheinen: schon dies stellt ihn unbediugt über alle gleichzeitige und nachfolgende Talente und nimmt ihn aus ihrer Zahl heraus, in welche man ihn später in ungerechter Verkennung seiner Größe hat miteinrechnen wollen; schon dies verbietet uns, sein Erscheinen, seine Besonderheit und seine Wirksamkeit aus dem Einflusse der nächsten Vergangenheit und der Mitlebenden und Mitstrebenden erklären zu wollen."

Ja freilich, gerade die Vergleichung mit der nächsten Vergangenheit und mit den Leistungen der Mitlebenden und Mitstrebenden ist am besten geeignet, uns die außerordentliche und in ihrer Art einzige Wirkung, welche das erste Aufleuchten von Klopstocks Dichtung auf die Mitwelt hervorbrachte, begreiflich zu machen. Wenn man auch manchen der achtbarsten Erzeugnisse des Jahrhunderts, das man in der deutschen Literaturgeschichte als die erste Periode der neuen Zeit bezeichnet und mit dem Jahre 1624, in welchem das berühmte Buch von Martin Opitz „von der deutschen Poeterei" erschien, zu beginnen pflegt, nicht allen Wert absprechen darf, namentlich dem edeln Paul Flemming Wärme und Innigkeit der Empfindung zugleich mit männlichem Streben und Selbstgefühl, dem Dramatiker der ersten Schlesischen Schule Andreas Gryphius auch tiefes Gefühl und bei großer Gelehrsamkeit vielseitige Begabung, dem Epigrammendichter Friedrich von Logau warme Vaterlandsliebe und schneidige Kraft, und so noch manchen andern ähnliche rühmliche Eigenschaften zuerkennen muß, ganz abgesehen von den nicht ganz wenigen Verfassern geistlicher und volkstümlicher Lieder, von denen so manche

noch heutzutage im Munde des Volkes fortleben; wenn man sogar auch den am übelsten berufenen Vertretern der sogenannten zweiten Schlesischen Schule, einem Hoffmann von Hoffmannswaldau und Caspar von Lohenstein, persönlich höchst achtbaren und angesehenen Männern, die Anerkennung nicht versagen darf, daß ihre Hervorbringungen sei es in gebundener oder ungebundener Rede von reicher Begabung und vielseitiger Bildung und Gelehrsamkeit zeugen, so kann doch heutzutage ein Leser, dem etwa zufällig eine aus dieser Zeit selbst stammende Sammlung von Gedichten in die Hand kommt, in der ihm also gleichsam die Auslese der bewunderten Erzeugnisse dieser Zeit dargeboten wird, kaum ein Gefühl des Ekels überwinden über diese Blüten des Ungeschmacks und der Verkehrtheit des künstlerischen Strebens und Schaffens. Wenn man nun nach einem solchen Genusse, selbst nachdem man etwa vorher noch eine Gottsched'sche oder Bodmer'sche Magenkur durchgemacht hat, zu Klopstocks Messias greift und sich zunächst nur an die zuerst veröffentlichten drei ersten Gesänge hält: wie ganz anders wird es da dem Leser zu Mute werden, als in jenem oben erwähnten Falle! Hier wird die Erhabenheit des dichterischen Fluges ihn selbst erheben, die warme und wahre Innigkeit des Gefühls auch ihn ergreifen, und die Kraft und Kühnheit der Sprache verbunden mit dem Wohlklang eines edlen Silbenmaßes in ihm selbst das Bewußtsein von der Fähigkeit und Herrlichkeit seiner Muttersprache erwecken. Vernehmen wir nur eine Stelle (V. 525—575) aus dem dritten Gesange, in welchem uns der Dichter zu dem Ölberge führt, wo Jesus von den schlafenden Jüngern entfernt betet und Judas von Satan zum Verräter an seinem Herrn und Meister vorbereitet wird:

Unterdieß schliefen, müde von Kummer, die übrigen Jünger
In den Schatten des Ölbergs ein. Der unter dem Ölbaum,
Wo er seinen bedeckenden Arm am tiefsten herabließ;
Jener im Thale, das sich bei kleinen Hügeln versenkte;
Dieser am Fuß der himmlischen Ceder, die hoch und erhaben
Stand, und mit leisem Geräusch von dem stillen waldigen Wipfel
Schlummer und Thau auf die Ruhenden träufte. Viel schliefen in Gräbern,
Welche die Kinder der mordenden Stadt den Propheten erbauten.
Judas Ischariot war, nicht weit von dem stillen Lebbäus,
Der sein Verwandter und Freund war, voll Unruh eingeschlafen.
Aber Satan, der seitwärts in einer verborgenen Höhle
Alles, was die Engel von ihren Jüngern erzählten,
Hatte gehört, brach zürnend hervor und ließ, voll Gedanken,
Zu dem Verderben entflammt, sich über Ischariot nieder.
Also nahet die Pest in mitternächtlicher Stunde

Schlummernden Städten. Es liegt auf ihren verbreiteten Flügeln
An den Mauern der Tod und haucht verderbende Dünste.
Jetzo liegen die Städte noch ruhig; bei nächtlicher Lampe
Wacht noch der Weise; noch unterreden sich edlere Freunde,
Bei unentheiligtem Wein, in den Schatten duftenderLauben,
Von der Seele, der Freundschaft, und ihrer unsterblichen Dauer!
Aber bald wird der furchtbare Tod sich am Tage des Jammers
Über sie breiten, am Tage der Qual und des sterbenden Winselns,
Wenn mit gerungenen Händen die Braut um den Bräutigam wehklagt;
Wenn, nun aller Kinder beraubt, die verzweifelnde Mutter
Wüthend dem Tag', an dem sie gebar und geboren ward, fluchet;
Wenn mit tiefem verfallneren Auge die Todtengräber
Durch die Leichname wandeln, bis hoch aus der Donnerwolke
Mit tiefsinniger Stirn der Todesengel herabsteigt,
Weit umherschaut, alles still und einsam und öde
Sieht und auf den Gräbern in ernsten Betrachtungen stehn bleibt.
So kam über Ischariot Satan zum nahen Verderben,
Goß dann einen verführenden Traum in sein offnes Gehirne"

Wahrlich, ein solches Beispiel leistet mehr als alle die Erörterungen Gottscheds über die „verblümten Redensarten" und Bodmers „Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter", so verdienstlich dieselben auf ihrem Standpunkte und ihrer Absicht nach auch sein mochten. Freilich ein Mangel ist auch in diesem ersten Teile des Gedichtes nicht zu verkennen, der gerade in der für die dichterische Behandlung überschwenglichen Erhabenheit des Gegenstandes liegt, nämlich das geringe Maß eigentlich menschlicher Handlung. In dieser Beziehung befriedigt vielleicht noch am meisten der vierte Gesang, der uns in den Palast des Hohenpriesters Kaiphas und in die von ihm berufene Versammlung der Priester und Ältesten im Volke geleitet. Es treten uns hier wohlbekannte Gestalten entgegen, außer dem von Satan entflammten Hohenpriester selbst die Freunde des Herrn, Joseph von Arimathia und Nikodemus, ferner der weise Gamaliel, ihm gegenüber der unter den Pharisäern hochangesehene Philo, ein gefürchteter Eiferer, von Haß erfüllt nicht bloß gegen Jesus, „den Zerstörer des Heiligtums", sondern auch gegen Kaiphas, „den Entweiher desselben", der nach seiner Überzeugung auf unrechte Weise in den Besitz des Hohenpriesteramtes gekommen war. In den Reden dieser Männer entfaltet uns der Dichter einen Widerstreit der Ansichten und Bestrebungen, durch welchen die Handlung in einer dem Wesen der epischen Dichtung entsprechenden Weise belebt wird. Auch die folgenden Gesänge besonders der ersten Hälfte des aus 20 Gesängen bestehenden Gedichtes enthalten ausgezeichnete Stellen dieser Art. Von dem fünften Gesange, welcher die Leiden Jesu auf dem Ölberge enthält, äußert der zwei-

undzwanzigjährige Lessing: „Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsere Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen.“ Als besonders ansprechend galt auch von jeher das Gespräch der Maria, der Mutter des Herrn, mit der Römerin Porcia, der Gemahlin des Pilatus, deren Begegnung auch durch eine bildliche Darstellung von dem bekannten Chodowiecki verherrlicht worden ist. Der geschilderte Vorgang hat seine gegebene Grundlage in einer Stelle des Evangeliums von Matthäus; in der Ausführung aber konnte und mußte der Dichter sich seines Dichterrechtes mit voller Freiheit bedienen, und er machte von demselben den seiner Gemütsrichtung und Geistesanlage entsprechenden Gebrauch. Vorbereitet ist die Begegnung durch mehrere Stellen des sechsten Gesanges, in welchen die Hinneigung der Römerin zu dem Messias begründet wird. Die in dem Evangelium angedeutete Wirkung dieser durch einen Traum bestärkten Gemütsstimmung der Römerin kommt nun im siebenten Gesange zum Ausdruck in engster Verbindung mit der Begegnung der beiden Frauen, die der Dichter mit der vollen Innigkeit seines eigenen Gefühls zu einem ergreifenden Abschlusse zu führen versteht.

Weiter noch in einzelnes hier einzugehen wäre nicht angemessen. Ich begnüge mich daher nur darauf aufmerksam zu machen, daß man allgemein als einen besonderen Vorzug der dichterischen Darstellung die Gleichnisse betrachtet, die namentlich in der ersten Hälfte des Gedichtes in ziemlich großer Anzahl vorkommen. Auch in dieser Beziehung ist Lessings Urteil anderen vorangegangen. Er sagt in Bezug auf eines im vierten Gesange: „Wie vortrefflich ist dieses Gleichnis ausgemalt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht, und immer auf einer neuen Seite schildert; sowie Virgil den Löwen.“ Noch in einem anderen Betracht vergleicht Lessing den deutschen Dichter mit dem römischen. In beiden Gedichten finden sich nämlich einzelne unvollständige Verse. Lessing betrachtet sie als beabsichtigte Schönheiten. In dem von ihm angeführten Falle scheint nun Klopstock selbst seine Ansicht nicht geteilt zu haben; denn in der späteren Umarbeitung ist aus dem unvollständigen Vers ein ganz vollgültiger Hexameter geworden. Gleichwohl aber scheint Lessings Urteil nicht ganz fehlgegangen zu sein. Denn liest man den Schluß des zehnten Gesanges, in welchem der Tod Jesu geschildert wird, dessen letzte Verse folgendermaßen lauten:

Jesus Christus erhub die gebrochenen Augen gen Himmel,
Rufte mit lauter Stimme, nicht eines Sterbenden Stimme,
Mit des Allmächtigen, der sich, das Staunen der Endlichkeiten,
Freigehorsam dem Mittlertod hingab! er rufte:
Mein Gott! mein Gott! (ach) warum hast du mich verlassen?
Und die Himmel bedeckten ihr Angesicht vor dem Geheimnis!
Schnell ergriff ihn, allein zum letzten Male, der Menschheit
Ganzes Gefühl. Er rufte mit lechzender Zunge: Mich dürstet!
Rufts, trank, dürstete! bebte! ward bleicher! blutete! rufte:
Vater, in Deine Hände befehl' ich meine Seele!
Dann: (Gott, Mittler, erbarme Dich unser!) Es ist vollendet!
Und er neigte sein Haupt und starb . . . .

so wird der taktfeste Leser wohl einigen Versen einen besseren Gang wünschen, kaum aber den letzten unvollständigen Vers geändert sehen wollen. Er ist so, wie er ist, ganz würdig, den letzten hinschwindenden Atemzug des sterbenden Mittlers auszudrücken!

Die letzte Bemerkung hat schon darauf hingedeutet, daß nicht alle Verse des Gedichtes, die in runder Zahl etwa auf 20000 veranschlagt werden können, mustergültig erscheinen; sie bestätigen vielmehr das Urteil eines späteren Dichters, der die griechischen Versmaße mit ganz besonderer Kunst gehandhabt hat, des Grafen von Platen, daß für ein Gedicht von großem Umfang dieser Vers in deutscher Sprache wegen der zu überwindenden Schwierigkeiten sich weniger eignet, als ein mit der deutschen Sprachbildung mehr übereinstimmendes Maß. Gleichwohl hat Klopstock sehr wohl gethan, daß er sich nicht des damals allein üblichen Alexandriners bediente. Denn dieser Vers in seiner einförmigen Regelmäßigkeit würde in deutscher Sprache für ein so umfangreiches Gedicht geradezu dem Ohre lästig werden, während der Hexameter in seiner beweglichen Mannigfaltigkeit, selbst bei etwas läßlicher Behandlung, doch im großen und ganzen seinen Wohlklang bewahrt. Auch in dieser Beziehung ist Klopstocks Leistung, wenn man sie an dem Maßstab der Zeit vor ihm mißt, eine wahrhaft Erstaunen erregende. Denn wie wenig Verständnis damals für das Wesen dieser Versart vorhanden war, dies zeigt klärlich das nur wenig ältere Gedicht des sonst so trefflichen Ewald Christian von Kleist, dessen an Schönheiten reiches Gedicht „der Frühling" den Genuß für ein geschultes Ohr außerordentlich erschwert durch die Sonderbarkeit des Versbaues, die darin besteht, daß dem Hexameter ein sogenannter Vorschlag oder Auftakt beigefügt wird, der den angemessenen Tonfall geradezu zerstört. Vor solchen Verirrungen war Klopstocks wohlgeschultes und feinfühliges Ohr natürlich bewahrt. Doch läßt schon sein Messias, den er selbst als Hauptwerk seines Lebens betrachtete,

an dessen Vollendung er 25 Jahre arbeitete, erkennen, daß seine eigenste Begabung nicht zur epischen, sondern zur lyrischen Dichtung neigte. Der gewählte Stoff mag freilich auch das Seinige beigetragen haben, dieser Richtung seines Geistes Vorschub zu leisten und es wäre möglich, daß dieselbe weniger zum Vorschein gekommen wäre, wenn er seine ursprüngliche Absicht verwirklicht hätte, den König und Helden, der ihm sowohl wegen seiner nahen Beziehungen zu seiner eigenen Vaterstadt als in Rücksicht auf seine hohen Verdienste um des deutschen Reiches Wohl und Ehre besonders lieb war, nämlich Heinrich den Vogler zum Gegenstand seiner Dichtung zu wählen. Vielleicht würde diese dadurch den Forderungen der besonderen Dichtungsart mehr entsprochen haben, der Ruhm des Dichters und der Dichtung aber würde dadurch eher geschmälert als vermehrt worden sein, der jetzt durch die Wahl des über alle nationalen Schranken hinausgehenden Gegenstandes selbst auch Deutschlands Grenzen weit überschreitet.

Indessen würden wir, wie gesagt, in der Darstellung und Würdigung des epischen Dichters Klopstocks wahren Dichterwert und innerstes Wesen nur unvollständig erfassen und würdigen. Um dieses zu können, müssen wir ihn auch oder sogar hauptsächlich als Odendichter betrachten. Oden nannte er nämlich selbst, und auch er nicht zuerst, solche Dichtungen, welche dem tiefsten Geistesleben und dem lebendig erregten Gefühle des Dichters entstammend dieser Stimmung selbst Maß und Ausdruck verdanken. Klopstock, der seine frühesten Gedichte dieser Art unter diesem Namen veröffentlichte, folgte darin nur einem Zuge in dem Wesen des deutschen Volkes, der, damals ziemlich begreiflich, auch heutzutage noch stärker, als schön und gut ist, unsere Begriffe und Sprache und Lebensgewohnheiten beeinflußt und beherrscht: dem Zuge, das Bessere, Feinere, Höhere mit fremdländischen, das Geringere, Gemeinere, Wertlosere mit deutschen Namen zu bezeichnen. Dies war wohl auch die Meinung bei der Einführung des Wortes Ode in die deutsche Sprache. Innere Gründe für die Wahl dieses Namens waren wohl nicht vorhanden, weder als Johann Christian Günther neben seinen Studenten- und Liebesliedern eine Friedensode dichtete, die weder nach Form noch Inhalt im geringsten an griechische oder lateinische Vorbilder erinnert, noch als Albrecht von Haller sein tiefempfundenes Gedicht „Soll ich von Deinem Tode singen? O Marianne, welch' ein Lied!" Trauerode nannte. Wie viel mehr

wäre da der Name Lied am Platze gewesen, welches ja geradeso wie das griechische Wort, seinem ursprünglichem Gebrauche nach sowohl für die Sagendichtung (Nibelungenlied, Lied vom gehörnten Siegfried, Rolandslied), als für die sangmäßigen Weisen (geistliche und Kirchenlieder, Kriegslieder u. a.) fähig und geeignet war. Klopstock also erfand diese Benennung nicht, sondern wendete die schon im Gebrauch stehende auf seine Gedichte an, und zwar offenbar mit mehr Recht als seine Vorgänger, weil seine Oden nicht bloß äußerlich die griechischen Maße, die auch in der lateinischen Sprache heimisch geworden waren, glücklich wiedergaben, sondern auch in Gedanken und Ausdruck vom griechischen Geiste durchdrungen waren. Zeuge davon ist schon die erste der gedruckten Oden aus dem Jahre 1747, welche der Lehrling der Griechen überschrieben ist. Sie hat eines der bekanntesten Gedichte des Horatius zum Vorbild, weicht aber von diesem dadurch ab, daß Klopstock nach seinem Geschmack dem größeren Verse den kleineren folgen ließ, während Horatius in allen Gedichten dieser Art die umgekehrte Ordnung befolgte. Er wahrt sich also seine dichterische Freiheit und Selbständigkeit schon in diesem ersten Gedichte, in welchem er bedeutsam und gefühlvoll die hohe Würde des Dichterberufes verherrlicht. Wie hier und in anderen Gedichten die asklepiadeische Strophe in zwei verschiedenen Gliederungen, so wendet Klopstock mit besonderer Vorliebe und bestem Erfolge die unter allen griechischen Liedweisen durch Kraft und Schönheit ausgezeichnete alcäische Strophe in zahlreichen Oden an; seltener die saphische, in der er sich den klassischen Vorbildern gegenüber einige Freiheiten erlaubte. Mit besonderem Glücke gebrauchte er auch die archilochische Strophe bei Gedichten mit elegischem Grundton, z. B. der schönen Ode an Ebert:

„Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei!“

Wenn wir die ganze Reihe der hier und in einer früheren Ode genannten Freunde betrachten, von denen ich nur die bekannteren Namen anführen will, Rabener, Gellert, Johann Adolf Schlegel, der Vater zweier berühmterer Söhne, Vater Hagedorn u. a., so könnte man fragen: war es ein ahnendes Vorgefühl, oder eine vorübergehende Stimmung seines Gemütes, die ihn wie ein zerschmetternder Gedanke traf, daß Er der sie alle überlebende sein könnte?

Wenn nun schon in diesem doch wohl vorherrschend durch heitre Geselligkeit beglückten Freundeskreise hie und da eine wehmutsvolle

Stimmung zum Ausdruck kam, so hatte Klopstock in anderer Beziehung noch ungleich mehr Grund, schmerzlichen Gefühlen und Gedanken nachzuhängen. Dies sagt er uns selbst in einem schönen Gedichte, das zugleich Zeugnis dafür gibt, mit welch' feinem Verständnis, wenn auch nicht allerstrengster Regel gemäß, er das elegische Versmaß zur Anwendung brachte, so daß er hier mehr, als in den eigentlichen Oden, seinen Nachfolgern, die das im Altertum so beliebte Versmaß auch gern gebrauchten, wie z. B. Göthe, die Bahn brach. Das Gedicht ist „die künftige Geliebte" überschrieben. Diejenige nämlich, der er die feurigste Liebe entgegenbrachte, die Schwester seines vertrautesten Freundes Schmidt, erwiderte diese mit kalter Zurückhaltung. Sie wird noch mehrfach von ihm teils in ausdrücklich ihr gewidmeten Gedichten, teils in gelegentlichen Erwähnungen unter dem Namen Fanny gefeiert, am eigentümlichsten in der von Schiller besonders geliebten Ode „Bardale". Klopstock bezeichnet mit diesem Namen, allerdings willkürlich, die Nachtigall, hier insbesondere eine junge Nachtigall, die in diesem Mai ihre ersten selbständigen Flüge macht und von der Mutter angewiesen wird:

Hört der Wald dich allein, deine Gespielinnen,
Flattern horchend nur sie dir um den Schattenast,
Singe dann, o Bardale,
Nachtigallen Gesänge nur!

Aber tritt er daher, der wie der wachsende
Ahorn schlank sich erhebt, kommt er, der Erde Gott,
Sing dann, glücklicher Sänger, (also ein Nachtigallenjüngling!)
Tönevoller und lyrischer!

Lange wartet er, der glückliche Sänger, vergeblich, so daß sein flötend Lied bereits den Ton senkte; aber

Jetzo kam sie herauf, unter des Schattens Nacht
Kam die edle Gestalt, lebender als der Hain!
Schöner als die Gefilde!
Eine von den Unsterblichen!

Und nun spricht der glückliche Sänger, der überhaupt durch das ganze Gedicht mit Ausnahme der letzten Strophe als redend eingeführt wird, in begeisterten Worten sein Entzücken aus besonders über das Auge, aus dem die Seele spricht, also das „das die Unsterblichen zu Unsterblichen macht", und über die durch seinen Gesang dem Auge entlockte Thräne, welche ihm den göttlichsten Trieb, die Liebe bedeutet.

Und nun zum Schlusse noch die Hinweisung auf einen Tag, der ihm, weil er allein war, „öd und traurig vorüberfloß".

Hinsichtlich dieser Liebesoden bemerkt Vilmar mit Recht, daß sie sich vor den meisten Erzeugnissen ähnlichen Inhalts der nächst vorhergehenden Zeit dadurch auszeichnen, daß sie nicht erdichtete Verhältnisse in künstlicher und unwahrer Darstellung, sondern nach der Weise der alten Minnesänger, mit denen sein Ton, ohne daß er sie gekannt habe, mehrfache Verwandtschaft zeige, ein wirkliches Herzensgefühl gegen ein wirklich geliebtes Wesen aussprechen, ein Beispiel, dem auch spätere Dichter zu großem Vorteil dieser Art von Gedichten gefolgt seien. So ward Klopstock auch in dieser Hinsicht seinem Volke ein Wecker und Führer zum Edleren und Besseren.

Ob aber auch hinsichtlich der Form, die er sich zu seinen Dichtungen wählte? Es ist dies eine Frage, auf die man nicht so einfach mit Ja oder Nein antworten kann. Klopstock nahm sich die griechischen und lateinischen Dichter zum Vorbild, folgte also nicht im Bau seiner Verse dem inneren Gesetz und der ureignen Richtung der Muttersprache. Allein die durch Opitz eingeleitete Umgestaltung der im Anfange des 17. Jahrhunderts geltenden Grundsätze hatte sich eben doch als notwendig und förderlich erwiesen, würde aber trotz des erstrebten und bewirkten Guten, das eben gerade in der Hinweisung auf die klassischen Muster des Altertums lag, ohne das Werk Klopstocks der deutschen Sprache und Dichtung nur eine neue Fessel geistlähmender Regeln geworden sein. Er ward somit der wahre Vollender von Opitzens Werk, indem er durch sein eigenes Beispiel zeigte, wessen die deutsche Sprache in Fülle des Wohllautes und Mannigfaltigkeit der rhythmischen Formen fähig sei. Daß ersterer nicht ausschließlich im Reim bestehe, dies konnte nach ihm nicht mehr bestritten werden. Wenn er aber nun weiter ging und dem Reim förmlich den Krieg erklärte, so war das eine Übertreibung, die der deutschen Dichtung doch keinen bleibenden Nachteil zugefügt hat.

Seine Ansicht sprach er kräftig in der 1782 gedichteten Ode an Johann Heinrich Voß aus, deren zwei ersten Strophen lauten:

Zween gute Geister hatten Mäonides
Und Maros Sprachen, Wohlklang und Silbenmaß.
Die Dichter wallten, in der Obhut
Sichrer, den Weg bis zu uns herunter.

Die spätern Sprachen haben des Klangs noch wohl;
Doch auch des Silbenmaßes? Statt dessen ist
In sie ein böser Geist mit plumpem
Wörtergepolter, der Reim gefahren.

Klopstock belobt die Dichter, daß sie, „als sich des Krittlers Ohr, fern von des Urteils Stolze, verhörete“, seinem Beispiel folgten und im Tone des Griechen sangen. Dies gilt nun von dem Kreis von Freunden Klopstocks, der gewöhnlich unter dem Namen Hainbund zusammengefaßt wird, zu dem ja auch Voß und zwar in hervorragender Weise gehörte, aber auch von diesem nur zum Teil. Außer manchen wertlosen Erzeugnissen verdanken wir dieser Nachahmung Klopstocks auch solche Gedichte, die wir gewiß nicht gern in dem Schatz deutscher Dichtung missen würden, wie Höltys „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entflohn“ neben dem uns gleich lieben, „Selig Alle, die im Herrn entschliefen, Selig Vater, selig bist auch Du. Engel brachten Dir den Kranz und riefen: Und Du gingst in Gottes Ruh.“ Das Richtige traf auch hier der 24jährige Lessing, an den Klopstock vielleicht bei seinem „Krittler“ auch dachte, in einem der 1753 herausgegebenen Briefe. Er sagt: „Den Reim für ein notwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grund leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beyspiel der Alten mißbrauchen.“ Das aber werden wir Klopstock unbedingt zugeben, daß er durch diese Einführung reimloser Gedichte, wie er sie zu schaffen vermochte, der deutschen Sprache und Dichtung einen Gewinn gebracht hat, der ihr nicht mehr verloren wurde und daher zu einer bleibenden Auszeichnung vor allen anderen neueren Sprachen geworden ist, und zwar um so mehr, als Klopstocks einseitige Ansicht nicht zur Herrschaft gelangt ist und Geister wie Göthe und Schiller, ja wie Bürger und Claudius und Hölty, welche letztere dem Hainbund angehörten oder doch nahe standen, nicht gefangen zu nehmen vermochte. Was aber Klopstocks Weise wirklich vermochte, das ersieht man aus keinem anderen Gedichte mehr als aus der 1758 gedichteten Ode „Die Frühlingsfeier“. Hier bediente sich der Dichter wie noch in vielen anderen seiner Oden auch keines der überlieferten Maße der Griechen, sondern folgte ganz der Eingebung seiner dichterischen

Schöpferkraft und erreichte dadurch die höchste musikalische Wirkung z. B. in Strophen wie diese:

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist (wie dürstete sie!) die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Wenn nun Klopstock in dieser Hinsicht sich unbedingt als „Lehrling der Griechen" bekennt, so hörte er doch darum nicht im mindesten auf ein wahrhaft deutsch gesinnter Dichter zu sein und zu bleiben, dem die Ehre des deutschen Volkes über alles ging. Dies zeigt sowohl die Ode an Voß als auch manche andere seiner vorzüglichen Gedichte. Ich erwähne aus diesen nur einige derer, die vor der ersten durch Klopstock veranstalteten Ausgabe seiner gesammelten Gedichte vom Jahre 1771 gedichtet sind. Da stellt sich uns Heinrich der Vogler, der von Klopstock besonders geliebte König, dar. Das Gedicht, zwar auch reimlos, unterscheidet sich doch sehr wesentlich von den übrigen durch die schlichte Form vierzeiliger jambischer Strophen. Es will den volkstümlichen Ton eines uns durch Herders Übersetzung bekannten englischen Volksliedes aus dem 15. Jahrhundert anschlagen. „Hermann und Thusnelda", zwar auch in einem selbstgebildeten Versmaß gedichtet, nähert sich aber im Tone doch den altklassischen Mustern. Sehr eindringlich ist das Fragen überschriebene Gedicht, in denen er sein Volk an den in Schlachten erworbenen Ruhm erinnert:

Soll Hermanns Sohn und, Leibniz, dein Zeitgenoß
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten denen nachgehn,
Welchen er, kühner, vorüberflöge?

Und doch die Wange niemals mit glühender
Schamvoller Röthe färben? nie feuriger,
Sieht er des Griechen Flug, ausrufen:
„Wurde zum Dichter nur er geboren?"

Nicht zürnend weinen, weinen vor Ehrbegier,
Wenn ers nicht ausrief? gehen, um Mitternacht
Auffahren? Nicht an seiner Kleinmuth
Sich durch unsterbliche Werke rächen?

In jeder Hinsicht bemerkenswert ist auch das Gedicht Die beiden Musen. Der Dichter des Messias sieht mit hohem Selbstgefühl (denn das bedeutet die Frage „sah ich, was jetzt geschieht? erblickt ich Zukunft?“) Deutschlands Muse im Streitlauf mit der britannischen „heiß zu den krönenden Zielen fliegen“. Es ist nicht zu leugnen, daß die Bedenken, welche Göthe in den Gesprächen mit Eckermann gegen das gewählte Bild eines Wettlaufes erhebt, einigermaßen begründet sind. Aber der Inhalt ist gleichwohl ein hochbedeutsamer und die Art der Ausführung von großer Wirkung. Wie Klopstock von der zunächst hinter ihm liegenden Periode der deutschen Dichtkunst und der durch ihn gegebenen neuen Anregung dachte, dies erkennen wir aus folgenden Strophen:

„Stolz auf die Kühne, stolzer auf sich, bemaß
Die hohe Britin, aber mit edlem Blick,
Dich, Thuiskone: „Ja bei Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;

Allein die Sage kam mir, du seist nicht mehr!
Verzeih, o Muse, wenn du unsterblich bist,
Verzeih', daß ich's erst jetzo lerne;
Doch an dem Ziele nur will ichs lernen!

Dort steht es! Aber, siehst du das weitere
Und seine Kron' auch? Diesen gehaltnen Muth,
Dies stolze Schweigen, diesen Blick, der
Feurig zur Erde sich senkt, die kenn' ich!“

Zwei Ziele also sind es, welche den im Wettstreit begriffenen entgegenleuchten. Das erste von Eichen beschattete bezeichnet offenbar die vaterländische, das fernere durch Palmen begrenzte die religiöse Dichtung. Selbstverständlich denkt der Dichter bei der britischen Muse nicht an Shakespeare, an den wir seit Lessings Vorgang vor allen zu denken pflegen, wenn es sich um die Leistungen der Engländer in der Dichtkunst handelt, sondern an Milton, den Dichter des verlorenen Paradieses, mit dem Klopstock mit seinem Messias in Wettstreit getreten ist. Dieser war ja auch der Dichter, auf den Bodmer und seine Freunde Gottsched gegenüber als das wahre Vorbild hinwies. Wie Klopstock über ihn dachte, das sagt uns seine Muse mit den Worten: „Ich liebe dich!“ sprach schnell mit Flammenblick Teutona. „Britin, ich liebe dich mit Bewundrung! Doch dich nicht heißer als die Unsterblichkeit und jene Palmen!“ Welche von beiden Wettkämpferinnen das eine und das andere Ziel früher erreicht, das weiß der Dichter klug seinen eigenen und des Lesers Blicken zu verhüllen.

Wie er über Friedrich den Großen denkt, das sagt er uns wie in anderen Gedichten, so besonders klar und nachdrücklich in der Ode an Gleim.

„Würdig war er uns, mehr, als dein beglücktester
Freiheitshasser, o Rom, Octavian, zu sein!
Mehr als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt!

So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist! Noch, da der Lorber ihm
Schon vom Blute der Schlacht troff,
Und der Denker gepanzert ging,

Floß der dichtrische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht! Aber er wandte sich,
Strömt' in Haine, wohin ihm
Heinrichs Sänger nicht folgen wird!“

Also der deutschen Dichtung ist Friedrich verloren trotz Gleim.

Noch strenger ist sein Urteil in der Ode Kaiser Heinrich. Doch spricht er das Recht der Endentscheidung in der Würdigung des großen Königs mit besonnener Mäßigung der Nachwelt zu.

Es würde zu weit führen, allen bedeutsamen Kundgebungen seiner Vaterlandsliebe und deutschen Gesinnung nachgehen zu wollen. Unrecht wäre es jedoch eine Seite der Bethätigung derselben ganz mit Stillschweigen zu übergehen, die ganz besonders bemerkenswert, ja, wir können sagen, für uns auffallend ist, in einer Reihe von Gedichten, die den Jahren 1788 bis 1793 angehören. Das erste in dieser Reihe ist schon durch seine Überschrift: Die États Généraux, merkwürdig und bezeichnend. Es feiert ebenso, wie das folgende, Ludwig der Sechzehnte überschriebene Gedicht, die Berufung von Vertretern der Stände des französischen Volkes, zu welcher die zerrütteten Staatsverhältnisse mit unerbittlicher Notwendigkeit drängten, mit Wärme und Nachdruck als die größte That des Jahrhunderts, In der Sie und nicht Wir überschriebenen und an Larochefoucauld gerichteten Ode vom Jahre 1790 spricht sich tiefer Schmerz aus, daß das französische, nicht das deutsche Volk auf der Bahn der Freiheit voranging. Der Herzog Alexandre de Larochefoucauld Präsident der Akademie der Wissenschaften, den Klopstock in Kopenhagen kennen gelernt hatte, der auch ein Freund und Bewunderer seines Messias war, hatte sich auch in dieser Umwälzung des Staates als einen der vorurteilsfreiesten und edelsten Männer des höchsten Adels bewährt, indem er kein Bedenken trug sich mit dem dritten Stande zu vereinigen, war aber gleichwohl bald der zunehmenden

Wildheit und Gewaltthätigkeit zum Opfer gefallen. Der tiefe Schmerz und Unwille über diese und andere Unthaten spricht aus dem Gedichte An Larochefoucaulds Schatten. Er sieht, wie die erhabene Göttin Freiheit von der Erde wieder verschwunden, vielleicht in den Himmel zurückgekehrt ist und an ihrer Stelle nun die Furie Alekto „Ungesetz ist ihr schrecklicher Name“ wütet und schaltet. Die Überschrift des folgenden Gedichtes Mein Irrtum spricht es mit zwei Worten deutlich aus, welche Umwandlung sich in seinem Inneren vollzogen hat. Er scheidet von der anfangs gehegten stolzen Hoffnung, daß Freiheit und Gesetz an die Stelle von Willkür und Eroberungskrieg treten würden, mit Worten tiefsten Schmerzgefühls. Dieses gilt namentlich dem Umstande, daß das feierlich verkündete Wort, den Eroberungskriegen für immer zu entsagen, so schnell gebrochen wurde; seine Vaterlandsliebe ergreift diese Thatsache, indem er nun dem deutschen Volke diese Aufgabe zuweist — nicht den Krieg aus der Welt zu bannen — zu solch thörichten Wünschen und Vorstellungen verirrt sich der Dichter nicht — sondern den Verteidigungskrieg an Stelle des Eroberungskrieges zu erfinden und auszubilden. Bedenken wir, daß es heute doch die vornehmste Aufgabe der deutschen Staatskunst geworden ist, und nur der deutschen, durch die umfassendsten Kriegsrüstungen den Frieden zu erhalten, die Eroberungsgelüste anderer Nationen zu zügeln, und daß die Kriegskunst doch stets der Leitung der Staatskunst zu folgen hat, so könnte man den Blick des Dichters hier wohl einen prophetischen nennen.

So hat auch dieser Sturm der Begeisterung, welcher auf seinem Höhepunkt den Dichter sogar zu dem nicht eben wohlgelungenen Versuch thätigen Eingreifens in die Weltereignisse verleitet hatte, schließlich doch nicht vermocht ihn aus den Bahnen seines früheren Lebens und Strebens herauszureißen. Ja, was einen in Anbetracht der ernsten Ereignisse der folgenden Jahre fast wundernehmen könnte, der greise Dichter vermag es sogar, wie in dem 1796 verfaßten und an Gleim gerichteten Gedichte Der Wein und das Wasser in heiterer Erinnerung an Ereignisse früherer Jugendzeit einen Ton jugendlichen Mutwillens anzuschlagen, wie er in seinen früheren Gedichten kaum vorkommt.

Diese Bemerkung mag zugleich dazu dienen, auch uns am Schlusse dieser Darstellung auf den Ausgangspunkt derselben zurückzuführen

und eines Umstandes zu gedenken, den auch König Ludwig in seinem Lebensbild mit tiefem Verständnis und edler Anerkennung hervorhebt. „In der hochverdienten Schulpforte, der griechischen und lateinischen Sprache sich vorzüglich befleißend, sprühte sein Geist die ersten dichterischen Funken." So lauten des Königs Worte, die, nach ihrem vollen Gehalte erwogen, Stoff zu mancher auch die neuesten Zeitverhältnisse berührenden und beleuchtenden Bemerkung bieten. Doch sei es zunächst verstattet, mit einem Worte wenigstens der geschichtlichen Thatsache zu gedenken.

Die Schulpforte, in anmutiger Gegend des Saalethales, in der Nähe der Stadt Naumburg gelegen, ist bekanntlich eine der drei von Herzog, nachmals Kurfürst Moriz von Sachsen gegründeten sogenannten Fürstenschulen, unter diesen selbst durch Wohlstand und treffliche Einrichtung von Anfang an hervorragend. Sie besteht noch heutzutage, wie ihre Schwesteranstalten in Meißen und Grimma, in gesegneter Wirksamkeit und ist, auch in hervorragender Weise, die Pflege- und Bildungsstätte vieler der ausgezeichnetsten Männer unseres Vaterlandes geworden. Unter ihnen nimmt Klopstock wohl unstreitig einen der ersten Plätze ein. Und wie merkwürdig! Der Urheber des neuen Aufschwunges der deutschen Literatur ist an einer Schule gebildet worden, an der außer Mathematik und Dialektik und Rhetorik nur lateinische und griechische und hebräische Sprache gelehrt und geübt wurden, natürlich in Verbindung mit Lesung der damals bevorzugten Werke in gebundener und ungebundener Rede. Diese Einrichtung des Unterrichtes beruhte noch ganz auf der älteren Lehrordnung, die von dem frommen Kurfürsten August I. im Jahre 1580 gegeben, obwohl die Fürstenschulen nicht besondere Lehranstalten für Theologen sein sollten, wie es deren in Württemberg gab, doch auch für die Heranbildung tüchtiger Geistlicher sorgen sollten. Die „Erneuerte Schulordnung für die Chursächsischen drei Fürsten- und Landschulen" vom Jahre 1773 fällt ja fast ein Menschenalter später als der Abgang Klopstocks von der Schulpforte. Dieser, schon damals erfüllt von dem Bewußtsein des hohen Berufes eines Dichters, wie aus der Rede erhellt, mit der er von der Anstalt schied, trieb zwar auf der Universität Jena auch das Studium der Theologie, erwählte sich aber nicht den geistlichen, sondern den Dichterberuf zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe. Niemand wird es für eine Selbsttäuschung halten, was ihn bei dieser Wahl leitete. Die Frucht seiner auf der Schule

betriebenen klassischen Studien kam in erster Linie dem Vaterlande, dann aber auch der Menschheit zu gute. Die beiden mächtigsten Triebe seines Herzens, Vaterlands- und Christusliebe, sprachen mächtig auch zu den Herzen der Zeitgenossen und zum Teil der Nachwelt.[62])

In dieser Klarheit seines Selbstbewußtseins und dieser Treue seines Wollens und Strebens kann er auch euch, geliebte Jünglinge, die ihr im Begriffe seid von dieser Anstalt zu scheiden, ein edles Vorbild sein. Ihr steht ja jetzt auch vor der schweren Aufgabe der Berufswahl. Möget auch ihr dereinst, wenn die ernsten Aufgaben des Lebens an euch herantreten und wenn ihr in eurem Berufe zu wirken habt und wenn sich eure irdische Lebensthätigkeit ihrem Ende zuneigt, das tröstliche Bewußtsein haben und euch erhalten, daß ihr in dieser ernsten Wahl keinen Fehlgriff gethan habt. Dazu helfe euch der gnädige Gott!

Anmerkungen.

1) Es war dies der k. Regierungsrat und damals Referent in Schulsachen an der k. Regierung von Schwaben und Neuburg Herr Otto Schmalix, der im verflossenen Jahre als Rat am k. Verwaltungsgerichtshof in München seiner ersprießlichen Wirksamkeit zu früh entrissen wurde. Die damals gehaltene Rede wurde gedruckt und dem Jahresberichte beigefügt, da sie wegen der zur Zeit der Drucklegung desselben durch amtliche Geschäfte veranlaßten Abwesenheit des Urhebers dem Jahresberichte nicht hatte einverleibt werden können.

2) Der dem Hektor in den Mund gelegte Vers des Schauspieldichters Nävius lautet nach den Anführungen Ciceros:

Laétus sum laudári me abs te, páter, a laudató viro.

An einer Stelle, in einem Briefe an M. Cato, fügt Cicero die Worte bei: „ea est enim profecto iucunda laus, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vixerunt.“

3) Um das Andenken des durch sein langdauerndes gesegnetes Wirken hochverdienten Schulmannes haben sich nach seinem Tode zwei seiner Söhne selbst in hohem Grade verdient gemacht durch Herausgabe folgender Schriften:

Schulrath Dr. Georg Caspar Mezger, weiland Rector des Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg. Leben und Wirken eines evangelischen Schulmannes. Von Dr. Georg Mezger, Gymnasialprofessor in Landau i. d. Pfalz. Nördlingen C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1878.

Ausgewählte Schulreden von Schulrat Dr. G. C. Mezger, weiland Rector des Gymnasiums und Vorstand des Collegiums bei St. Anna in Augsburg. Herausgegeben von Friedrich Mezger, kgl. Gymnasialprofessor. Augsburg Math. Riegersche Buchhandlung. 1883.

4) Beide Männer haben seitdem durch die rühmenswerte Pietät früherer Kollegen die gebührende Würdigung gefunden in folgenden durch den Druck veröffentlichten Darstellungen:

Dr. Johann Christoph von Held. Ein Lebensbild von Karl Fries,

k. Gymnasialprofessor. In 3 Abteilungen. Einladungsschrift zu den Schlußfeierlichkeiten an der k. b. Studienanstalt zu Bayreuth 1874—1876.

Erinnerungen an Dr. Chr. von Elsperger. Programm zur Schlußfeier des Jahres 1877/78 an der k. Studienanstalt zu Ansbach von Dr. Ludwig Schiller.

Memoria Elspergeri. Scripsit R. Schreiber. Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 122, S. 558—63 und 619—631.

5) S. Geschichte der Pädagogik von Karl von Raumer. I. Teil Dritte Aufl. Stuttgart 1857. S. 218 ff. Einen Vortrag über Trotzendorf von Ferdinand Meister enthält der 122. Band der Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik.

6) Ebendaselbst S. 298 ff.

7) Karl von Raumer hat eine 1866 herausgegebene Selbstbiographie hinterlassen.

8) Seit dieser Zeit tritt die Forderung nach der Einheitsschule immer lauter und aufdringlicher hervor, findet aber auch von berufener Seite ebenso nachdrückliche Bekämpfung. Sehr beachtenswert ist ein Aufsatz von Pfitzner in Parchim, der unter der Überschrift „Die Zukunft unserer höheren Schulen. F. Hornemann. Hannover 1887" in den Jahrb. f. Ph. und Päd. 1888 (138, 1) erschien. Wir glauben auf denselben nicht bloß deswegen hinweisen zu sollen, weil er einen wesentlichen Zwiespalt zwischen zwei Vertretern der Einheitsschule zu Tage bringt, sondern auch wegen der richtigen Grundsätze, welche der Verfasser mit klarer Einsicht in das Wesen und die Aufgabe der Schule zu überzeuglichstem Ausdruck bringt.

9) Vgl. Vorträge und Abhandlungen von Eduard Zeller. Dritte Sammlung. Leipzig 1884. Bd. III. Über die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben.

10) An unserer Anstalt bietet die Benedikt von Paris'sche Stiftung in höchst dankenswerter Weise die Mittel, würdige arme Schüler mit Schulbüchern zu versehen. Derselbe edle Stifter hat sich auch noch durch andere wohlthätige Bestimmungen um Lehrer und Schüler hoch verdient und bleibenden Dankes würdig gemacht.

11) S. Raumers G. d. P. I S. 177.

12) S. König Ludwigs Gedichte, I S. 85.

13) Z. B. der Belgier Gevaert, von dessen Schrift über die alte Musik Wichmann in der Allg. Ztg. 1876 N. 63—66 Kunde gibt. Vgl. auch Karl von Jan im Philol. Anz. 12, 1.

14) Ob diese oder eine andere Bedeutung dem auf Aristoteles selbst zurückgeführten Ausdruck ἐξωτερικοὶ λόγοι zukommt, ist noch nicht endgültig entschieden.

15) Beide Darstellungsformen hat mit Glück F. H. Jacobi, die dialogische auch Schelling zur Anwendung gebracht.

16) Forchhammer in der Schrift: Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär. Berlin 1837. Das Übermaß in Gunst und Mißgunst, welches sich in dieser Schrift ausspricht, rügt schon der Engländer Grote in seiner Geschichte Griechenlands am Schlusse des 68. Kapitels, das ganz dem Sokrates gewidmet ist. Übrigens verteidigt auch Grote die Athener gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit und Härte, freilich mit Gründen, die dem Sokrates selbst mehr zu Ehren gereichen als ihn in ein ungünstiges Licht setzen.

17) Hegel, Geschichte der Philosophie.

18) Diese Frage deutet schon der französische Übersetzer der Werke Platons, Victor Cousin, mit Beistimmung Grotes an.

19) Diesem Nachweis ist vornehmlich der Dialog Gorgias gewidmet, der in der einschneidenden Schärfe der Untersuchung und der strengen Beurteilung der berühmtesten Staatsmänner Athens alles überbietet. Es ist begreiflich, daß ein solches Verfahren Widerspruch gefunden hat, der aber kaum als eine grundsätzliche Widerlegung der geführten Untersuchung betrachtet werden dürfte. Bemerkenswert ist, daß neuerdings bedeutende Geschichtsforscher, wie Beloch, Duncker, sich der minder günstigen Auffassung des Perikles zuneigen.

20) Daß hier der Hauptinhalt des Dialogs Kriton kurz angedeutet ist, bedarf keiner näheren Darlegung.

21) Bemerkenswert ist, daß Klopstock als zwanzigjähriger Jüngling bei seinem Abgange von der Schulpforte in seiner lateinischen Abschiedsrede „über den hohen Endzweck der Poesie“ sprach. S. Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Literatur. Von D. Friedrich Lübker. Hamburg 1862.

22) Ariosts rasender Roland I 22. Die Strophe lautet in der Übersetzung von Hermann Kurtz:

O große Biederkeit der alten Ritter!
Sie waren Nebenbuhler und entzweit
Im Glauben, fühlten noch das Ungewitter
Der harten Schläge schmerzlich von dem Streit,
Und ritten jetzt, argwöhnisch nicht noch bitter,
Auf krummem Waldpfad in der Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg sich in zwei Straßen theilte.

23) Ich meine natürlich „Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie. Erster Theil 1766“ und „Hamburgische Dramaturgie. 1767 bis 1769“ (Ausgabe von Lachmann 6. und 7. Band.)

24) Dieses Urteil wird nicht berührt durch das, was Boxberger in der Einleitung zur Braut von Messina (Berliner Ausgabe von 1877, 4. Band S. XXVII ff.) zu Gunsten sowohl der ganzen Tragödie als auch insbesondere des in Frage stehenden Bestandteils derselben gegen Hettner u. a. bemerkt. Anders urteilt Hoffmeister in 'Schillers Leben' hrsgeg. von Viehoff, Stuttg. 1854. 3. T. S. 319 f.

25) Prolog und Epilog, ersteres Wort natürlich nicht in dem besonderen Sprachgebrauch des antiken Dramas genommen, eignen sich wohl auch wenig zu dem bezeichneten Zwecke und finden daher bei den neueren Bühnendichtern nur selten und zwar zu anderen Zwecken Anwendung.

26) S. Eckermanns Gespräche II S. 137 (oben S. 19 f.) und Göthes Aufsatz 'Shakspeare und kein Ende' (Ausg. l. H. 45. B. S. 44). Dort heißt es: „Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neueren Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht gränzt.“ Daß aber Göthe dem Urteile Schillers nicht unbedingt beipflichtet, erhellt aus dem, was er im unmittelbarsten Anschluß an diese Äußerung bemerkt: „Deßungeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.“

27) Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Zwölfte V. (II. 2) Heidelberg 1811.

28) Tugend bedeutet ursprünglich Tauglichkeit, Tüchtigkeit. Eine ähnliche Grundbedeutung hat das griechische Wort. S. Döderlein, Hom. Gloss. N. 536.

29) Bemerkenswert, obgleich für die vorliegende Frage keine Aufklärung bietend, ist eine Stelle in den „Tag- und Jahresheften“ (A. l. H. Band 32 S. 105) aus dem Jahr 1816: „Von Berlin erfreuten mich transparente Gemählde nach meinem Hans Sachs. Denn wie mich früher Nachbildung der älteren treulich ernsten charakteristischen Dichtkunst lange Zeit ergötzt hatte, so war mir es angenehm sie wieder als vermittelnd gegen neuere Künstler auftreten zu sehen.

30) Z. B. in den „Aphorismen.“ (A l. H. Band 44 S. 249) „Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs!“ Daran schließt sich:

„Laßt uns doch vielseitig seyn! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Castanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander."

31) Ich kann mirs nicht versagen, die schöne Stelle, mit welcher Michael Bernays die Einleitung zu seinem Werke „der junge Göthe" schließt, hier mitzuteilen: „Hundert Jahre sind über Deutschland dahingegangen, seitdem die Dichtungen, die hier in einer bescheidenen Sammlung vereinigt sind, dem Volke geschenkt worden — eine Zeit der Ohnmacht, der Schmach und Erniedrigung, eine Zeit voll von neu hervorbrechender Kraft, voll von neu aufgeschlossener Herrlichkeit. Der Dichter des Götz und des Werther sah das Reich in Trümmer auseinandergehen, wenn jetzt der junge Göthe wieder Einkehr hält bei seinem Volke, so blickt sein strahlendes Auge auf ein von neuem Jugendleben durchströmtes, in sicherer Kraft aufgerichtetes Deutschland. Wir fangen an zu begreifen, in welchem Sinne die Begründer unserer Literatur, indem sie für die Menschheit dachten und schufen, zugleich an der Erhebung ihres Volkes gearbeitet haben; wir erblicken sie in der ersten Reihe unserer Volkshelden, und, leuchtend vor allen, ihn, der noch jetzt unter uns lebt und für uns kämpft, den jungen Göthe, den Befreier deutscher Kunst und deutschen Geistes."

32) Die Bedeutung eines Lehrers und Erziehers von Kindern hauptsächlich vornehmer und reicher, doch auch bürgerlich wohlhabender Eltern hat das Wort erst im Laufe der Zeit erhalten, während das mittelhochdeutsche hovemeister einen „Aufseher über fürstliche Hofhaltung oder Oberknecht" bezeichnete. Die παιδαγωγοί (paedagogi) bei Griechen und Römern — bei letzteren auch custodes oder comites genannt — waren zwar ihrem Stand nach Sklaven, denen es oblag die Knaben zu beaufsichtigen und hauptsächlich zu den Lehrern zu begleiten, aber doch auch weitgehende Erzieherrechte — nach dem Grundsatze, den der bekannte Vers ausdrückt: ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται — eingeräumt waren.

33) I 17, 57: Cari sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares; sed omnes omnium caritates patria una complexa est, pro qua quis bonus dubitet mortem oppetere, si ei sit profuturus?

34) Z. B. in dem bekannten und oft angeführten Vers (carm. III 2, 13) dulce et decorum est pro patria mori.

35) Er lautet: O saepe mecum tempus in ultimum
deducte Bruto militiae duce

Das Gedicht ist an Pompeius Varus gerichtet, den H. seinen alten guten Freund nennt, und enthält auch jene vielfach mißdeutete Strophe:

tecum Philippos et celerem fugam
sensi relicta non bene parmula,
cum fracta virtus et minaces
turpe solum tetigere mento

Nach Lessing haben auch neuere Erklärer den richtigen Gesichtspunkt für eine gerechte Würdigung des geschilderten Ereignisses dargethan. Auch das non bene, das Orelli durch non honeste erklärt, bedeutet doch eigentlich nicht mehr, als daß es ihm, wie anderen, übel dabei ergangen ist; bene wird ja auch manchmal mit feliciter oder fortunate verbunden und dadurch näher bestimmt.

36) Ein schönes Zeugnis dafür enthält u. a. die köstliche erste Satire des zweiten Buches. Wie sich Augustus gegen ihn verhielt, ist aus Suetons Lebensbeschreibung des Horatius zu ersehen.

37) S. Lehrs, de Aristarchi studiis Homericis p. 344

38) Ich habe hier vorzugsweise die Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion der Philologenversammlung in Gera im Auge. Hier vertrat zunächst Professor Buchbinder in Schulpforte diese Forderung. Es kann nicht meine Absicht sein, hier in einer Anmerkung das auszusprechen, was ich gegen seine Ansicht einzuwenden habe. Ohnedies möchte es angemessener sein, daß der Widerspruch gegen seine Darlegung von einem Mathematiker vertreten würde. Ich will indessen nicht unerwähnt lassen, daß seitdem der Gegenstand noch mehrfach verhandelt worden ist und auch ein Vorschlag in der Richtung hervorgetreten ist, daß die angestrebte Erweiterung des mathematischen Unterrichts nicht auf Kosten anderer Lehrgegenstände, sondern durch Reformen innerhalb des mathematischen Unterrichtes selbst erzielt werde.

39) Ich will hier nur an die wirklich gestellte Forderung, der Kunstgeschichte oder — um den unverfänglichsten Ausdruck zu wählen — der Kunstanschauung größeren Spielraum zu geben erinnern. Auch über diese Forderung möchte ich mich nicht gern nur so im Vorbeigehen aussprechen.

40) Das Arabische und Hebräische in der Anatomie. Von Professor Dr. Joseph von Hyrtl. Wien 1879.

41) Die Principien des höheren Unterrichts und die Reform der Gymnasien. Von Dr. August Kekulé, Geh. Regierungsrat und Professor der Chemie, d. Z. Rektor der Universität Bonn. Bonn 1878. Ich kenne die gedruckte Rede allerdings nur aus mehreren Besprechungen in gelehrten Zeitschriften.

42) Neuerdings freilich kann dies nicht mehr unbedingt behauptet werden, da wegen der geringen Schülerzahl eine der Industrieschulen bereits aufgehoben wurde und eine andere mit dem gleichen Schicksal bedroht ist.

43) In dem Wunsche, daß die Einheit der Vorbildung zur Universität gewahrt werde, stimmt, glaube ich, mit Kekulé überein Max von Pettenkofer. Dieser hochgeachtete Vertreter der medicinischen und Naturwissenschaften glaubt in der am 4. December 1869 an der Universität München gehaltenen Rektoratsrede

seine Herrn Kommilitonen über ihre Herkunft aus dem humanistischen Gymnasium beruhigen zu können. Er selbst wird also wohl auch mit der an dem Münchener Gymnasium empfangenen Bildung zufrieden gewesen sein. Und doch hat er da weder die Kegelschnitte gehabt noch Anatomie und Physiologie, ja er warnt, wenn ich nicht irre, vor der Einführung der Naturwissenschaften in die Gymnasien. — Übrigens dürfte die Erhaltung der Realgymnasien mit erweiterter Berechtigung sich auch mit Rücksicht auf eine andere Angelegenheit, die neuerdings auch im b. Landtage verhandelt wurde, empfehlen. Es ist dies die Pflege der neueren Sprachen. Von einsichtiger Seite wurde bemerkt, daß zur besseren Erlernung derselben die Übung im Sprechen durchaus notwendig sei, diese aber schon wegen der großen Zahl der Schüler in den h. Gymnasien unmöglich sei. In den Realgymnasien wäre nun sowohl die geringere Schülerzahl als auch die erforderliche größere Stundenzahl, die diesem Unterrichte gewidmet wird, gegeben. Es würde vielleicht dem Besuche dieser Anstalten zu statten kommen, wenn diejenigen, welche sich zum Lehramt in den neueren Sprachen ausbilden wollten, dort ihre Vorbildung suchten.

44) Friedrich Beck, Stillleben. Lyrische Dichtungen in neuer Auswahl. München 1861. Das angedeutete Gedicht stammt aus dem Jahre 1848.

45) S. Pindars 6. olympische Ode V. 87 ff. *ὄτρυνον νῦν ἑταίρους | Αἰνέα, πρῶτον μὲν Ἥραν Παρθενίαν κελαδῆσαι, | γνῶναί τ' ἔπειτ', ἀρχαῖον ὄνειδος ἀλαθέσιν | λόγοις εἰ φεύγομεν, Βοιωτίαν ὗν.* Dazu bemerkt Mezger (Pindars Siegeslieder. Leipzig 1880) S 132: „Das bekannte, auch von der Komödie wohl ausgenützte Sprüchwort ist aus Verdrehung des Namens der alten Einwohner Böotiens, Hyantes, entstanden, und der mehr dem Genuß als geistigen Bestrebungen zugewandte Sinn der Böotier ließ es nicht in Vergessenheit kommen.“

46) Zum Beweise hiefür begnüge ich mich auf drei Werke hinzuweisen, die zum Teil selbst als die besten Quellen für literarische Nachweise dienen können. Sie stehen überdies durch die Zeit ihres Erscheinens in naher Beziehung zu dem Gedächtnistag von Lessings Tod. Es sind dies: 1) Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. 2 Bände. Berlin 1880 und 1881. 2) G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur dargestellt von Kuno Fischer. 2 Bände. Stuttgart 1881. 3) Lessings Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitte und 8 Facsimiles. Leipzig 1882. Der Beachtung darf auch das schöne Vorwort empfohlen werden.

47) Von dieser Anerkennung wollte wohl auch Georg Weber keine Ausnahme machen trotz einer Bemerkung, die er in dem lesenswerten Aufsatze über Voltaire (Beilage zur Allg. Ztg. 1888 N. 42) einfließen ließ und besser unterlassen hätte. Er meint nämlich, die strenge Kritik, die Lessing der Tragödie Merope zu teil werden läßt, sei beeinflußt worden durch persönliche Gereiztheit in Folge der wegen eines zufälligen Umstandes zwischen Voltaire und Lessing gewechselten Briefe. Lessings Kritik bedarf keiner solchen Erklärung, die mit seinen uns bekannten

Grundsätzen durchaus in Widerspruch steht. Wenn in dem angedeuteten Handel auf den Charakter eines der Beteiligten ein übles Licht fällt, so ist es der Voltaires, und Webers Schlußurteil widerspricht dieser Annahme nicht.

48) Mit welch' freudiger Anerkennung Lessing die zuerst durch den Druck veröffentlichten Dichtungen Klopstocks begrüßte, ist bekannt. Mit Bewunderung aber sieht man, wie der 20jährige Jüngling auch diesen Erzeugnissen gegenüber eine Selbständigkeit und Freiheit des Urteils bekundete, wie es in dem damals so leidenschaftlich erregten Streit der Parteien sich sonst nirgends vernehmbar machte. Daß aber nach Klopstock gerade ein Lessing der deutschen Literatur not that, wenn dieser neue Aufschwung des deutschen Geistes zu einer wirklichen Wiedergeburt der deutschen Dichtung werden sollte, das ersieht man am besten aus den Hervorbringungen, die mehr oder weniger sich als Nachahmungen der Klopstockischen Dichtungsweise zu erkennen geben.

49) Die Rettungen des Horaz sind 1754 erschienen und stehen im 4. Band der Lachmann'schen Ausgabe. Ich habe auch Lessings Arbeiten über Plautus hier nicht erwähnt, nicht als ob ich sie der Erwähnung nicht wert geachtet hätte: das sind sie vielmehr in hohem Grade. Man muß in der That staunen nicht bloß über die vielseitige Gelehrsamkeit des 21jährigen Jünglings, sondern noch mehr über die Sicherheit und Reife des Urteils, die sich in der einsichtsvollen und gerechten Abwägung von Lob und Tadel zu erkennen gibt. Dazu kommt die man muß wohl sagen künstlerische Form der Behandlung, die man etwa schon aus den Überschriften der einzelnen Abschnitte entnehmen kann. Sie sind alle zusammengefaßt unter der Überschrift: „Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", und lauten einzeln: 1) Abhandlung von dem Leben und den Werken des Marcus Accius Plautus. 2) Die Gefangenen, ein Lustspiel. Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt. Vorbericht des Übersetzers. (Mit einzelnen Anmerkungen.) 3) Critik über die Gefangenen des Plautus. (Diese ist in die Form eines Briefes von seiten eines einsichtigen Gegners gekleidet und von Gegenbemerkungen Lessings begleitet.) 4) Samuel Werenfels Rede zur Vertheidigung der Schauspiele. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von M. Immanuel Fried. Gregorius aus Camenz. (Eine starke Zurechtweisung des Uebersetzers.) 5) Beschluß der Critik über die Gefangenen des Plautus. Aus dem letzten Abschnitte will ich, nur um den Hauptgedanken der ganzen Arbeit und die Art der Behandlung kurz zu kennzeichnen, eine Stelle hersetzen. Nachdem er den alten Dichter gegen mancherlei Beschuldigungen, die er seinem Gegner in den Mund legt, verteidigt, andrerseits auch „hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen," die er nicht so blind ist an seinem Dichter nicht zu sehen, zugegeben hat, fährt er fort: „Ich bleibe also dabey, daß die Gefangenen das schönste Stück sind, das jemals auf die Bühne gekommen ist, und zwar aus keiner anderen Ursache, als weil es der Absicht der Lustspiele am nächsten kömmt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich versehen ist." Gelegentlich mag auch darauf hingewiesen werden, daß Lessing in der Anerkennung der Leistungen anderer seine Unbefangenheit auch in

nationaler Hinsicht dadurch bekundet, daß er den Verdiensten der Frau Dacier, welche einige plautinische Lustspiele übersetzte und in der Vorrede sich auch über das Urteil des Horatius aussprach, das größte Lob spendet. Wenn nun trotz aller Vorzüge dieser Leistung des jugendlichen Lessing dieselbe unerwähnt geblieben ist, so liegt der Grund in dem Umstand, daß sie aus mehreren Gründen eben doch nicht in den Kreis des deutschen Unterrichtes gezogen wurde. Doch verdient sie auch jetzt noch die Beachtung derjenigen, welche dem neuerdings mit besonderem Eifer und Erfolg betriebenen Studium des alten Dichters ihre Teilnahme zuwenden.

Unerwähnt oben blieb auch die Arbeit über Logau, obwohl ihr schon um des trefflichen Epigrammatisten selbst willen in dem Unterrichte einige Beachtung zugewendet wurde. Sie erschien im Jahre 1759 unter der Ueberschrift: Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing. Die Arbeit der Herausgeber, welche aus der vollständigen 3553 Gedichte enthaltenden Sammlung etwa ein Drittel auswählten, verdient sowohl um der Vorrede als auch um des Wörterbuchs willen, dem ein Vorbericht von der Sprache des Logau vorangeht, alle Anerkennung und Beachturg; sie kann namentlich auch dafür zeugen, welchen Eifer für die deutsche Sprache und die deutsche Ehre Lessing hatte.

50) Eine sehr gründlich eingehende und namentlich auch die literarischen Streitigkeiten, zu welchen das Erscheinen von Lessings Werk Anlaß gab, beleuchtende Erörterung ist diesem Gegenstande gewidmet in dem oben angeführten Werke von Danzel und Guhrauer.

51) Er glaubte deswegen auch die Entstehung der Gruppe in die Blütezeit der griechischen Kunst setzen zu müssen, wogegen Lessing, nicht um ihren künstlerischen Wert herabzudrücken, sondern aus anderen Gründen, z. T. solchen, die das Verhältnis des plastischen und Dichterwerkes zu einander betreffen, geneigt ist die Lebenszeit der Künstler, denen wir das auch von ihm bewunderte Werk verdanken, in das erste Jahrhundert der römischen Kaiserzeit herabzurücken. In neuerer Zeit haben sich die bedeutendsten Kunstkenner und Vertreter der Kunstgeschichte, wie Brunn, Lübke, Overbeck dafür entschieden, das Werk der Rhodischen Schule und damit dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zuzuweisen. In der allerneuesten Zeit haben die pergamenischen Funde Anlaß gegeben, den wissenschaftlichen Streit wieder aufzufrischen. | Fast schien es, als sollte durch die berufensten Kenner auf diesem Gebiete der Kunstgeschichte, Kekulé und Conze, die die Laokoongruppe als Abkömmling des Gigantenfrieses von Pergamon betrachteten, die Ansicht zur Geltung kommen, daß die Gruppe nicht früher als etwa 100 v. Chr. entstanden sei. Gegen diese Ansicht tritt nun neuerdings Adolf Trendelenburg in die Schranken mit einem in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag, der durch den Druck veröffentlicht worden ist unter der Überschrift: „Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars. Mit zwei Lichtdrucktafeln.“ Berlin 1884. Trendelenburg bestreitet mit beachtenswerten Gründen die Abhängigkeit der Gruppe von dem Friese, ist vielmehr geneigt anzunehmen, daß beide Werke völlig unabhängig von einander erfunden worden sind. Die

frühere Entstehung komme jedenfalls der Gruppe zu, die er somit wohl in Übereinstimmung mit der bis jetzt vorherrschenden Ansicht dem dritten Jahrhundert v. Chr. zuweist. Die Entscheidung dieser Frage berührt natürlich ganz und gar nicht Lessings Urteil, welches dahin geht, daß der Dichter nicht das Werk des Bildhauers vor Augen gehabt habe. Seine Gründe sind ebenso triftig, wie die, mit welchen Trendelenburg die Abhängigkeit der Gruppe von dem Friese bestreitet. Ja ich möchte dessen Erörterung zu Lobe sagen, daß sie etwas von Lessing'schem Geiste atmet. Wichtiger aber ist mir, daß was Carl Justi, Winckelmanns Biograph, über die Laokoongruppe sagt (Trend. S. 23 f.) mit folgenden Worten: „Der Laokoon ist im ganzen wie im einzelnen wie inspiriert vom Geist der Plastik; er ist aus lauter Maximen dieser Kunst zusammengesetzt," vollkommen den Grundgedanken der Erörterung Lessings ausdrückt, während Winckelmann einen sittlichen Grund mit einfließen ließ, welcher die Unbefangenheit des Urteils über die Darstellung des Dichters und Bildhauers eher benachteiligte als förderte.

52) August 1882, so daß der Monat an den Geburtstag, das Jahr an das Todesjahr (1832) erinnert.

53) Klopstock, geb. 1724, gest. 1803, Göthe geb. 1749, gest. 1832, Schiller geb. 1759, gest. 1805.

54) Die Aufschrift des aus drei Bänden bestehenden Werkes lautet vollständig: Der junge Göthe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 1776. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. Leipzig, Verlag von Hirzel. 1875. Ich habe den Namen des Verlegers beigefügt, weil sein Anteil an dem Zustandekommen des Werkes nicht in der gewöhnlichen Mitarbeiterschaft des Verlegers aufgeht, sondern auch auf den Inhalt desselben sich erstreckt, insofern sein höchst verdienstliches Bestreben die sachliche Grundlage zu der Arbeit des Verfassers und Herausgebers darbot. Von großer Bedeutung aber ist die fast 100 Seiten starke Einleitung von Bernays, aus der ich nur zur Belehrung über den Zweck des Werkes eine Stelle hiehersetze. „Die Sammlung widmet sich ganz eigentlich allen denen, die der vaterländischen Literatur eine mehr als flüchtige Theilnahme entgegenbringen, und zuförderst dem weiten Kreise derer, die sich im Geiste dem Dichter als einem hohen Freunde angeschlossen haben, dessen Geleit durchs Leben sie nicht entbehren möchten. Unser Wunsch ist, daß sie als ein — warum sollten wir uns des Ausdrucks schämen? — als ein einladendes Lesebuch erscheine, in welches sich jeder, dem Göthe theuer ist oder noch werden soll, mit freudigem Behagen vertiefen, und zu dem mancher, angelockt von dem zart-kräftigen Jugendhauche, der hier weht, mehr als einmal zurückkehren mag. Die Wissenschaft muß zwar vor allem an ihrer eigenen Begründung und Ausbreitung arbeiten, aber sie darf auch nicht die schöne Pflicht abweisen, die Frucht des Erarbeiteten zu ungestörtem Genuß und freier geistiger Förderung darzubieten.

55) Im „Quellenverzeichniß" gibt Bernays (III S. 713) den „Teutschen Mercur" von 1776 an.

56) Über die ursprüngliche Absicht der Dichtung, welche nach Schöll bei Bernays II. S. 28—33, soweit sie vorliegt, in der entsprechenden Form zu finden ist, gibt Göthe selbst in „Dichtung und Wahrheit. Dritter Theil. (Aus meinem Leben. Vierzehntes Buch. Ausg. l. H. 26. B. S. 297 ff.)" Auskunft.

57) S. Bernays I. S. 109.

58) Die von dem Direktor des Kollegiums, Professor Dr. Schreiber, gehaltene Festrede ist durch den Druck veröffentlicht in der Schrift: „Blätter der Erinnerung an das dreihundertjährige Jubiläum des Collegiums bei St. Anna in Augsburg am 3. und 4. Dezember 1882. Augsburg, Verlag der Math. Rieger'schen Buchhandlung. 1883.

59) Ich will seinen Namen nicht verschweigen. Er heißt Ludwig Döderlein.

60) Die freilich nicht streng beglaubigten Angaben der Überlieferung fallen zwischen 5 und 100 Minen für einen ganzen Lehrgang oder zwischen 1 und 50 Drachmen für einen Lehrvortrag. Eine attische Silbermine hatte damals etwa den Wert von 70 Mark und war gleich 100 Drachmen. Bemerkenswert ist die gut beglaubigte Überlieferung über die ebenso rücksichtsvolle wie auf hohem Selbstgefühl beruhende Art der Erhebung des Honorars, deren sich Protagoras nach Plat. Prot. 328 B und der, wie es scheint, etwas weniger genauen Angabe bei Aristot. N. Eth. IX 1 bedient haben soll, durch welche gleichermaßen das Recht des Lehrers und des Schülers gewahrt wurde.

61) Rede für den Fest-Gottesdienst des Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg am Tage der 400jährigen Jubelfeier der Geburt Luthers, verfaßt von Friedrich Böckh, Religionslehrer am Gymnasium. Augsburg. Verlag von Richard Preyß. 1883.

62) Daß sich die Aufmerksamkeit in neuerer Zeit dem Dichter wieder mehr zuwendet, davon gibt Franz Munckers „Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften", Stuttgart 1888, mit dem Bericht von M. Carriere (Beil. z. Allg. Ztg. N. 60) und „der Messias von Klopstock, im Auszug als Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von O. Frick" Berlin 1886 nebst der Anzeige von Freybe in Jahrbb. f. Ph. und Päd. 138,2 Zeugnis.

Druck der J. P. Himmer'schen Buchdruckerei in Augsburg.